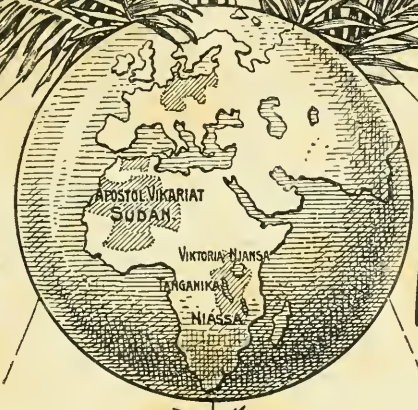
BV
2300
W5A4
Jg.15

AFRIKA-BOTE

Nachrichten aus den Missionen der Weissen Väter



Illustrierte Monatsschrift

BV
2300
W3A4
1908
c.1

15. Jahrgang
1908|09.

15. Jahrgang
1908|09.

LIBRARY
DEC 17 1973
UNIVERSITY OF TORONTO

TRIER

Verlag des Missionshauses der Weissen Väter

Inhalts-Verzeichnis.

1. Aufsätze. — Allgemeines.

	Seite
An den Leser	1
Die Schrecken der Schlafkrankheit	10
Das Geheimnis der Batutsi (P. F. Dufays)	12, 30
Löwen in Ostafrika	16
Königskrönung in Unjanwesi (P. Gaß)	25
Die Missionen und die deutschen Katholiken	61
Die Sklaverei	73
Ist der Neger bildungsfähig? Von P. Schumacher	76
Ein moderner Ozeandampfer	83
Die Missionsfrage	85
Kreuz und Schwert (Gedicht)	98
Stand der Ap. Vikariate Deutsch-Ostafrikas	108
Die Gnadennovene zum hl. Franz Xaver (4.—12. März)	132
Raubtierplage in Inner-Afrika	134
P. Arnold Janssen	141
Von der Schlafkrankheit	147
Stand der Missionen der Weißen Väter	154
Die Frau im Negerlande	176
Raubtiere im Bezirk Kilimatinde	185
Im Altkircher Missionshause	188
Die Eingeborenensprachen in den afrik. Kolonien	204
Apostolische Hilfsarbeit	218
Baumwollkultur in Deutsch-Ostafrika. Von Br. Rodriguez	223
Krokodiljagd	227
Ausstellung von Missionsgaben	234
Der hl. Augustinus in der Erinnerung der Araber des 17. Jahrhunderts	241
„Das ist eine Kulturarbeit!"	265

2. Berichte aus den Missionen.

a) Nordafrika.

Bilder aus dem Kabylenlande. Von P. E. Amat	121

b) Nord-Njansa (Uganda).

Aus dem Missionsbezirk: Villa Mariya. Von P. Laane	169
Aus dem Zauberkasten des Missionars. Von P. L. Bedrines	193
Ein schwarzer Seminarist. Von Bischof Streicher	197
Johannes Kitagona, der schwarze Katechist. Von Ch. E. L.	246
Unter den Bambanegern. Von P. Beauchamp	279

c) Süd-Njansa.

Afrikanische Miszellen. Von P. P. Schumacher	103, 138, 164
Königswahl auf der Insel Ukerewe. Von P. Hurel	111
Brief eines jungen Schwarzen an seinen ehemaligen Obern	152
Bunte Bilder aus dem Missionsleben. Von P. Schumacher	181, 207, 230, 258

d) Unjanjembe.

Aus Neu-Trier (Iraku). Von P. J. Gaß	155

e) Tanganika.

Aus Karema. (P. Majerus)	4, 161
Aus der Tanganika-Mission. Von P. Avon	49
P. Nik. Hoscheit †	100
Opfer und Opferritus bei den Tanganikanegern. Von P. Hartmann	199
Die Seherin von Kasagula. Von P. Majerus	253

f) Njassa.

Aus Kayambi. Von Br. Gabriel Flemm	58
Apost. Vikariat Njassa. Von Br. Gabriel	145
Jumani, der Negerknabe. Von P. Paradis	219

3. Erzählungen.

Ein arabischer Blutzeuge. Von P. Baurmann	18, 39 66, 89, 113
Der Bandit von Ait-Irgan. Von D.	78
Erbaulicher Tod einer Negerin. Von Br. Gabriel (Njassa)	98
Heldenmut einer schwarzen Christin. Von Bischof Streicher	268

4. Kleine Mitteilungen.

	Seite
Abreise von Missionaren	23
Tod des P. Nik. Hoscheit	24
Seminar in Rubia	24
Br. Hermann Kock und die Marienkapelle von Bukalasa	45
Verwandlungen des Löwen	46
P. Herm. Backhove	46
Aus Ushirombo (P. Martin)	46
Passionsspiele in den Missionen	46
Aus Urundi	47
Von unseren Karawanen	71
Expedition zur Erforschung der Schlafkrankheit	71
Drama im Urwald	71
Kampf zwischen Leopard und Boa	71
Einer der ältesten Afrikaner	94
Der Verein der hl. Kindheit	94
Missionsvereinigung kath. Frauen und Jungfrauen	94
Menschenfresserei am Kongo	95
Tod des Häuptlings Kisabo von Urundi	118
P. L. Pfeffermann (Ulungwa)	119
Die Heimat des Kaffees	144
Heuschreckenplage in Algier	167
Kath. Missionen im belg. Kongo	167
Seminar für orientalische Sprachen in Berlin	167
Hamburgisches Kolonialinstitut	190
Die größten Schiffsschrauben	190
Neue Ölfrucht in Deutsch-Ostafrika	191
Die Taubenpost in Afrika	191
Vom Vatikan	213
Abenteuer mit einer Riesenschlange	213
Abessinische Heilkunst	214
Goldfelder in Uganda	235
Ein furchtbarer Schlafgefährte	235
Latein in den Missionen	236
Forschungsreise durch die Sahara	236
Berauschende Getränke bei den Naturvölkern	237
Deutsche Jesuiten in Tokio	237
Pflanzenhaare	238
Aussterbende Tiere	261
Von der Weltsprache	261
Eine Mutprobe im Sudan	262
Die Religions- und Konfessionsfreiheit in der Türkei	263
Missionsbischöfe	287
Über Kala	287

5. Illustrationen.

Zum gold. Priesterjubiläum Pius' X.	3
Pius X. als Kaplan in Tombolo	5
Pius X. als Bischof von Mantua	5
Ehemalige Klarissenkirche i. Trier 8, 218	
Seminaristen des Missionshauses der Weißen Väter zu Trier	12
Fort Bagamoyo	18
Indischer Obsthändler in Sansibar	20
Sternwarte in Greenwich	22
Papstwappen	25
Lemberi, König von Ulungwa, mit Gefolge	28
Gruppe von Laienbrüdern	32
Aufbruch einer Karawane	37
Arabische Sklavenhändler	40
Schwarze Seminaristen in Bukalasa	44
Unbefleckte Empfängnis	52
Missionsstation Simba	55
Missionare von Simba	59
Drama im Urwalde	63
Häuptlinge v. Stamme d. Babemba	67
Mitternachtsmesse in der Wildnis	75
Missionskarawane der Weißen Schwestern	79
Passagierdampfer d. Cunard-Linie	84
Altar d. Missionskirche in Kabgaye	89
Moschee in Tanger	93
Kaiser Wilhelm II.	97
P. Nik. Hoscheit	101
Losgekaufte Frauen und Kinder am Njassa	104
RR. PP. Schumacher u. Lecoindre	106
Kisabo, Häuptling von Urundi	112
Martertod des ehrw. Geronymo	116
St. Joseph	121
P. Amat und Kabylenzöglinge	123
Christliche Kabylenfamilie	128
Hyäne in der Falle	134
P. Arnold Janssen	142
Missionsstation und Negerdorf	145
Sklavenfreibrief	148
Hospital in Baldurinstadt	152
Im Kreise der schwarzen Zöglinge in Ndala	157
Freigekaufte Sklaven in Ndala	159
Massai-Hirte	162
Massai-Krieger	165
Bischof Streicher und Missionare	172
Kirche in Entebbe	177
Mutter-Gottes-Bild (V. Jahrh.)	180
P. Van der Wee b. Häuptling Wimu	184
Aussätziger in Ushirombo	189
Kriegsspiel der Neger	196
Villa Marina	198
Bischof Guillermain † u. Baganda-häuptling	202
Suaheliboy im Kansu	205
Sprachgebiet des Suaheli	206
Ehrw. M. Claver †	210
Negerknabe	220
Auf der Missionsstation	222
Webstuhl der Eingeborenen	225
Jagd auf Krokodile	228
Kirche von Issavi	232
Der hl. Augustinus	242
St. Augustinuskathedrale zu Hippo	244

Seite

Eine Katechistenfamilie 248
Katechist beim Unterricht 252
Zauberplatz mit Zauberhütte . . . 256
Mgr. Joseph Dupont a. d. Gesellschaft der Weißen Väter. . . . 267
Bischof Viktor Roelens (Gesellschaft der Weißen Väter) 270
Bischof Johannes Jos. Hirth a. d. Gesellschaft der Weißen Väter 275
Getreidespeicher bei den Bobonegern (Sudan) 280
Missionskirchlein in Banankuru nach einem Orkan (Sudan) . . 285

6. Besprochene Bücher.

Die Herrlichkeiten der göttlichen Gnade. Von P. Enf. Nieremberg 24
Der dritte Orden des hl. Franziskus 47
Philothea. Vom hl. Franz v. Sales 47
Andenken für Dienstmädchen. Von Alban Stolz 48
Geistliches ABC für die christliche Familie. Von Joh. Heim . . . 48
Die betrachtende Ordensfrau. Von P. Gerh. Dieffel C. SS. R. . . . 48
Meßbüchlein für fromme Kinder. Von G. Mey 48
Elsässer Helden. Von A. D. . . . 72
Des Indianers Familie, Freund und Feind. Von Barb. Renz . 72
G'spassige und b'sundere Leut. Von P. Lorenz Leitgeb C. SS. R. . . 72
Ein Opfer der Hottentotten. Von P. R. Streit O. M. J. 96
Der letzte Franziskaner von Texas. Von P. R. Streit O. M. J. . . 96
Krankendienst und Krankentrost. Von H. Drestomark 96
M. Clara Fey vom Armen Kinde Jesu und ihre Stiftung. Von P. O. Pfülf S. J. 96
Witterungen der Seele. } Von
Nachtigall Gottes. } Alban 119
Die hl. Elisabeth. } Stolz.
Ein Wort a. d. junge Welt. } Von
Ein Wort an die heiratslustige Welt. } P. Dieffel 120
Ein Wort an die eingebildete Welt. } C. SS. R.
Ein Wort an die Männerwelt. }
Ein Wort an die Frauenwelt. }
Laumannsche Kinderlegenden. }
Laumannsche Jugendbibliothek. }
Marthas Ferien. Von Helene Pagés 120
Fürs Leben. Von P. C. Muff O. S. B. 120
Der sel. Markgraf Bernhard v. Baden. Von P. Od. Ringholz O. S. B. . 120
Fastenbilder. Von K. Kümmel . . 144
Gesammelte kleinere Schriften. Von P. Meschler S. J. 168
Kreuzwegbüchlein. Von P. Meschler S. J. 168
Edelsteine aus reicher Schatzkammer. Von Alban Stolz . . 168
Himmelstau. Von P. Lebeau . . 192
Gebetbuch für die kath. Männerwelt. Von Dr. J. Keller . . . 192
Maria, unsere Trösterin. Von Jos. Kremer 192
Jesus und die christliche Jungfrau. Von P. Waldner S. J. 192
Der Christ im Ehestand. Von P. Martinus O. M. 192
Das Brot des Lebens. Von Dr. A. Tappehorn 192
Die Gnadensonne des 20. Jahrh. Von P. Hagen S. J. 192
Myrtenkranz. Von P. Dotzler S. J. 192
Der Lindenmüller. Von Kath. Hoffmann 215
Wacholdergeist. Von Alban Stolz 215
Das Kind Mariens 215
Das kleine Familienhaupt. Von Z. Fleuriot 215
I. Sammlung „Aus Vergangenheit u. Gegenwart." } Butzon & Bercker in Kevelaer. 216
II. Sammlung Münchener Volksschriften. }
III. Sammlung Münchener Jugendschriften. }
Die öftere und tägliche Kommunion. Von P. Lintelo 238
Aus fernen Landen: } Herder, Freiburg. 239
Der Findling von Hongkong. }
Die Marienkinder. }
Maron, der Christenknabe aus dem Libanon. }
Die Schiffbrüchigen. }
Der Schutzengel. Von Wilh. Färber 240
Tropischer Gemüsebau 240
Sonnenschein. Von Elis. Müller 240
Wegweiser für Krankenpfleger. Von Dr. med. Düttmann . . . 240
Leuchtturm: Zeitschrift für die studierende Jugend. Herausgegeben von Direktor Anheier, Trier . . 263
Kath. Missionsstatistik. Von H. A. Krose S. J. 264
Die Höflichkeit. Von Bernh. Krier 264
Neues Leben: Gebetbüchlein für Erstkommunikanten. Von F. Beetz 264
Didaktik als Bildungslehre. Von Otto Willmann 287

Druck der Kunst- und Verlagsanstalt Schaar & Dathe, Komm.-Ges. a. Akt., Trier. 14709

Das silberne Bischofsjubiläum,

welches der Generalsuperior der Gesellschaft der Weißen Väter, der hochwürdigste Herr Leo Livinhac am 14. September feiern konnte, gestaltete sich innerhalb der Gesellschaft zu einer innigen, religiösen Kundgebung und verdient, zur Kenntnis unserer Freunde und Wohltäter gebracht zu werden.

Wo es sich irgend wie tun ließ, waren die jährlich wiederkehrenden 8tägigen Exerzitien so gelegt worden, daß sie am 13. September, dem Vorabende des Jubelfestes, zu Ende gingen. Ihren Abschluß fanden sie mit dem feierlichen sakramentalen Segen. Dieser Schlußsegen wurde durch folgende Zeremonie ausgezeichnet: Unter Absingung des Psalmverses: Ecce quam bonum . . . traten alle Exerzitanten zu den Stufen des Altares heran und legten vor ausgesetztem Hochwürdigsten Gute in die Hände des Jubilars oder seines Stellvertreters die feierliche Eides- resp. Gelübdeerneuerung ab, wodurch sie sich von neuem und rückhaltlos dem Missionswerke weihen.

Zur näheren würdigen Vorbereitung auf das seltene Fest vereinigte in allen Häusern der Gesellschaft eine dreitägige Andacht alle Mitglieder zu gemeinsamem Gebete, um Gottes reichen Segen auf die Person des hohen Jubilars und das ihm anvertraute Werk herabzuflehen, um der göttlichen Vorsehung den Tribut des Dankes abzustatten für die Gnaden, welche während 25 Jahren durch den Jubilar der Gesellschaft und der neuerstehenden afrikanischen Kirche vermittelt wurden.

Als junger Priester trat Leo Livinhac am 7. April 1874 in die Gesellschaft der Weißen Väter ein.

Nordafrika war einstweilen Zeuge seiner seeleneifrigen Tätigkeit. Bald sollte ihr ein neues noch unbebautes Feld eröffnet werden. Der hochverdiente Kardinal Lavigerie betraute den P. Livinhac nämlich mit der Neugründung der Missionen an den innerafrikanischen Seen. Am 15. Juni 1883 zum Bischofe präkonisiert, wurde er am 14. September 1884 geweiht. Die folgenden 5 Jahre ist er wiederum in der schönen Uganda-Mission tätig. Die herrliche Entfaltung des christlichen Lebens, welches so viele Blüten heroischer Tugend gezeitigt und sich selbst im Martyrium bewährt hat, hat unter seiner Leitung eingesetzt und dauert bis auf den heutigen Tag fort, so daß sie die Verwunderung der katholischen Welt auf sich zieht.

Wie oft mag der Jubilar im Geiste in dieser gesegneten Mission geweilt haben, seitdem ihn die General-Leitung der Gesellschaft davon fernhält. Seit 20 Jahren trifft das nunmehr zu. Es waren Jahre dornenvoller Arbeit, reich an Sorgen und Kümmernissen, doch unverkennbar mit dem Segen Gottes begleitet. Die innere Festigung und Ausgestaltung der Gesellschaft schritt organisch weiter und gelangte mit

der endgültigen Bestätigung der Statuten am 15. Februar 1908 zum Abschluß. Die äußere Ausbreitung geht unaufhaltsam weiter. Das Missionswerk selber in Nord- und Zentralafrika bewährt seine Lebens- und Entwicklungskraft in den zahlreichen Haupt- und Nebenstationen, den vielen Schulen, Wohltätigkeitsanstalten, insbesondere aber in den Lehr- und Bildungsanstalten für einen eingeborenen Klerus und eingeborene barmherzige Schwestern.

Leo Livinhac, Generaloberer der Weißen Väter; Titularbischof von Pacando.

Dieser so tröstliche Rückblick auf die 25 Jahre verantwortungsvoller Arbeit ihres verehrten Generalsuperiors erfüllt die Missionare mit unbedingtem Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, und mit unverbrüchlichem Gehorsam und kindlicher Ergebenheit flehen sie zu Gott für den greisen Jubilar:

Ad multos annos.

Zum Geleite:

„Etwas von dem, was hinter den Zahlen der statistischen Angaben steht."

Die Missionszeitschriften, vorab das auf dem Gebiete der Missionsliteratur führende Organ — „Die katholischen Missionen" bei Herder, Freiburg — tragen einem aufrichtig empfundenen Bedürfnisse ihrer Leser Rechnung, wenn sie ab und zu sorgfältig aufgestellte statistische Angaben bringen. Mit ihrer Hilfe möchte sich nämlich der Missionsfreund eine Art Bilanz aufstellen, die ihm einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Missionen ermöglicht. Auch möchte er gern die notwendigen Anhaltspunkte haben, um einen sichern Blick rückwärts tun und die diesjährige Missionstätigkeit mit der vergangener Jahre vergleichen zu können. Desgleichen möchte er eine wenigstens mutmaßliche Aussicht in die nächste Zukunft gewinnen, um über die Hoffnungen und Befürchtungen der Mission urteilen zu können.

Diesen berechtigten Wünschen werden nun die bereits vorliegenden statistischen Angaben des letzten Jahres vollauf gerecht. Wir wohnen dem erhebenden Schauspiele bei, daß der alte verdiente Orden der Dominikaner, der seraphische Orden mit seinen vielen Verzweigungen, die Gesellschaft Jesu ihr Fähnlein abordnet, um die Grenzen des Reiches Gottes auf Erden weiter hinauszuschieben.

Wir sehen, wie auch die neueren Kongregationen und Missionsgesellschaften ihr Kontingent stellen, um eingedenk der Mahnung des Herrn: „Gehet hin in alle Welt", alle Völker zu lehren und dem wahren Glauben zuzuführen. „Die Nachrichten aus den Missionen", welche die verschiedensten Missionszeitschriften in monatlichen oder halbmonatlichen Abständen regelmäßig den christlichen Familien in Stadt und Land zukommen lassen, führen uns in ferne Länder und unter fremdartige Völker, erzählen von dem opfer-, aber auch freudereichen Leben der Glaubensboten, zeigen uns den Entwicklungsgang, welchen der Same des Wortes Gottes von jenem Augenblick annimmt, wo er zum ersten Male im Herzen des Heiden Wurzel faßt, bis zu jenem, wo er zu vollständiger Reife gelangt und den Heiden selbst zu einem ganzen Menschen und vollkommenen Christen umgestaltet.

Gewiß begrüßen wir es aufs Freudigste, wenn es zur Kenntnis aller gebracht wird, was unsere hl. Kirche draußen in den Heidenländern zum zeitlichen und ewigen Heile der Menschen wirkt. Die Liebe zur Kirche und das eigene innere Leben kann nur dabei gewinnen. Aber wenn dieses Arbeitsfeld auch offen vor aller Augen daliegt, so ist es doch nicht das einzige, auf welchem die Kirche unermüdlich tätig ist. Im Gegenteil: sollen auf dem Felde der auswärtigen Missionen Früchte heranreifen, sollen die Reihen der apostolischen Arbeiter sich immer wieder mit tüchtigen heiligmäßigen Missionaren füllen, so muß vor allem der heimatliche Boden eine sorgfältige Pflege erfahren haben und ständig erfahren. Der Geist nun, der bei der Kirche ist, „reicht mit Macht von einem Ende bis zum andern und ordnet alles lieblich an." Und damit die Hungernden draußen in den Heidenländern jemanden finden, der ihnen das Brot der Wahrheit und des Lebens breche, erfüllt er die christliche Heimat mit Gütern, durchdringt großmütige Seelen mit einer glühenden Gottes- und Menschenliebe.

O, es ist etwas Erhabenes um diese Gottes- und Menschenliebe! Mag der Missionar auch noch so weit fortziehen, sein Zelt auf der verlassensten Insel des Weltmeeres aufschlagen, diese hochherzige Menschenliebe findet ihn und umgibt ihn mit ihren leiblichen und geistigen Werken der Barmherzigkeit. Wenn man sie im Bilde darstellen sollte, so müßte man ihr ein Fern- und Vergrößerungsglas geben. Denn sie ist scharfsichtig und weitblickend. Trotz der eigenen Leiden und Wunden behält sie ein offenes Auge für die Leiden und Wunden der Mitmenschen. Ja gerade dadurch beweist sie ihre Echtheit, daß sie der eigenen Leiden vergißt, um denen anderer abzuhelfen.

Von einem mächtigen Sehnen nach Wohltun ergriffen, hat sie einen scharfen und weiten Blick, die Hilfsmittel zu entdecken; entwickelt eine auffallende Stetigkeit und Energie des Willens; rüstet sich mit einem eigenen Organisationstalent aus, das dann aus den entlegensten Berggegenden her die kleinen Rinnsale und Bächlein zusammenführt, bis sie zu einem Strome geworden sind, der dann seinerseits die Wohltaten über die ganze Welt hinausträgt.

Nur unter dieser weitsehenden, mitfühlenden und opferwilligen Menschen- und Gottesliebe ist es möglich, daß die arme Dienstmagd bei ihrer Arbeit an das leibliche und geistige Elend der Heidenwelt denkt und etwas von ihrem sauer verdienten Arbeitslohn zum Besten der armen Heiden zurücklegt. Nur diese ewig neue und arbeitsfreudige Menschen- und Gottesliebe hat die verschiedenen Sodalitäten, Missions- und Paramentenvereine zusammengeführt, nur sie hält dieselben zusammen und verleiht ihnen ihr segensreiches Wirken. Aber mit ihr versprechen wir uns auch für die kommenden Jahre ähnliche Erfolge, wie sie das vergangene hervorgebracht hat.

Da lesen wir im „Echo aus Afrika", daß im Jahre 1908 auf Veranlassung der St. Petrus Claver-Sodalität **64** Vorträge und **25** Predigten zugunsten der afrikanischen Missionen gehalten, **6** Paramentenausstellungen und **7** Theateraufführungen zum gleichen Zwecke veranstaltet wurden. In vielen Orten, wo die Sodalität ihre Tätigkeit entfaltet, fanden kirchliche Feierlichkeiten statt zu Ehren Mariä der Mutter vom Guten Rate und des hl. Petrus Claver, der Patrone dieser Gesellschaft. Ein „Gebetskreuzzug" zum Herzen Jesu vor dem Schutzfeste des hl. Josef vereinigte, wie alljährlich, Tausende von Missionsfreunden im gläubigen Bunde für die Ausbreitung des Glaubens in Afrika.

Als Frucht dieser allseitigen Propaganda konnte die Sodalität in diesem Jahre die Summe von **M 173.234,62** unter 35 in Afrika wirkenden Missionsgesellschaften ohne Unterschied der Kongregation und Nationalität verteilen.

In dieser Summe sind inbegriffen die von Wohltätern bestimmten Spenden für **143** Sklavenloskäufe, ferner Patengelder für **452** Negerkinder und Adoptionen von **5** Kindern, **1** Katechisten und **2** eingebornen Priestern.

Der Wert der erhaltenen und nach Afrika beförderten Spenden in Gegenständen beläuft sich auf M 31.317,14.

Endlich besorgte die Sodalität den so notwendigen Druck von Büchern in den Negersprachen, so zwei Katechismen für die Väter vom hl. Geiste in den Kichaga- und Kisuaheli-Sprachen, sowie ein Wörterbuch in Gengbe-französisch für die Lyoner Missionsgesellschaft.

Eine nicht minder emsige und segensreiche Tätigkeit wurde von den verschiedenen Missions- und Paramentenvereinigungen entfaltet. So konnte die Missionsvereinigung kath. Frauen und Jungfrauen im vorigen Jahre 64 Missionen unterstützen. Die von ihr besorgten Paramente, kirchlichen Geräte, Tragaltäre usw. stellten einen Wert von 55 325 Mark dar. Die diesjährigen Erfolge dieser rührigen Vereinigung werden die vom vergangenen Jahre noch übertreffen. Auf den rührigen und ausdauernden Eifer, welcher die Paramentenvereine beseelt hat, mag man aus folgender Angabe schließen: An Altar- und Kelchwäsche, priesterlichen Gewändern, Antipendien, Bannern, Fähnchen usw. hat der Trier'sche und Münster'sche Paramentenverein insgesamt 448 Stück fertig gestellt. Der Glaubensverein hat nach dem letzten Jahresbericht 6 402 587 Franken, der Kindheitsverein 3 761 954 Franken aufgebracht.

Das sind einige kurze Angaben über die materiellen Erfolge; sie kann man zählen, messen, wägen. Aber was man nicht mit menschlichen Zahlen, Maßen und Gewichten werten kann, das sind die geistigen, übernatürlichen Erfolge: die hochherzigen Entschlüsse, die frommen Anmutungen, die feurigen Gebete, welche die arme Dienstmagd zu Gott sandte, während sie ihren Sparpfennig zurücklegte oder der Förderin übersandte; welche die emsige Näherin und Stickerin still und ungesehen verrichtete, während sie die Nadel führte; welche die Kassiererin zu Hilfe nahm, um die Geduld und Ruhe zu bewahren, wenn sie die Beträge einsammelte und quittierte, die eingelaufenen Hilfegesuche mit dem vorhandenen Kassenbestand in Einklang brachte.

Aber einer ist es, der über alles das genau Buch führt, der allwissende und allgütige Gott, der den aus Liebe gereichten Trunk kalten Wassers nicht unbelohnt läßt.

Ist auch die Betätigung der erbarmenden Menschenliebe vielfältig und dem Wechsel unterworfen; der Geist, aus dem sie fließt, ist einer und unwandelbar. Er ist derselbe, welcher zur Zeit des hl. Bonifatius fern von Deutschland fromme Frauen und Jungfrauen zu gemeinsamer Arbeit und gemeinsamem Gebete zusammenführte, um den hl. Bonifatius in seinem schwierigen Missionswerke zu unterstützen. In Rom leitete eine englische Fürstentochter eine Vereinigung von Jungfrauen. Sie alle wurden begeisterte und opferwillige Mitarbeiterinnen des hl. Bonifatius, ohne daß sie Rom und ihre klösterliche Einsamkeit zu verlassen brauchten. Und wie das? Die Einen fertigen mit unermüdlichem Fleiße kirchliche Gewänder und Altarwäsche an, die andern schrieben höchst zierlich Meß- und Gradualbücher ab; alle aber waren eifrige Beterinnen, die still und ungesehen durch ihr Fürbittgebet für die Glaubensboten Licht und Kraft, für die Ungläubigen einen gelehrigen Sinn erflehten.

Demselben erhebenden Schauspiele begegnen wir in England, der Heimat des großen Apostels. Aus der Teilnahme und dem lebhaften Interesse, das man den Missionsarbeiten des hl. Bonifatius entgegenbrachte, entstanden fromme Vereine, die einzig den Zweck hatten, ihn durch materielle, vor allem aber durch die geistige Hilfe des Gebetes zu unterstützen. Und Bonifatius seinerseits zählte große Stücke auf die apostolische Hilfsarbeit, die von jenen Vereinigungen ausging. Darum ließ er auch keine Gelegenheit vorbeigehen, an der er nicht durch seine Briefe, Ermunterungen, Ratschläge für deren Erhaltung und Ausgestaltung

gewirkt hätte. Diesem Zwecke dienten vor allem die ausführlichen Missionsberichte. Die Aufgabe, welche hier dem Seeleneifer und der Menschenliebe gestellt wurde, übte selbst auf schwache Frauen eine solche Anziehungskraft aus, daß viele von ihnen sich entschlossen, ihr Vaterland zu verlassen, um unter der Leitung des hl. Bonifatius an der Bekehrung der heidnischen Germanen mitzuwirken. Sie kamen und gaben unsern erstaunten Vorfahren das erhabene Beispiel einer sich opfernden Liebe und Geduld, das Beispiel der Tugend und Sittsamkeit, der Arbeitsamkeit und Frömmigkeit. Erst der jüngste Tag wird alles offenbar machen, was wir einer Chunihild und Baragigild, einer hl. Thekla, einer hl. Hadeloga, einer hl. Lioba verdanken.

Aber bis dahin mögen sie unsern christlichen Frauen und Jungfrauen als Beispiel dienen, an welchen sie erkennen, was unser hl. katholischer Glaube Großes aus einer ideal angelegten Seele machen kann, welchen Reichtum an Mitgefühl, edelmütiger Gesinnung und Hilfsmitteln die starke Gottes- und Menschenliebe allmählich zu zeitigen imstande ist. Ihr Beispiel möge immer mehr wirken und unsern christlichen Frauen und Jungfrauen jene selbstlose Liebe mitteilen, welche die ganze Menschheit mit ihrer Not, ihrer Pein und ihrem Elend umschließt.

Von der Not und Pein, dem leiblichen und geistigen Elend wird der „Afrikabote" auch im kommenden Jahre manches zu berichten haben. Aber er tut es in derselben Absicht, in welcher der hl. Chrysostomus in einer Predigt „über die Buße" von den Leiden und Wunden der Menschheit sprach. Dieselben sind zwar, so führt er aus, aus der Sünde geboren und zur Strafe verhängt worden. Aber nach einer gütigen Anordnung Gottes sollen die Leiden und Schmerzen ihrerseits die Sünde tilgen. „Wie der aus dem Holze geborene Wurm das Holz selber verzehrt, so zerstört auch der Schmerz, der aus der Sünde hervorgeht, die Sünde." Wie aber? Dadurch, daß man den eigenen Schmerz im Geiste der Buße geduldig trägt, fremden Schmerz aber im Geiste der Liebe mitfühlend lindert. Aus diesem Gedanken heraus versteht man auch das Wort eines großen Mannes, der gesagt hat: „Wenn man keine Kranken und Schwachen hätte, so müßte man deren schaffen." So hoch schätzte er den veredelnden Einfluß ein, welchen man im Dienste der Schwachen und Hilfsbedürftigen erfährt. Fürwahr, in ihrem Dienste kommen die guten Anlagen im Menschenherzen zur Entfaltung, die Geduld, der Opfersinn, der Starkmut, die Klugheit und Umsicht, die schlechten Keime aber, die im Eigennutz und der Selbstsucht wurzeln, sterben dann schon von selbst ab. Wer mithin jemand für den Dienst der leidenden Menschheit gewinnt, der macht ihn damit auch zu einem innerlich bessern Menschen. Er lehrt ihn, andern und auch sich selber wahrhaft gut zu sein. Dieser Aufgabe möchte der „Afrikabote" auch in seinem 16. Jahrgange nach Maßgabe seiner bescheidenen Kräfte dienen.

M. H.

Die Missionsschulen am Tanganika.

„Wer die Schule hat und die Jugend, der hat auch die Zukunft." Diesen Grundsatz hat sich die Tanganika-Mission seit vielen Jahren zu eigen gemacht, und dementsprechend hat sie der Förderung des Schulwesens eine besondere Sorgfalt zugewandt.

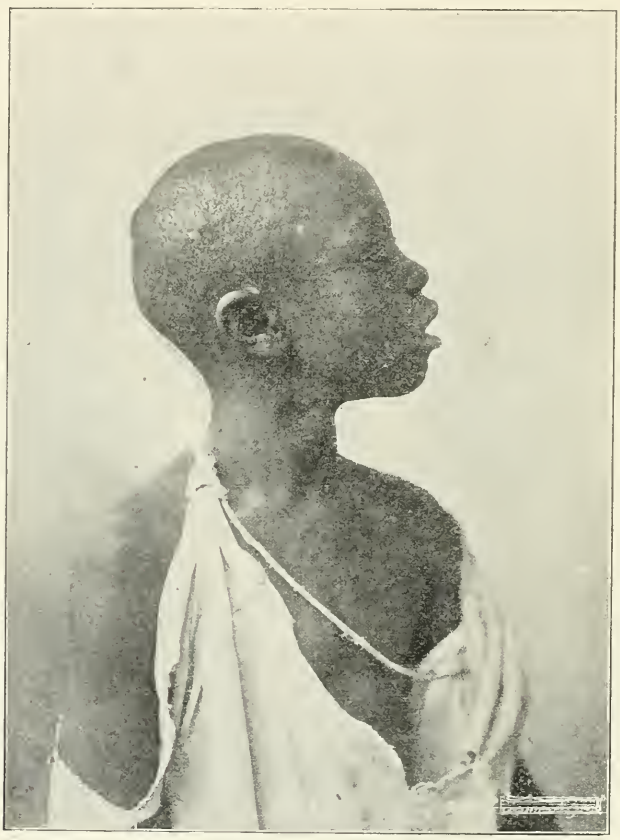
Zunächst ist in jeder der elf Missionsstationen eine Knabenschule errichtet, welche von einem der Missionäre persönlich geleitet wird unter Mitwirkung eines oder mehrerer schwarzen Hilfslehrer. Desgleichen leiten die Weißen Schwestern in ihren 4 Niederlassungen persönlich die Mädchenschule. — Außer diesen fünfzehn, von Europäern geleiteten Schulen hat die Mission annähernd siebzig Nebenschulen, welche im engern und weitern Umkreis der Hauptstationen errichtet und mit eingeborenen Lehrern oder Katechisten besetzt sind. Diese schwarzen Lehrer sind in der Katechistenschule von Karema während vier Jahren oder noch länger auf ihren Beruf vorbereitet worden, und dazu stehen sie unter beständiger Kontrolle der Missionäre, welche regelmäßig die Schule besuchen, die Fortschritte der Schüler prüfen, und die Arbeiten des Lehrers durch praktische Anweisungen dirigieren. — Endlich haben die Schwarzen Schwestern, welche in Simba ihre erste Niederlassung gegründet haben, eine Mädchenschule eröffnet, und wie ich höre, gehen sie in ihrem Eifer selbst in die umliegenden Dörfer Schule halten.

Der Schulbesuch ist ein recht erfreulicher, waren unsere Schulen doch im laufenden Jahre von annähernd 6000 Kindern besucht. Dieser Umstand allein beweist, daß der Neger der Bildung keineswegs feind ist, im Gegenteil, man findet einzeln sogar ganz bewunderungswürdige Beispiele von Lernbegierde. So hat der König von Ufipa in vollem Mannesalter noch angefangen, lesen und schreiben zu lernen; augenblicklich ist sein Schwager hier an der Katechistenschule zwecks weiterer Ausbildung, und trotz seiner königlichen Verwandtschaft und seines Alters sitzt er bescheiden inmitten der Knaben und folgt dem Unterricht mit musterhaftem Fleiß und regster Aufmerksamkeit. In Usowa, einer Filiale von Karema, sah ich junge Burschen von 18—20 Jahren, welche ihre Mußestunden dazu benutzten, sich gegenseitig lesen zu lehren, und als ich während der Ferien den hochwürdigsten Herrn Bischof nach dem Rukwa begleitete, kam die gesamte Jugend eines Dorfes und bat, Seine Gnaden möge ihnen doch auch einen Katechisten schicken.

Die Regelmäßigkeit des Schulbesuches läßt allerdings oft zu wünschen übrig. Ausdauer ist nun einmal nicht die starke Seite des Negers, und dann, wenn selbst in Europa trotz Schulzwang und Gesetzesparagraphen die Schüler hie und da „schwänzen", wer sollte es da unsern Negerkindern verübeln, wenn sie zuweilen finden, daß es viel lustiger ist da draußen munter herumzuspringen, als in der Schule still zu sitzen und stumm? Da jedoch die Anwesenheiten vom Lehrer gewissenhaft gebucht werden, und bei den Preisverteilungen auch die Regelmäßigkeit im Schulbesuch berücksichtigt wird, so fühlen sie sich andrerseits auch wieder zur Schule hingetrieben. Gewiß, die Preise sind sehr gering, schon aus dem Grunde, daß die Mission nur über geringe Mittel verfügt; aber was tut ein Negerknabe nicht alles, um beispielsweise ein Taschenmesser oder einige Angelhaken zu bekommen? — In den christlichen Dörfern, wie Karema, ist der Schulbesuch übrigens sehr gut. Die Eltern haben Einsicht genug, um zu sehen, daß ihre Kinder nur in der Schule eine gute Erziehung erhalten, und ihr christliches Pflichtgefühl treibt sie an, die Kinder regelmäßig zur Schule zu schicken. Mehr als einmal sah ich sogar, wie Vater oder Mutter ihren an Schwänzfieber leidenden Buben mit dem Stock in der Hand zur Schule führten, ganz wie in Europa!

Die Schulzeit ist übrigens nicht allzulang. Es wäre für diese freiheitsliebenden Leutchen wirklich gar zu hart, sechs oder sieben Stunden lang zwischen vier Mauern eingeschlossen zu sein, wie das in Europa geschieht; einige Stunden täglich ist für sie schon eine harte Geduldsprobe und genügt auch für ihre Ausbildung, die natürlich weniger anspruchsvoll ist, als die Ausbildung in den heimischen Elementarschulen.

„Der erste Zweck der Volksschule, sagt Kellner in seiner vortrefflichen Schulkunde, ist, die Jugend für das ewige, mithin zunächst für das kirchliche Leben vorzubereiten." Wenn dies allgemein wahr ist, so ist



Typus eines Negerknaben am Tanganika.

es doppelt wahr für eine Missionsschule. Da muß naturgemäß die religiöse Belehrung die Grundlage und das Endziel des gesamten Unterrichts sein. Demgemäß ist in unserm Schulprogramm für jeden Tag eine Religionsstunde angesetzt, und die Lesebücher sind derart, daß sie meistens religiöse Stoffe behandeln. Im Sprachunterricht sollen die Kinder dahin gebracht werden, daß sie das Kiswaheli richtig sprechen, lesen und schreiben lernen. Das Kiswaheli ist zwar nicht die Muttersprache der Tanganika-Neger; die verschiedenen Volksstämme haben vielmehr jeder seine besondere Sprache;

aber da bis jetzt keiner dieser Dialekte gedruckt ist, andererseits aber das Kiswaheli die weiteste Verbreitung hat und im amtlichen Verkehr sowohl als auch in den Regierungsschulen einzig und allein angewandt wird, so empfiehlt es sich durchaus, das Kiswaheli als Schulsprache einzuführen. Solange es nötig ist, werden natürlich die Erklärungen im Landesdialekt gegeben. Uebrigens verstehen die Kinder das Kiswaheli recht schnell, da es mit den Landesdialekten große Verwandtschaft hat, und der Neger zudem über ein gutes Gedächtnis verfügt. Den Beweis hierfür konnte ich kürzlich noch an einigen Kindern Ujombe's sehen, einer vom Verkehr ganz abgeschlossenen Gegend Kabende's. Als im Oktober die Schule daselbst eröffnet wurde, konnten die Kinder kein Wort Kiswaheli; zum Osterfeste aber brachte der Lehrer einige mit nach Karema, und zu unserm Erstaunen sprachen sie das Kiswaheli schon ganz geläufig.

Der Gesangunterricht darf schon deshalb nicht fehlen, weil der Neger am Gesang große Freude hat, und schöne Lieder auch zur Verherrlichung des Gottesdienstes mächtig beitragen. Wie wohltuend berührt es sodann zu hören, wie die Neger statt ihrer oft eintönigen, inhaltslosen oder gar schlüpfrigen und unsittlichen Liedern schöne Kirchenlieder auf Kiswaheli oder Latein singen, sei es auf Reisen, sei es bei der Arbeit oder der Erholung.

Die Zahlen scheinen für den Neger etwas ganz besonders Geheimnisvolles zu haben. Nichts destoweniger hat man auch das Rechnen in den Schulplan aufgenommen. Es handelt sich selbstredend nicht darum, sie mit Millionen und Billionen operieren zu lassen, da unsere Schwarzen voraussichtlich nicht so bald es zu Millionären bringen werden; aber die Schüler sollen doch mit den gewöhnlichsten Rechnungsarten bekannt gemacht werden und leichtere Aufgaben, wie sie in ihrem schlichten Leben vorkommen können, lösen lernen.

Das wäre das Programm unserer Missionsschulen; es erübrigt noch, ein Wort über die Erfolge derselben zu berichten.

Was zunächst das Bekehrungswerk angeht, so ist es klar, daß die religiösen Wahrheiten bei der Jugend die günstigste Aufnahme finden und die Schulen der Mission die besten Dienste leisten. Die Kindesseele ist ja von Natur aus für Religion empfänglicher und dazu kommt, daß die Kinder noch nicht gefesselt sind durch die Macht heidnischer Gewohnheiten noch durch die Bande der Vielweiberei, Fesseln, welche nur zu oft die Erwachsenen an der Bekehrung hindern. Tatsächlich rekrutiert sich denn auch die Mehrzahl unserer Neophyten aus jungen Leuten, welche aus unsern Schulen hervorgegangen sind. — Alle unsere Schulkinder freilich haben nicht das Glück, zur Taufe zu gelangen. Die einen lassen es an Ausdauer im Besuch des Unterrichtes fehlen; andere finden das christliche Sittengesetz zu hart und lassen sich verführen durch den Reiz des Lasters und heidnischer Ungebundenheit; wieder andere wünschen von ganzem Herzen getauft zu werden, aber sie werden von ihren heidnischen Eltern in die Unmöglichkeit gesetzt, das Christentum anzunehmen. Letzteres ist namentlich bei den Mädchen der Fall. Diese armen Geschöpfe haben nicht das Recht, eine Ehe nach freier Wahl einzugehen, sondern sie werden von den Eltern einfach demjenigen zur Ehe gegeben, welcher das meiste Heiratsgut anbietet. Wenn nun der Bewerber, was leider oft genug der Fall ist, ein eingefleischter Polygam oder gar ein fanatischer Moham-

medaner ist, so ist das Mädchen für die Religion verloren. Mag es noch so mutig sich der Verbindung widersetzen, mag es noch so oft erklären, es wolle Christin werden und nur eine christliche Ehe eingehen, die habsüchtigen Eltern haben für solche Vorstellungen kein Gehör, und mehr als einmal ist es vorgekommen, daß Mädchen mit Schlägen und andern Gewaltmaßnahmen zu einer Ehe gezwungen wurden, die sie im Grunde des Herzens verabscheuten und die ihnen die Ausübung der christlichen Religion unmöglich machte. Infolgedessen haben wir die allgemeine Regel aufstellen müssen, daß Mädchen nur dann zur Taufe zugelassen werden, wenn sie gegen ähnliche Gefahren sicher sind, was leider oft genug nicht der Fall ist.

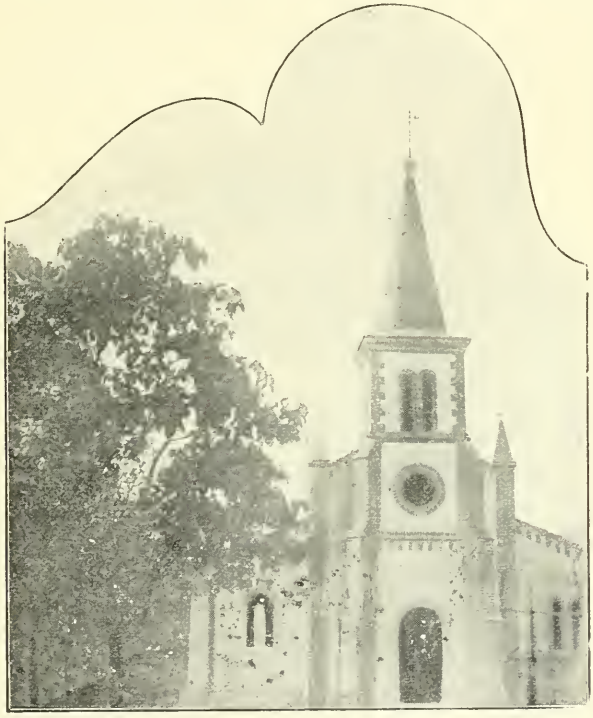
Indes auch bei jenen Kindern, welche nicht zur vollständigen Bekehrung gelangen, läßt sich der wohltuende Einfluß der Schule erkennen. Manches heidnische Vorurteil ist im Unterricht gefallen, manche abergläubische Vorstellung beseitigt, und dafür sind höhere Gefühle und edlere Anschauungen in die Seele gepflanzt worden.

Die Errichtung von Nebenschulen im engern und weitern Umkreis der Missionsstationen und die Besetzung mit eingeborenen Katechisten ist aber auch für die Erwachsenen von großer Bedeutung. Dies leuchtet um so besser ein, wenn man die lokalen Verhältnisse ins Auge faßt. Unsere Leute wohnen meist weit auseinander und in kleinen Dörfern. Mag da der Missionär noch so oft zum Wanderstab greifen, er kann verhältnismäßig nur selten die Leute besuchen, und diese vorübergehenden Besuche sind bei dem leicht wechselnden Charakter der Schwarzen ohne nachhaltige Wirkung. Dieser Schwierigkeit wird durch die Anstellung eingeborener Katechisten wenigstens zum Teil abgeholfen. Durch tägliche Belehrung übt der Katechist einen fortdauernden Einfluß aus, und wenn er und seine Familie sich zudem eines guten, christlichen Lebenswandels befleißen, wozu sie während ihrer Ausbildungszeit besonders angeleitet wurden, so ist ihr Beispiel an sich schon eine wirksame Predigt für ihre heidnische Umgebung.

Hinsichtlich der formalen Bildung, welche die Schule vermitteln soll, sind die Erfolge ebenfalls befriedigend, namentlich in den Schulen, welche von Europäern persönlich geleitet werden. Die meisten der Kinder können geläufig lesen, viele auch wissen es, ihre Gedanken selbständig wiederzugeben und richtig niederzuschreiben. — Die Nebenschulen allerdings bleiben manchmal hinter dem gesteckten Ziele zurück. Das kommt daher, daß einerseits der Schulbesuch hier viel unregelmäßiger ist, und andererseits die schwarzen Lehrer nicht allemal das nötige Lehrgeschick besitzen. Indes findet man auch in diesen Schulen manchmal ganz nette Leistungen. Hier nur ein Beispiel. Als wir auf der oben erwähnten Reise nach dem Rukwa in Usevya, einer Filiale von Mpimbwe, Halt machten, stellte sich dem hochwürdigsten Herrn Bischof ein Knabe vor, welcher auf seiner Schiefertafel einen ganz netten Brief verfaßt hatte, um den Bischof willkommen zu heißen und ihm die Gnade zu erbitten, recht bald zur Taufe zugelassen zu werden. Der Bischof glaubte natürlich, der Lehrer habe den Brief geschrieben; aber der Kleine versicherte, er habe ihn ganz allein gemacht. Nun, sagte der Bischof, indem er das Geschriebene auswischte, nun, so schreibe noch einmal hier in meiner Gegenwart, damit ich sehe, daß du die Wahrheit sagst. Und schnell setzte

sich der Kleine hin und schrieb seinen Brief, genau wie das erste Mal. Später trat er in die Katechistenschule in Karema ein und konnte ohne weiteres in die zweite Abteilung eingereiht werden.

Doch, fragt man vielleicht, wozu dienen dem Neger diese Kenntnisse? Ja, hie und da hört man sogar die Ansicht aussprechen, es wäre besser „den Neger mit diesen Fortschritten in Ruhe zu lassen, da mit dem vermehrten Wissen nur seiner Unehrlichkeit und Unbotmäßigkeit Vorschub geleistet werde." (Oetker, die Negerseele.) — Es mag schon sein, daß ein dummer Neger sich alles mehr gefallen läßt als ein intelligenter, und darum verstehe ich, daß jene, welche die Schwarzen nur als Werkzeuge zu ihren Zwecken ausnutzen wollen, derartige Ansichten äußern



Kirche in Karema (Tanganika).

wer jedoch den Neger wirklich zu einer höheren Kulturstufe erheben will, was ja der höchste Zweck aller kolonialen Tätigkeit gegenüber den Eingeborenen sein muß, der wird ihm eine ganz elementare Bildung nicht verweigern. — Elementare Schulkenntnisse sind auch für sein praktisches Leben von Nutzen. Der Neger liebt es ebenso wie wir Europäer, seinen Verwandten in der Ferne hie und da ein Briefchen zu schreiben; im Handel und Gewerbe, die erfreulicherweise immer größern Aufschwung nehmen, kommen ihm seine Kenntnisse auch zunutzen, ebenso in seinen Beziehungen zur Verwaltung. Was aber der Missionär ganz besonders ins Auge faßt, ist der Umstand, daß die öffentliche und private Andacht

durch die Lesung guter Bücher genährt wird. So kann man hier in Karema eine ganze Anzahl Christen sehen, welche mit dem Gebetbuch unter dem Arm zur Kirche kommen, und wenn man am Sonntag-Nachmittag einen Rundgang im Dorfe macht, findet man nicht selten Leute, welche religiöse Bücher lesen oder andern laut vorlesen. „Wer liest denn so laut in jener Hütte?" fragte ich einmal. „Es ist Barnabas", lautete die Antwort; „sein gutes Mütterchen ist krank und kann nicht zum Gottesdienst kommen; so möchte er ihr wenigstens das Sonntagsevangelium vorlesen." Solche Beispiele sind selbstverständlich nur selten; aber sie genügen, um den segensreichen Einfluß der Schule zu erkennen.

Der Unterhalt dieser zahlreichen Schulen stellt allerdings Anforderungen, denen das Budget des Vikariates kaum noch gewachsen ist; doch wir hegen die Zuversicht, daß jener, welcher gesagt hat: „Lasset die Kleinen zu mir kommen" uns auch in Zukunft helfen wird, dieses Werk zu erhalten und, wo möglich, weiter zu entwickeln.

P. Majerus, Karema.

Missionsfreuden.

Ein Weihnachtstag in Issavi.

Darf ich hoffen, werter Leser, dir durch meine erste Schilderung von Issavi einiges Interesse für diese Mission eingeflößt zu haben? Ich jedenfalls begrüßte es mit Freuden, als ich zu Weihnachten wieder auf Aushilfe dorthin wandern durfte.

Am Tage der Vigil nahm ich die Spendung der hl. Taufe vor und hatte das Glück, der Christengemeinde 57 neue Mitglieder beizählen zu dürfen. Die Taufspendungen finden viermal jährlich statt und, zählt man die Kindertaufen mit, so hat Issavi einen jährlichen Zuwachs von weit über 300 neuen Christen: Jedesmal eine kleine Pfarrei! Du ersiehst daraus, daß die Arbeit der Patres von Jahr zu Jahr ganz bedeutend zunimmt. Obige immerhin sehr schöne Zahl würde aber fast um das 6fache wachsen, wenn die Patres ohne Prüfung alles aufnehmen wollten, was ihnen zuläuft, sogar von Katechumenen, die bereits den erforderlichen Unterricht genossen hätten. In der Zulassung zur hl. Taufe ist man äußerst streng, und das zu soliden Hoffnungen berechtigende ethische Moment wird nicht minder berücksichtigt als ein gründlicher Unterricht. Jene 57 waren denn eine sorgfältige Auslese aus etwa 300 Mitbewerbern, die alle schon eine lange Prüfungszeit durchgemacht hatten. Wie zuverlässig unsere Zahlen sind, magst du aus ff. Verfahren ersehen. Alle Katechumenen sind namhaft auf Listen eingetragen, so daß wir auf jede beliebige Nummer einen Namen zu sagen wüßten. Wollte dein Wissensdrang dich noch weiter führen, so könnten wir dir auf einen jeden von diesen vielen Hunderten von Christen und Katechumenen auch noch ff. Aufschlüsse geben: Heimatsort, Katechist, der sich mit seinem ersten Unterricht beschäftigte, Verwandtschaft, Eheverhältnisse, Datum seines endgültigen Beitrittes, wie oft er die weiteren Unterrichtsstunden versäumt hat und dann noch einen kleinen Anhang „Bemerkungen" über seine persönlichen Eigenschaften: Alles offizielle Kolonnen,

die ausgefüllt werden müssen. Das darfst du kühn und frei allen jenen vorhalten, die uns verdächtigen wollten, daß all die schönen Zahlen zu einem guten Teil wohl Phantasiegebilde oder glatte Abrundungen zu Köderzwecken sein könnten! Nenni! Bitte sehr!

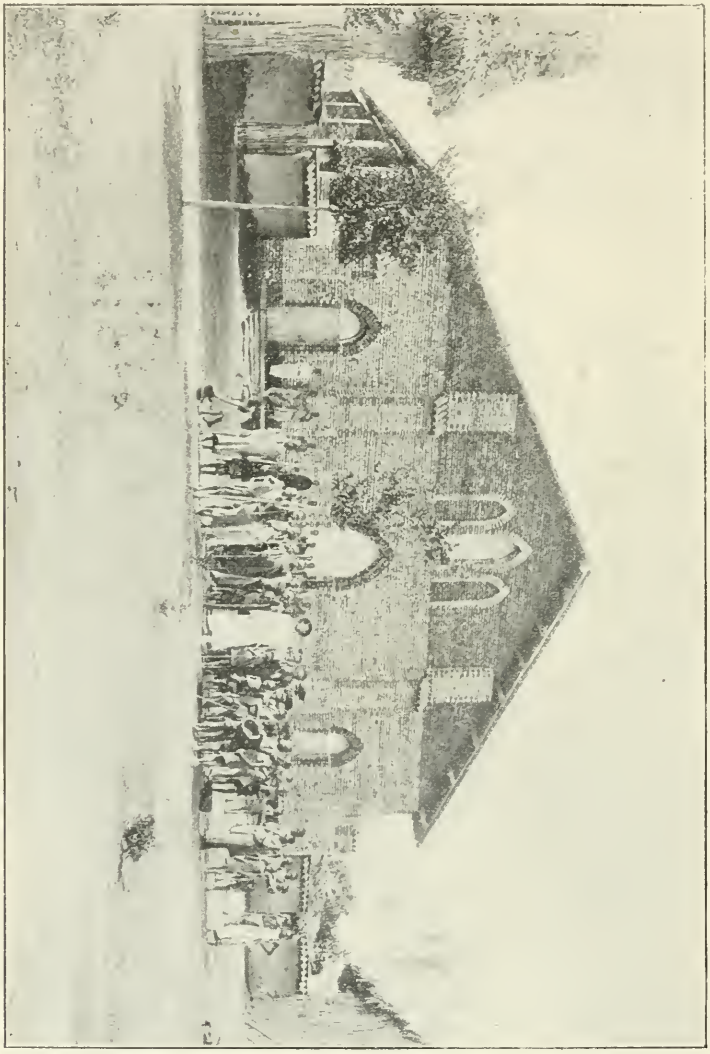
Metaphysisch unmöglich ist es gerade nicht, daß du auch einmal eine Taufe in Ruanda zu spenden hättest: Einige meiner Leser werden es sogar ohne Zweifel zu tun haben. Ich will dich denn von vornherein auf eine Bewandtnis aufmerksam machen, deren Kenntnis ich mir durch Erfahrung aneignen konnte, und die du alsdann in dem Taufzeremoniel gebührend berücksichtigen magst. Aus meiner früheren Seelsorgerpraxis in den Rheinlanden — sei es nun an den herrlichen Rheingestaden selbst oder am „schönen Moselstrand" — und in dem mir so heimatlich gewordenen lieben Hohenzollern hatte ich mir die wohlbegründete Überzeugung erworben, daß man bei der Spendung der hl. Taufe das Salz des „granum salis" wirklich „cum grano salis" zu verabreichen hat, will man anders lauten Klagen der schwachen Natur vorbeugen. Nicht so hier! Unsere Kleinen werden nun gerade bei der Salzspende erst recht munter und guter Dinge, lassen das Zünglein gleich einem lüsternen Mäuschen außerhalb des Pausback-Verstecks fleißig herumnaschen und strampeln vergnügt mit allen verfügbaren Gliedmaßen. Aber auch erwachsen, behält der Neger seine Vorliebe für das Salz bei. Wird er als Erwachsener zur Taufe zugelassen, so läßt er es sich nicht nehmen, mit Wohlbehagen die lieblichen Körnchen zu verkosten.

Nach der hl. Taufe nahm ich alle in die Rosenkranzbruderschaft auf, nachdem ich sie am Muttergottesaltare um mich versammelt und ihnen dort ein letztes Mal die Bedeutung der Muttergottesverehrung und des hl. Rosenkranzgebetes ans Herz gelegt hatte; zugleich überreichte ich ihnen einen geweihten Rosenkranz mit einem kleinen Kruzifix. Sie nehmen die Andachtsgegenstände hin, um sie von nun an treu auf ihrer Brust zu tragen.

Während ich meinen Leuten die Abzeichen ihrer neuen Würde verlieh, schwitzten meine Confratres Drangsal im Beichtstuhl: Seit einigen Tagen ist außerordentlicher Zulauf. Zu gewöhnlichen Zeiten schon hat man in Issavi etwa 700 Kommunionen wöchentlich auf ungefähr 1300 Christen. Bei feierlichen Anlässen nun werden die Beichtstühle überhaupt nicht mehr frei. Vom Beichtstuhl in den Unterricht, vom Unterricht in den Beichtstuhl — dieses so unmoderne, mittelalterliche Zwangsinstitut; Zwang wohl am meisten für die bedauernswerten Beichtväter.

Am Weihnachtstage hatten wir, meine ich, 800 Kommunionen. Bei allen hl. Messen mußten zwei Priester die hl. Kommunion austeilen, was übrigens jeden Sonntag der Fall ist mit dem Unterschiede, daß es alsdann meistens nur bei einer hl. Messe erforderlich ist. Bei der Mitternachtsmesse war die Männerseite Kopf an Kopf besetzt, die Frauenseite zur guten Hälfte. Man hatte den Frauen zu verstehen gegeben, daß es sich wohl weniger für sie zieme oder ihnen weniger bekömmlich wäre, der Mitternachtsfeier beizuwohnen — Grund genug, daß möglichst viele erschienen. Man muß bedenken, daß einige 2—3 Stunden weit herkommen müssen; allerdings mögen ihrer eine gute Anzahl Unterschlupf bei Verwandten und Bekannten finden. Zu nächtlicher Stunde gingen nun mit einem Male die Pauken los, und unser Glöcklein tat nach Kräften

mit. Ich erwache aus kurzem Schlummer und da ich ins Freie trete, empfängt mich freundliches Mondlicht und lind fächelnde Kühlung. Ich trete in die festlich erleuchtete Kirche, denn von jedem Pfeiler bemüht sich eine Petroleumlampe, Lichtwellen in das herrschende Dunkel hineinzustrahlen. Aus den schwarzen Türschlünden strömen schwarze Massen herein, die sich in schwarze Menschen auflösen und wieder zu einer



Kirche in Ifjavi.

schwarzen Versammlung zusammentun. Auf den in spiegelndem Butterglanze erstrahlenden Gesichtern tanzen Reflexe von tausend Lampenlichtern — und mit feierlicher Majestät nimmt die hl. Handlung ihren Verlauf.

Nach derselben hält Herr Superior P. Smoor eine kleine Ansprache, um der Weihnachtsfreude einen entsprechenden Nachdruck zu geben. In

dem Vorgefühle, daß die Anstrengungen der letzten Tage mir wohl Anspruch auf ein Fieberchen verleihen dürften, hatte ich mich todmüde und möglichst schnell in meine Gemächer zurückgezogen: Noch drangen einige frohe Botschaften aus der Predigt zu mir herüber: „Denn heute ist euch der Heiland geboren" — dann hörte ich ein undefiniertes Rauschen wie von ausströmenden Menschenmassen, einige helle Juchser, ein stilles Summen von wonnesamen Weihnachtsliedern, und fort war er, mein Geist, und wanderte über Bethlehems Fluren. Volles Tageslicht flutete herein, als es mir gelang, die hypnotischen Bande zu sprengen, in die Morpheus mein Augenliderpaar geschlagen. Ein ziehender Schmerz über Stirn und Schläfen ließ mich erkennen, daß in der hochheiligen Nacht der Geist dem Fleische Gewalt angetan hatte; doch jubelnde Engelstimmen klangen nach und luden mich ein zu frohem Erwachen.

Ich durfte auch eine Predigt halten. Da die Christen durch einen dem Hochamte voraufgehenden Unterricht resp. Christenlehre schon ziemlich in Anspruch genommen sind, dürfen unsere Predigten nicht über zehn Minuten hinausgehen, eine Maßregel, die meinen begeisterten Beifall findet. Ich stand also oben, während 2×900 Menschenaugen (etwaige Einäugige in Abzug genommen) aus einem vielgestaltigen Areal von bronzefarbenen Negergesichtern zu mir aufblickten. Wie im hl. Evangelium, muß man hierzulande immer nach „Männern, Weibern und Kindern" zählen, und letztere holen wohl mit Absicht an Stimmhaftigkeit nach, was sie an Leibhaftigkeit noch nicht beanspruchen können, um ihr jüngst erworbenes Recht des Daseins auf dem Erdball vor aller Ohren mit um so mehr Nachdruck zu statuieren. Das läßt sich nun noch mit einigem Stoizismus ertragen, wenn andere predigen müssen; hast du aber selbst von erhabener Kanzel gegen Schall und Wall anzukämpfen, so schnappt deine stoische Weltanschauung leicht um.

Wer wollte auch mit diesen Stentoren, die Legion heißen und ore rotundo ihre Fähigkeiten zur Geltung bringen, einen ungleichen Wettkampf aufnehmen? Doch ein Blick auf die geduldigen Mütter, die obendrein die Gewalttätigkeiten dieser reisigen Scharen zu ertragen haben, gab mir meine rechte Lebensphilosophie wieder: Ich kam zu der Überzeugung, daß, wenn alles hier auf Erden so fest zusammengefügt wäre wie die Geduld dieser Mütter, alle Zerstörungsprozesse wohl machtlos abprallen müßten. So war denn meine wankende Geduld bald wieder ins Gleichgewicht gerückt. In ihrem Bunde gelang es, meiner Stimme vor allen übrigen Geltung und Gehör zu verschaffen.

Eine sehr beliebte Andachtsübung, die am Weihnachtstag nicht fehlen darf, ist das Rosenkranzgebet. Priester und Volk verrichten es gemeinschaftlich. Der Priester kniet vor oder inmitten einer frommen Schar. Sobald ein neues Rosenkranzgesetz beginnen soll, erhebt er sich, spricht das betr. Geheimnis in genau formuliertem Wortlaut aus und knüpft einige kurze Erklärungen an, womöglich im Geiste der Tagesfeier. Er ermahnt seine Zuhörer, während des Gebetes diese Erwägungen vor Augen zu halten und die daraus hergeleiteten Nutzanwendungen mit willenkräftigem Affekte festzuhalten. Aufmerksam sind aller Augen auf den Sprecher gerichtet und — ein Zeichen, daß man auch den Sinn verfolgte — unmittelbar werden die beiden ersten Worte des Vaterunsers aufgegriffen, die der Pater einleitend vorsagt. Vor der Kirche kann man

sie noch über die Rosenkranzgeheimnisse reden hören. Wie weit nun die Geisteskräfte, wie weit die Muskelkräfte beim Rosenkranzgebet des einzelnen beteiligt waren, dies nach Grammen abzuwägen, liegt weniger in meiner Gewalt, ist auch nach der Natur der Dinge gar nicht möglich. Genug, daß der Geist bei allen irgend wie betend tätig ist.

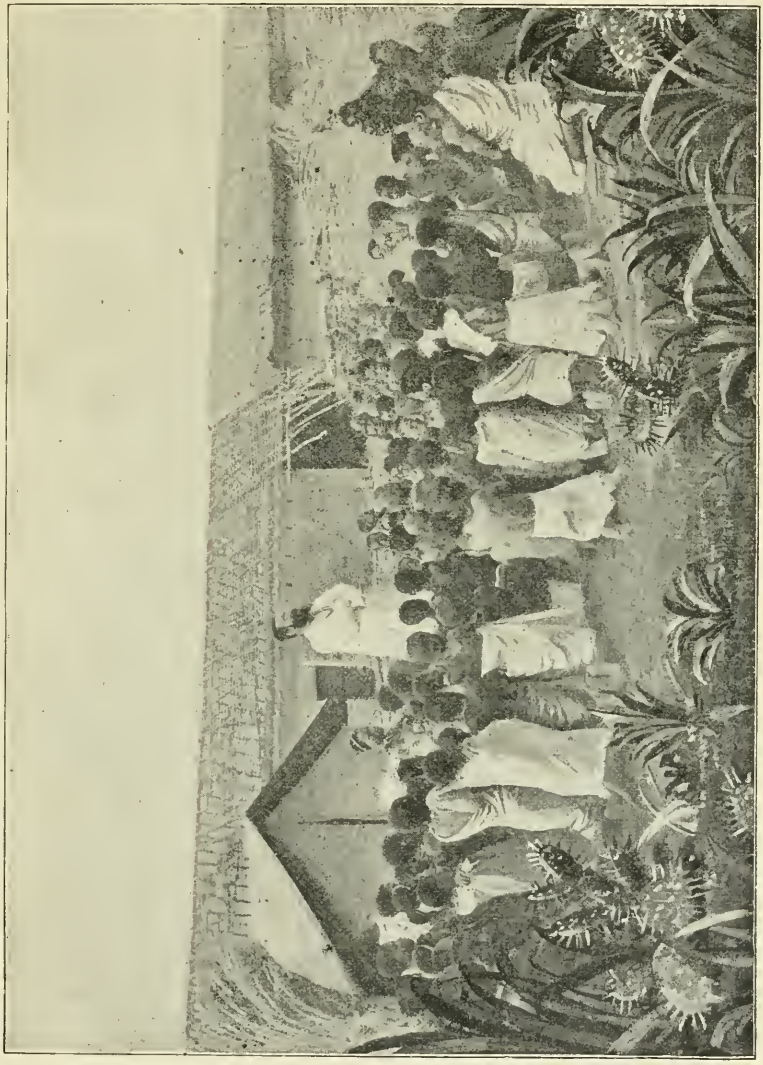
Nach dem Rosenkranzgebet findet die Verlesung der Heiligen der kommenden Woche statt. Bei unsern Christen herrscht eine wahre Verehrungsbegeisterung für ihren Namenspatron. Diejenigen nun, die ihr Namensfest kürzlich feierten, gehen ruhig nach Hause; die andern drängen sich erwartungsvoll an den Pater heran, der hinter der Kommunionbank steht. Aller Aufmerksamkeit ist aufs Äußerste gespannt, sie dulden auch nicht das geringste Geräusch: Ihr Namenspatron soll ihnen nicht entwischen! Manchmal ist es für sie auch wirklich nicht leicht, gehörig zu unterscheiden: Athanasi, Anastasi; Simeoni, Simoni; Johanni, Johanna; Matthia, Matthayo u. a. haben vielfach in ihren Ohren gleiche Lautwerte. „Besser zweimal als keinmal", sagen sie dann, und feiern mit großem Apparat.

Dabei sind nun unsere Naturvölker den Kulturträgern weit vorausgeeilt. Will man es hoch treiben im Kulturlande, so wirft man eigenhändig eine Visitenkarte mit geknicktem Ohr in den Briefkasten — was auch durch einen Bedienten geschehen kann: Der Karte ist das absolut gleichgültig. Soll es noch feierlicher hergehen, so wird der Jubilar von verschiedenen Seiten beim Gala-Diner angetoastet und nachher kann man in den Zeitungsberichten lesen, daß der betr. Geisterfüllte auf alle Toaste zu antworten verstand. Mischt sich in engem Familienkreise ein rührendes Gefühl inniger Teilnahme bei, so überreicht man einen duftenden Blumenstrauß. Wie weit bei alledem des Heiligen im Himmel gedacht wird? — Bei unsern Naturvölkern wiegt das religiöse Moment bedeutend vor. Hat ein Glücklicher den Namen seines Patrons oder einen ähnlich klingenden aufgefangen, so wird seine Verwandt- und Bekanntschaft davon in Kenntnis gesetzt. Alles strömt am Vortage in die Kirche, um sich auf den Empfang der hl. Sakramente vorzubereiten: Eltern, Verwandte, Freunde, Taufpaten; denn hier ist auch „Taufpate" kein leeres Wort. Der Taufpate, ein erprobter Christ, unterrichtet seinen Schützling in allen Heilswahrheiten, in welchen er noch einige Lücken aufweisen sollte; er belehrt ihn über die rechte Art und Weise, die hl. Sakramente zu empfangen und scheut sich nicht, ihm seine Fehler vorzuhalten. Ist er verwaist und ohne Stütze, so nimmt ihn der Taufpate ohne weiteres in seine Hütte auf. Alle kommen dann zu den hl. Sakramenten und ein Blick auf die Kommunionbank genügt, um sagen zu können: Heute feiert Alphonso seinen Namenstag. Nachher werden dem Tageshelden in geselliger Runde feierliche Libationen geweiht — ohne das gibt es bei den Negern keine Festesfreude.

Ich hatte die Heiligen verlesen und war aus der Kirche ausgetreten. Kommt da ein Bursche sorgenvoll dahergelaufen: „Patri! Hast du soeben nicht den hl. Sebastiani genannt?" „Nein! mein Junge! Warte noch ein paar Wochen: Ist aber bald."

Zum Schlusse der Feier hatte ich noch einen kleinen Antoni und eine ebenso kleine Margareta zu taufen, denn unsere Christengemeinde ist bereits an lieben Engelein reich. Gretle zappelt vergnügt mit allen beweglichen Gliedmaßen, als ob sie das beseligende Bewußtsein hätte,

daß ihm die drückende Erbschuld abgenommen würde. Anton faßt die Sache schon philosophischer auf: Er läßt sich sein Anrecht auf einen gesunden Schlaf nicht so leicht benehmen. Nur als ihm das Salz auf die Lippen gedrückt wird, erwachen seine Lebensgeister zu reger Tätigkeit. „Wie ist doch das Leben so schön, so schön," mußte Anton denken, denn



Priester und Volk beim Rosenkranzgebet (siehe Text Seite 15).

er sammelt sich bald wieder in behaglicher Ruhe und überläßt die ganze übrige Welt ihrem Schicksal.

An demselben Tage wurde auch die etwa zehnjährige Agnes getauft. Als Nyinabunuma war sie bisher ein armseliges Wesen, von heimtückischer Rhachitis chronisch ausgezehrt. Sie wurde zuletzt bei unserer Vorsteherin Mariya untergebracht, die dem Leser bereits bekannt ist. „Mariya",

fragte ich sie, „sage mir doch, was das eigentlich für eine Krankheit ist.“ „Das ist Hexerei von alten Weibern: Das Mädchen ist unter einem bösen Zauber beschworen worden.“ Ich lachte sie aus. „Du glaubst noch an diesen Hokuspokus, Mariya? Auch in Bulaga (Europa) kranken viele Kinder an diesem Übel.“ „Hier sagt man überall, daß alte Weiber diese Krankheit einhexen,“ entgegnete sie etwas kleinlaut. Nyinabununa hatte in früheren Zeiten einige Verfolgungen von seiten ihres Vaters zu erdulden gehabt, weil sie wie die Bazungu „betete“. Nachdem die Kräfte des Alten immer mehr abgenommen hatten, war sein älterer Sohn an seine Stelle getreten als Verwalter des Hofes. Dieser nun war auch ein Christ, und so brachen für Nyinabununa bessere Zeiten an. Sie durfte ungestört dem Zuge ihres Herzens folgen und wurde in der christlichen Religion unterrichtet. Doch mit zunehmendem geistlichem Wachstum nahmen ihre körperlichen Kräfte ab und nun hieß es: „Nyinabununa liegt am Sterben.“ Man hatte sie zu Mariya herübergetragen. Schleunigst eilt ein Pater hin, um ihr die hl. Taufe zu spenden. „Nun, Kleine! Wie willst du denn heißen? Anastasia? Heute feiern wir ja gerade ihren Festtag.“ „Nein, Padri! Ich will Agnes heißen.“ „Warum denn nicht Anastasia?“ „Nein, nicht Anastasia: Ich muß Agnes heißen.“ Nyinabununa wurde „Agnes“ getauft.

So ging der Weihnachtstag zu Ende.

P. P. Schumacher.

Aus Mitala Mariya (Uganda)

schreibt P. Eugen Dery an seinen kleinen Bruder.

Lieber M.!

In Deinem Alter ist einem ein freier Tag hundertmal lieber als ein Schultag, wo man sich stundenlang mit den allerhand alten Griechen und Römern herumschlagen muß. Aehnlich ist's bei meinen schwarzen Buben in Mitala. Vor einigen Tagen habe ich sie alle fünfzig zu einem mir bekannten Häuptling mitgenommen. Ich hatte es ihnen schon längst versprochen, aber das Wetter war so unbeständig, daß wir den etwas weiten Ausflug immer verschieben mußten. Endlich wurde endgültig der 7. März in Aussicht genommen. Ich hatte schon 3, 4 Tage vorher mit stiller Freude bemerkt, daß die Jungens pünktlicher zur Schule kamen als sonst; sie paßten im Unterricht auf wie die Luchse und waren ungewöhnlich fleißig. Es wäre aber ja auch zu schade gewesen, wenn man von dem heißersehnten Ausflug ausgeschlossen worden wäre! Tags vorher schickte ich einen der ältesten Knaben zum Häuptling und ließ fragen, ob wir uns nächsten Sonntag bei ihm einfinden dürften.

Kaima, so heißt der Häupting, ließ mir sogleich sagen, er freue sich, uns bei sich aufnehmen zu können; er hätte seinen Leuten bereits den Auftrag gegeben, zerstampfte Bananen und sogar Fleisch für seine Gäste herzurichten.

Samstag abends brachen wir auf. An der Spitze spazierte ein Trommler und 2 Flötisten. Dahinter kam Dein Bruder mit 50 Mann als Gefolge. So pflegen in Uganda hohe Persönlichkeiten zu reisen, und dazu gehören hier auch die Missionare.

Doch das Hauptinstrument habe ich noch vergessen. Es war eine Ziehharmonika. Der kleine Spieler ließ das unglückliche Instrument einfach nicht zur Ruhe kommen und entlockte ihm Töne, die „Stein" erweichen, Menschen rasend machen konnten — überall, nur nicht hier in Afrika! Aufs Trommeln versteht sich der Neger besser. Wir hatten eine große Trommel bei uns, wie sie an Festtagen abends benutzt wird, um Sängern und Tänzern den Takt anzugeben. Die Neger rühren ihre Trommeln mit den Händen, und zwar wirklich geschickt und im Takt. Die Baganda-Flöten sind einfache Rohrstäbe mit 4 Löchern darin. Die Schwarzen leisten Wunderbares mit diesen armseligen Instrumenten. Und während die Trommel dröhnt, die Flöten klingen und die Ziehharmonika rast, erschallen aus 50 Kehlen die schönsten Lieder und Gesänge.

Nach dreistündigem Marsch stießen wir bereits auf ein paar Vorläufer, die Kaima uns zur Begrüßung entgegengesandt hatte.

„Kaima schickt uns, euch seinen Gruß zu bieten (atutumye okukulaba)!"

„Schön, wie geht es ihm (Ao, atya)?"

„Er erwartet euch, es geht ihm gut (Gye ali, atudde)!"

Während ich Kaimas Boten empfange, sind auch die meinigen beim Häuptling eingetroffen und begrüßen ihn in ganz ähnlicher Form. Der Muganda-Bote macht sich eine Ehre und ein Gewissen daraus, die Botschaft seines Herrn Wort für Wort zu wiederholen und seinen Auftrag schnell auszuführen. Daher stürzte er auch gleich davon, und schweißtriefend und hinter Atem trifft er bei dem Betreffenden ein, zu dem sie geschickt sind.

Endlich taucht auch Kaima mit Gefolge am Waldessaum auf. Langsam naht der Häuptling. Auch seinen Zug eröffnen Trommeln und Flöten, und Hunderte von Kriegern und anderen Untergebenen schreiten hinter ihrem Herrn her. Als wir uns gegenseitig nahekamen, wuchs der Lärm ins Ungeheure. Auf beiden Seiten schlugen die Trommeln wie zum Sturm; all die kleinen Unterhäuptlinge in Kaimas Gefolge hatten ihre Trommeln mitgebracht, und jede wurde anders geschlagen, je nach dem Rang, den der betreffende Häuptling bekleidet. In diesen betäubenden Lärm mischt sich nun das Schreien und Johlen der Menge, das so lange anhält, bis die beiden Abteilungen sich völlig erreicht haben, oder besser noch etwas länger; ist ja der Lärm ein Zeichen der Freude.

Jetzt wurde ich von Kaimas Leuten umringt; jeder sah es als seine Pflicht an, mir zu meiner glücklich verlaufenen Reise und dem Häuptling zu seinen edlen Gästen Glück zu wünschen.

Kurz darauf kamen wir bei der Kapelle in Kaimas Dorf an. Wir traten ein und dankten dem lieben Gott durch ein Vaterunser, Ave und „Ich glaube" für die glückliche Ankunft.

Nun ließ der Häuptling die Knaben in eine geräumige Hütte aus Rohr führen, während Kaima mich selbst zu seinem Palast geleitete. Ich müßte Dir nun eigentlich gleich diesen Palast beschreiben, doch das nähme mir zu viel Platz und Zeit weg.

Denke Dir nur in der Mitte Kaimas Haus, nicht weit davon die Hütten seiner Beamten und Diener, rechts eine als Küche dienende Halle, links eine große als Versammlungslokal für die Unterhäuptlinge, die jeden Montag hier zusammenkommen; etwas weiter einen ganz ähnlichen

Raum für die Fremden. Dieser ganze Gebäudekomplex ist von einem Zaun aus Rohrstengeln umzogen; außerdem ist jede einzelne der genannten Hütten wiederum mit einer Hecke umfriedigt.

Kaima ist einer unserer besten, treuesten Christen, und als solchen hat er sich durch alle Verfolgungen hindurch bewährt. Er war ursprünglich erster Büchsenmacher des Königs. Wie alle rechten Ugandahäuptlinge hat er mehr als einem die Ohren oder gar den Hals abgeschnitten. Aber seitdem er das Christentum angenommen hat, ist er die Zuvorkommenheit und Güte selbst.

Die Brille, die Du mir kürzlich auf meine Bitte geschickt hast, war eben für Kaima bestimmt.

Meine Jungens hatten schon vor unserer Ankunft in Erfahrung gebracht, daß zu ihrem bezw. unserem Empfange ein ganzer Ochse geschlachtet worden sei. Diese Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer unter der kleinen Schar und erregte eine unbändige Freude.

Andern Morgens war Sonntag. Schon vor Sonnenaufgang befand sich alles auf den Beinen. Es war nämlich heute ein großer wichtiger Tag für Kaima. Sollte doch heute zum erstenmal ein feierliches h. Meßopfer in seiner Kapelle dargebracht werden! Selbst eine stille Messe ist höchst selten in der dortigen Ortschaft, wegen der weiten Entfernung von der Mission. Jetzt, wo die ganze Schule von Mitala hier war, fand selbstverständlich Hochamt statt. Du hättest die Freude Kaimas und all seiner Leute sehen müssen.

Nach dem Gottesdienst gab es Arbeit anderer Art. Kaima hatte ein großes Festprogramm aufgestellt, das die verschiedensten Volksbelustigungen enthielt. Die Schwarzen sind große Freunde des Sports, und in einer englischen Kolonie darf der ja auch nicht fehlen.

So folgten denn in buntem Wechsel Spiele und erheiternde Partien aufeinander: Wettrennen, Sacklaufen, Ringkämpfe usw.

Hie und da entfernte sich Kaima und inspizierte Küche und „Mittagstafel". Als alles hergerichtet war, gab er ein Zeichen; dann teilte er höchst eigenhändig die Speisen aus. In einem Lehnsessel sitzend, ließ er einen großen Korb Bananen vor sich hinstellen. Nun begann die Verteilung, eine wahre Staatsaktion in Anbetracht der großen Zahl der Gäste und der hiesigen Anschauungen. Der Gastgeber muß seine Sache nämlich so gut machen, daß der letzte Festteilnehmer sich später sagen kann: „Was haben wir da für ein Essen bekommen! Noch nie in meinem Leben habe ich derart gegessen!"

Eine ganze Rindskeule wurde für den weißen Missionar bestimmt, also für Deinen Bruder; eine weitere für seine Schulknaben; die Häuptlinge bekamen ein ganzes Schulterstück, ebenso die Dorfjugend. Das übrige war für die Familie Kaimas. Nichts ging verloren, selbst die Gedärme nicht.

Jede Partie erhielt ferner ungezählte Körbe mit matoke (zerstampfte Bananen). Teller, Messer und Gabeln sind unbekannt; jeder langt mit den Fingern in den Korb hinein.

Zum erstenmal nach langer Zeit herrschte Stille, als die Festgesellschaft sich über das Mahl hermachte und mit großer Sammlung und vollem Verständnis dem köstlichen matoke zusprach. Das dauerte

so lange, bis man auf den Boden der einzelnen Körbe stieß und absolut nichts mehr herauszuholen war.

Kurz darauf wurden die Spiele wieder aufgenommen. Die erste Programmnummer für den Nachmittag war „Fleischschnappen". Man spannte in ziemlicher Höhe ein Seil von einem Baum zum nächsten. Von diesem Seil hingen einzelne dünnere Schnüre hernieder, an denen je ein Stück Fleisch befestigt war. Die Knaben mußten sich darunter aufstellen und hatten nun zu springen und die Stücke Fleisch mit den Zähnen zu fassen. Mach' das mal nach, M., und schreibe mir mal, ob das leicht ist! Natürlich brachten einige es fertig. Aber was die für Gesichter schnitten und sich anstrengten. Es war zum Totlachen!

Gegen Abend zogen wir unter Fackelschein zu Kaimas Wohnung, um ihm für seine Gastfreundschaft zu danken. Trommeln, Flöten, die Stimmen der Kinder und die unvermeidliche Harmonika vereinigten sich zu einem Hymnus des Dankes gegen den freundlichen Häuptling. Ab und zu, sobald eine Pause eintrat, rief ich dazwischen: „Du hast ausgezeichnet gekocht! Ich danke dir!" (Gumbye nno webale!") Oder: „Meinen Jungens hat es famos geschmeckt! (bakkuse!)"

Die reichlich gespendeten Komplimente taten Kaima sichtlich wohl, wenn er auch zuweilen tat, als hörte er sie nicht, damit ich sie noch mal wiederholen sollte.

Montag in der Frühe nahmen wir Abschied. Nach Landesbrauch schloß sich eine ganze Anzahl von Kaimas Leuten uns an und folgten uns bis zur Mission, wo sie noch mehrere Stunden lang bei uns blieben.

Du kannst Dir wohl denken, daß meine Jungens diesen Besuch beim Häuptling nicht sobald vergessen. Der eine erzählt seinem Freunde, es habe sogar Fleisch gegeben; ein zweiter prahlt damit, daß er in seiner Bescheidenheit zwei Portionen statt einer erwischt hat, nach dem bekannten afrikanischen Rezept:

Bescheidenheit, Bescheidenheit, verlaß mich nicht bei Tische
Und mach', daß ich zu jeder Zeit das größte Stück erwische!

Doch auch ich werde den Ausflug nicht vergessen, sondern ihn hie und da in empfehlende Erinnerung bringen: „Johana (Johann), wenn Du nicht besser arbeitest, gehst Du nächstens nicht mehr mit zu Kaima!"

Eugen Dery, Mitala Mariya.

Kleine Mitteilungen.

Welches sind die Aussichten des Christentums in Japan? Ueber diese Frage finden wir eine besonders interessante Ausführung im Juliheft der „Katholischen Missionen" (Freiburg, Herder, jährlich 12 Nummern). „Unter den Heiden", so schreibt ein Missionär aus der Diözese Osaka, „macht sich stellenweise eine starke Bewegung zu Gunsten der alten nationalen Kulte geltend; zahlreiche buddhistische und schintoistische Tempel werden wieder in besseren Stand gesetzt. Allein das heutige Geschlecht ist nicht mehr das alte; es hat schon zuviel westländische und christliche Ideen in sich aufgesogen. Die alten Götter befriedigen nicht mehr, sie sind doch gar zu zahlreich und wollen in den Rahmen der modernen Kultur gar schlecht hineinpassen. So bemerkt man denn in der religiösen Welt Japans eine starke Strömung, die auf Monolatrie (Anbetung eines Gottes) hinzielt. Mehr und mehr stellen die buddhistischen Sekten ihre untergeordneten Götter in den Hintergrund, damit die

Hauptgottheit besser zur Geltung komme, und diese wird den gebildeten Kreisen vorgestellt mit mehr denn einem Attribut, die man der christlichen Gottesidee entlehnt hat. Ist das nicht ein unfreiwilliger Tribut an den christlichen Monotheismus (Lehre von einem Gott), welchen diese philosophisch wenig geschulten Geister mit Monolatrie verwechseln?" Zum Teil führt der Missionär diese Erscheinung darauf zurück, daß nicht wenige Bonzen angesehener Klöster und die geistigen Führer schintoistischer Sekten in immer größerer Zahl die Universität besuchen und dort in den Vorlesungen über Religionsgeschichte u. ä. trotz aller rationalistischen Auffassung der Professoren ihren Gesichtskreis erweitern und manche dem Christentum entlehnte Ideen in sich aufnehmen. „Ich weiß wohl", schreibt der Missionär, „daß diese Entwickelung einen Zeitraum von zwei bis drei Jahrhunderten braucht, wie es ja auch im römischen Weltreich der Fall war. Anderseits vollziehen sich heutzutage derartige Umwälzungen rascher, und wir können sie beschleunigen helfen." Aus der Provinz Ise, dem Brennpunkte des japanischen Schintoismus, kommt folgender Bericht: „Wenn der Buddhismus allem Anscheine nach sich im Niedergange befindet, so steht der Schintoismus wieder in voller Blüte. Doch lasse ich mir darüber keine grauen Haare wachsen; denn dieses Wiederaufleben des Amaterasu-Kultes kommt mir vor wie das letzte Aufflackern der Kräfte bei einem Sterbenden. Es kündet das nahe Ende an." Alle Zeichen weisen darauf hin: die Regierung hat sämtliche Tempel Schintos inventarisiert in der Absicht, einen großen Teil derselben zu unterdrücken. Allein im Bezirke Tsu zählt man ihrer an 10000. Die Präfektur will von je zehn neun abbrechen lassen. Diese Maßregel stößt zwar stellenweise auf starken Widerspruch; das Volk hängt an seinen Göttern. Um sein religiöses Gefühl zu schonen, geht man einen Mittelweg: man bricht die Tempel ab, schont aber die Götzen und weist ihnen ein anderes Quartier an. So spielte sich in der Provinz ein wahrer Wohnungsumzug zahlreicher Götter und Göttinnen ab. Das alles verheißt dem Schintoismus keine lange Zukunft. Daß diese in Japan dem Christentum gehört, davon sind heute auch viele angesehene Japaner fest überzeugt, ja sie glauben, daß noch das 20. Jahrhundert diesen Sieg des Christentums schauen werde. Wie das geschehen soll, ist freilich noch Gottes Geheimnis.

Die jüngsten Christenmorde in Kleinasien und Syrien. Zwar hat die Presse schon über die in Kleinasien und Syrien stattgefundenen blutigen Metzeleien berichtet, aber ein volles, klares Bild erhält man erst aus den Briefen der Missionäre, Schwestern und anderer Augenzeugen, von denen die „Katholischen Missionen" (Freiburg, Herder, jährlich 12 Nummern) im neuesten Hefte Auszüge vorzulegen beginnen, indem sie zunächst über die grausigen Vorgänge in Adana Berichte zusammenstellen. Man muß diese Berichte wörtlich lesen, um sich einen auch nur annähernden Begriff von den Greueln dieser Tage zu machen, wie am Osterdienstage die mohammedanischen Mordbrenner als erstes Opfer den angesehenen Armenier Herrn David Urfalian auf offener Straße mit dem Rufe niederschossen: „Im Namen Gottes, des Allerhöchsten, mit dir machen wir den Anfang", wie dann die Patres Benoît und Sabatier S. J. in das von fliehenden Christen bereits überfüllte Haus der Schwestern eilten, um diese zu beruhigen. Von hier aus konnten sie das Morden, das Brennen und Plündern in den Straßen sehen; bis Freitag morgen harrten sie dichtgedrängt während des Schießens, Schreiens und der Jammerrufe draußen auf das Eindringen der Mordbanden und bereiteten sich auf den Tod vor. Da pochte es auch wirklich schon am Haustore. „Uns" so schreibt eine Schwester, „lief es eiskalt über den Rücken. ‚Oeffnen Sie', sagte unsere Mutter zu P. Benoît, und legte selbst die Hand auf den Drücker. Die Türe ging auf. Welche Ueberraschung! Statt der Mordbrenner sahen wir eine Abteilung Soldaten, welche die Vorsehung gerade in diesem Augenblick an unserm Hause vorüberführte. Als der Führer der Truppe uns sah, stieg er vom Pferde und reichte der ehrwürdigen Mutter und mehreren von uns die Hand. Ein Offizier aber, der offenbar Verdacht hatte, griff dem P. Benoît unter die Soutane, um zu sehen, ob er vielleicht Waffen verborgen trage. Der Pater zog sein Kruzifix hervor und sagte: ‚Mein Freund, das ist die einzige Waffe des Priesters'." Der Befehlshaber ließ vier seiner Leute zum Schutze des Hauses zurück. Auch die Feuersgefahr ging diesmal noch glücklich vorüber. Zwar dauerte das Brandlegen auch am folgenden Tage noch fort; aber das Schießen ließ nach, und am Sonntag trat allmählich Ruhe ein. Aber während in der Stadt das Gemetzel aufhörte, nahm das blutige Werk in der

Umgegend seinen schrecklichen Fortgang. Sämtliche Meiereien und Landhäuser der Christen — 360 an der Zahl — fielen den Mordbrennern zum Opfer. Auf dem Landgute des armenisch-katholischen Bischofs Terzian wurden 160 Personen niedergemacht und ihre Leichen in die Brunnen geworfen. Dasselbe geschah auf den übrigen Höfen und in den zahlreichen Landhäusern und Weinbergen, welche die Christen in der Umgebung besaßen. Nachdem alles ermordet und ausgeplündert war, wurden die Banten in Brand gesteckt. Ueberall kamen schauderhafte Untaten vor. Mehrere Armenier wurden von den Blutmenschen auf Balken, Brettern, Tischen in Kreuzesform angenagelt, Mädchen, selbst 7—8jährige Kinder, in schmachvollster Weise mißbraucht und dann grausam ermordet. Die blutberauschten Unholde spielten mit den abgeschnittenen Köpfen Ball, warfen kleine Kinder vor den Augen ihrer Eltern in die Luft und spießten sie mit ihren langen Messerdolchen auf. Manche Einzelheiten lassen sich nicht beschreiben. „Tiger und Schwein" ist der Name, den ein Missionär diesen Teufeln in Menschengestalt gibt, und der englische Konsul in Mersina, der 1900 den Boxeraufstand in Peking mitgemacht, sagte entrüstet, daß deren Roheit hier in Adana weit übertroffen wurde. „Nimm dein Messer", so hörte man einen Mohammedaner zu seinem 12—13jährigen Buben sagen, „Allah mache es scharf, um die Bäuche der Christen damit aufzuschlitzen." Doch mögen die Leser nicht versäumen, dieses und viele weiteren Einzelheiten in den „Katholischen Missionen" selbst nachzulesen.

Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

Für Priester und Erzieher. Die öftere und tägliche Kommunion der Schüler v. P. Julius Lintelo S. J. Nach dem Französischen von B. Marx S. J. Mit Visch. Druckgenehmigung u. Erlaubnis der Ordensobern. Druck und Verlag: Fr. Stein Nachf. Hausen u. Co. Saarlouis. Preis brosch. M 0.50.

Der Verfasser bietet in dem kleinen Schriftchen eine unwiderstehliche Apologie der öftern und täglichen Kommunion der Schüler, die ihre Wirkung auf keinen Priester und Erzieher, der irgend in der Schülerseelsorge beschäftigt ist, verfehlen wird. Was sie aber so unwiderstehlich macht, ist das medium demonstrationis, welches beständig, wenn auch in stets wechselnder Form wiederkehrt, nämlich: die Erhaltung und Stärkung des übernatürlichen Gnadenlebens schafft für den Schüler ein wahres Bedürfnis nach der öfteren, ja täglichen Kommunion.

Die Erwägungen, welche sich aus diesem Leitgedanken ergeben, sind durchaus praktischer Natur und befassen sich im ersten, mehr didaktischen Teile mit den Mitteln, welche den Schüler während des Schuljahres und der Ferienzeit mit der öftern Kommunion vertraut machen sollen. Im zweiten, mehr polemischen Teile wird gründlich mit den Befürchtungen und Vorurteilen aufgeräumt, die sich hin und wieder selbst bei wohlmeinenden Jugendfreunden finden, wie z. B. die tägliche Kommunion paßt nicht für alle; die Furcht vor Gottesraub; man hat sich übereilt, man wird davon zurückkommen; man predigt zu sehr die hl. Kommunion, die Selbstverleugnung nicht genug u. dgl.

Jeder, der berufen ist, das Gnadenleben der studierenden Jugend zu schützen und zu fördern, wird in diesem Büchlein einen Führer finden, der von einem selbstlosen Seeleneifer und einer erleuchteten Seelenleitung beraten ist. Tolle, lege! M. Hallfell.

„Der Morgen": Blätter zur Bekämpfung des Alkoholismus und zur Erneuerung christlichen Lebens. Organ des kath. Mäßigkeitsbundes Deutschlands. Schriftleitung, Direktor Haw, Trier. Kommissionsverlag für den Buchhandel: Paulinusdruckerei, Trier. Preis bei Bezug durch den Buchhandel M 1.60; mit Porto M 2.—.

Diese Zeitschrift hat sich das Ziel gesetzt, durch Bekämpfung des Alkoholismus zur Erneuerung des christlichen Lebens beizutragen. Damit ist bereits die Art der Mittel, die diesem Ziele dienen sollen, bestimmt. Das erstere, wenn auch nur negativer Natur, ist in seiner Wirkung unwiderstehlich. Mit Hilfe der vielen statistischen Angaben, der wahrheitsgetreuen Erzählungen aus dem Leben der Menschen früherer und gegenwärtiger Zeit, wird der Alkoholismus

ins rechte Licht gerückt, so daß er sich in seiner ganzen Häßlichkeit zeigen muß. Hier wird ihm seine Geschichte geschrieben und ihm einmal vorgehalten, was für Unheil er in der Welt anrichtet. Als einer unserer ärgsten Feinde steht er da.

Diesem Feinde nun, „welcher mehr Menschenleben fordert als Seuchen und Kriege, welcher die Krankenhäuser und Irrenhäuser, die Armenhäuser und Zuchthäuser bevölkert, welcher den Bestand, das Glück und den Frieden zahlloser Familien vernichtet, schon die Kinderwelt vergiftet und das heranwachsende Geschlecht mit Siechtum schlägt", — Hirtenschreiben der deutschen Bischöfe vom 15. November 1904 — diesem Feinde ins häßliche Gesicht zu leuchten, auf daß er endlich erkannt und gemieden werde, das ist ein Verdienst, das man dem „Morgen" nicht hoch genug anrechnen kann.

Aber mit dieser mehr indirekten Art, ihr Ziel zu verfolgen, gibt sich die vortrefflich redigierte Zeitschrift nicht zufrieden. Auch direkt sucht sie eine Besserung anzubahnen; aus ihren gediegenen Artikeln weiß sie die Lichtstrahlen zu sammeln und auf die Selbstüberwindung und Selbstzucht hinzulenken, den sichern Weg, der zum christlichen Lebensideal hinführt. Jeder, der es mit der Erneuerung des christlichen Lebens Ernst meint, wird dem „Morgen" für seine bisherige Tätigkeit Dank wissen und ihn durch wirksame Unterstützung zu fördern und zu verbreiten suchen. M. Hallfell.

Tugendschule oder Anleitung zu einem frommen Leben für die heranwachsende Jugend. Von Th. Beining, Pfarrer. 7. verbesserte Auflage. 46.—55. Tausend. M 0.60.

Der Verfasser bietet hier, „von mehreren Seiten aufgefordert, den angenommenen Kommunionkindern ein neues Büchlein dar, woraus sie nach der Feier des großen Tages lernen mögen, gut zu bleiben und das, was sie bei der Vorbereitung einige Zeit getan und geübt haben, als beharrliche Neigung und heilsame Gewohnheit, als Tugend sich anzueignen."

Der Verfasser hat das Büchlein „Tugendschule" genannt und nach Weise eines Schulbuches eingerichtet und abgeteilt. Wenn auch die Schuljahre vollendet sind, so muß der Knabe, das Mädchen doch noch fortfahren zu lernen, wie so manches andere, so auch die Tugend, und diese Schulzeit dauert das ganze Leben hindurch.

Die selige Julie Billiart, Stifterin der Genossenschaft Unserer Lieben Frau, und ihr Werk. Dargestellt von Bernard Arens S. J. Mit 35 Abbildungen. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Erste und zweite Auflage. 8° (XII u. 544) Freiburg 1908, Herdersche Verlagshandlung. M 5.—; in Leinwand M 6.—.

Julie Billiart ist eine Heilige unserer Zeit und für unsere Zeit. Papst Pius X. hat von Anfang seines Pontifikates an auf den Katechismusunterricht als auf eines der Hauptmittel zur Erneuerung der menschlichen Gesellschaft hingewiesen. In Julie steht eine große Katechetin vor uns, die Stifterin einer Genossenschaft, die sich die Unterweisung im Katechismus zur ersten Aufgabe gesetzt hat. Als hervorragendste Tugenden in diesem in eine stürmische Zeit fallenden und von schweren Prüfungen heimgesuchten Leben finden wir vollständiges Zurückdrängen des eigenen Ich und felsenfestes Gottvertrauen.

Das Buch wird nicht nur all den zahlreichen Frauen und Jungfrauen, die einem der Pensionate des Ordens (z. B. in Coesfeld, Vechta, Oldenburg, Mülhausen, Ahlen, Geldern) ihre Erziehung verdanken, willkommen sein, sondern auch allen, die für eine fesselnd geschriebene Frauenbiographie oder für die Geschichte des katholischen Ordenswesens Interesse haben.

Grundsätze und Ratschläge des hl. Franz von Sales. Ins Deutsche übertragen nach der englischen Uebersetzung der Miß Ella Mc. Mahon. Dritte vermehrte Auflage. 144 Seiten. Preis eleg. geb. M 1.20. oder 70 kr. österr. Währung. Partiepreise von einem Dutzend ab für Deutschland: M 1.—, für Oesterreich: 60 Kreuzer. Würzburg, Bucherssche Verlagshandlung.

Die Verfasserin hat aus den Schriften des großen hl. Bischofs von Genf für jeden Tag des Jahres einen schönen Gedanken ausgewählt. Ein Anhang mit den notwendigsten Gebeten ist beigegeben.

Ein Hilferuf aus Kabylien.

(Nach einem Berichte des P. Baldit.)

Der Afrikabote sagte in seinem Geleitsworte zur ersten Nummer des laufenden Jahrganges, daß er leider nur zu oft von dem leiblichen und geistigen Elend da draußen in der Heidenwelt werde berichten müssen. Schon gleich drängt sich ihm die Notwendigkeit auf, es zu tun. Fremder Schmerz verlangt Linderung, fremde Not Abhilfe. Für sie übernimmt er Fürbitterrolle. Die Art und Weise, wie er ihr genügen will, ist ihm durch das Beispiel der Schwestern zu Bethanien vorgezeichnet. Wie sie einfach den Tatbestand darlegten und dem Meister sagen ließen: „Herr, den du lieb hast, ist krank!" so bringt er nur den Tatbestand zur Kenntnis und sagt denen, die helfen können: „In Kabylien ist arge Hungersnot."

Auf ihren apostolischen Rundreisen durch die Kabylendörfer hören die Missionare öfter als früher das klagende Gewimmer kleinerer und größerer Kinder. Fragt man die Eltern, was den Kleinen fehlt, so ist man der Antwort gewiß: Sie haben Hunger, sie möchten essen, und wir können ihnen nichts geben. Andere weinen und wimmern nicht mehr; vor Schwäche können sie nicht mehr weinen. Aber ihre erschreckende Magerkeit, ihre hohlen Augen, ihre Gleichgültigkeit gegen alles, sagt mehr als genug: Vom Hunger aufgezehrt, gleiten sie allmählich in eine andere Welt hinüber. Wer beschreibt erst den Jammer der Eltern! Selber vom Hunger gepeinigt, empfinden sie doppelt schwer, daß sie den unschuldigen Kleinen gerne zu essen geben möchten, aber nicht können.

Sagt man zu den Erwachsenen: „Gehet doch fort und suchet in der Fremde Arbeit!" „Das ist leicht gesagt", erhält man zur Antwort. Im Winter hat man draußen keine Arbeit für uns; und jetzt wo es Arbeit gäbe, will uns niemand wegen unseres ausgehungerten und geschwächten Zustandes, auch wenn wir für 10 sous (40 Pfennig) arbeiten wollten. Was müssen erst die Frauen zu leiden haben, die bei ihrer schwächlichen Konstitution und Sorge um ihre Kinder eine gute und reichliche Nahrung benötigten, nun aber selbst das Nötigste entbehren müssen?

Und doch gibt es eine Kategorie, die vielleicht noch mehr zu bedauern ist: es sind die Greise, die alten Leute, die niemand haben, der sich ihrer annimmt, selber aber zu schwach und elend sind, als daß sie die benachbarten Stämme oder die Niederlassungen der Europäer erreichen könnten, um sich etwas Lebensmittel zu erbetteln. Bis zum Skelette abgemagert,

haben sie kaum noch die Kraft, die Worte zu lispeln: „Ich habe Hunger". „Um Gottes Willen, ein Bißchen zu Essen!" Wie eine Lampe, der allmählich das Oel ausgeht, schwinden sie dahin. Heute heißt, der alte Mann ist gestorben, morgen die alte Frau ist auch tot!

Der Missionar aus der Gesellschaft der Weißen Väter, P. Baldit hat Tag für Tag das Elend vor Augen, das der Hunger mit sich bringt. Von ihm haben wir die bereits berichteten Einzelheiten. Wenn der Stamm der Ouadhias, wo er tätig ist, von der Hungersnot weniger hart betroffen ist, so hat das nach dem Dafürhalten des Paters darin seinen Grund, daß er viele ehemalige Turkos zählt, welche ihr Möglichstes tun, um ihre Verwandten und Bekannten durchzubringen, mehr aber noch darin daß bereits viele Stammesangehörige glaubens- und vertrauensvoll tagtäglich beten: „Unser tägliches Brot gib uns heute!" Nichts destoweniger zählt der genannte Stamm mehr Hilfsbedürftige als jeder andere. Leicht erklärlich. Jeder, der daheim nichts mehr zu essen hat, sucht die Ouadhias auf. Hier, so heißt es, sei man nicht so arm!

Was gibt man ihnen? Brot! An das denken sie nicht einmal mehr, wagen nicht, darum zu bitten. Um was sie anhalten, ist herzlich wenig, ein bißchen Kouskous (eine Art Breigericht), etwas Gerste, ein paar Eicheln. Bekommt man auch nur Gersten- oder Eichelhülsen, so ist man noch froh. Sie werden zerhackt, zerkleinert, zermahlen. Schließlich hat man eine Masse, die man eher für Sägemehl als für richtiges Mehl halten könnte. Macht nichts! Mit Wasser und Gras durchsetzt wird es zu Kuchen gebacken, die den ausgehungerten Leuten wie die ausgesuchtesten Leckerbissen munden. Die allermeisten haben das nicht einmal, sie müssen mit Gras und Wurzel fürlieb nehmen, die man, wenn es gut geht, etwas abkocht. Die Missionare tun ihr Möglichstes, um den Kindern und hilflosen Greisen wenigstens ein Stück Brot und etwas Suppe verabreichen zu können. So geringfügig die Hilfe an sich auch ist, selbst diese können wir wegen unserer Dürftigkeit dem Hundertsten, der sie nötig hätte, nicht zuteil werden lassen.

Was den Missionar noch härter ankommt, ist die oft gemachte Erfahrung, daß Hunger und Elend viel Schlechtigkeit groß zieht. Aus Diebereien und Räubereien macht sich der ausgehungerte Kabyle nicht leicht etwas. Gewiß! es hat immer Räuber hier zu Lande gegeben. Aber in früheren Zeiten fiel es keinem ein, so sagen sie selber, für einige lumpige Franken einen Ueberfall zu wagen und seinen Kopf aufs Spiel zu setzen. Jetzt aber unter der Herrschaft des Hungers tun sie es unbedenklich, selbst wenn sie auch nur im günstigsten Falle ein Säckchen Gerste oder einen elenden Douro (Fünffrankenstück) zu erbeuten hoffen. Hunger tut weh!

Hat man denn noch nichts getan, um der größten Not abzuhelfen? Doch! die besser gestellten Kabylen haben sich sehr großmütig gezeigt. Von ihrem „Ueberfluß" haben sie gerne und reichlich gegeben. Wenn ich sage „Ueberfluß" so will das nach hiesigen Begriffen verstanden sein. Der „Ueberfluß" eines unserer Bergbewohner würde einen Europäer immer noch als äußerste Dürftigkeit vorkommen. Das kann man schon daraus entnehmen, daß von diesen besser situierten Leuten die einen hin und wieder einige Löffel Kouskous, die andern eine Handvoll Feigen, wieder andere etwas Gerste oder Eichelmehl abgeben konnten. Das war alles.

Einige Unterstützung kam von der Regierung. Gewissen Familien wurde für den Winter die jeweilige Summe von 5, 10 oder gar 15 Franken überwiesen. Die Missionare ihrerseits haben alles getan, was sich bei ihren geringen Mitteln tun ließ. So haben sie in verschiedenen Missionsstationen eigens kleine Felder und sonstige Arbeitsstätten angelegt, um Hunderte von armen Leuten mit leichter Arbeit beschäftigen zu können.

Gruppe christlicher Quadhias.

Nach vollbrachtem Tagewerk empfangen die Leute ihre Löhnung, die gewöhnlich in Lebensmitteln besteht, überaus glücklich, daß man sich ihrer annehmen kann. Aber wie lange wird man es noch tun können! Fällt die Olivenernte nicht gut aus, so wird die Hungersnot und das sie begleitende Elend bis ins nächste Jahr hinein dauern. Aber bis dahin hat's noch eine gute Weile. Wenn die Privatwohltätigkeit nicht uns zu Hilfe kommt, so ist es unmöglich, all den Bedürfnissen zu genügen.

Die Bedürfnisse eines Kabylen sind die denkbar einfachsten. Mit 3,50 Franken ersteht er sich soviel Gerste, daß er fast einen ganzen Monat auskommt.

So liegen die Verhältnisse in Kabylien; für die Kabylien selber so verzweifelt, daß sie sich selber nicht helfen und vor den Schrecken des Hungers retten können; für die wohlhabenderen Katholiken Europas so günstig, daß sie um den Preis eines geringen Almosens viel Elend lindern, vielleicht manches Menschenleben retten können.

Eine Sterbe- und Trauerszene bei den wilden Baluba (Oberkongo).

Nach Aufzeichnungen v. P. De Muelenaere.

I.

Der Zauberer.

„Das Zauberhorn nehme noch den Fingernagel auf, den ich Mazimba vom Daumen der rechten Hand losbrach!" So kommt es halblaut von den Lippen Mlozi's des Zauberers. Seine entfleischten Finger nisteln indessen in den Knochenstücken, Haaren, Krallen, Federn, Zähnen, Nägeln und tausend andern Dingen herum, welche er auf einer Haut ausgebreitet hat. Neben ihm kauert Mera, ein Knabe, und hält einen schlauchartigen aus Bast geflochtenen Behälter vor. Am liebsten hätte er den ganzen Inhalt, ein unsinniges Gemisch von Hautfetzen, faulendem Fleische, Knochensplitter, Zähnen und Krallen in alle Winde zerstreut, denn seitdem er den „weißen Mann", den Priester der fremden Religion über die „dawa" (Zaubermittel) hatte sprechen hören, glaubt er nicht mehr, daß eine Handvoll der ungereimtesten, zufällig zusammengewürfelter Dinge eine übernatürliche Wirkung haben. Doch die Furcht vor dem Alten bannt ihn an die Stelle. Denn er weiß, die kleinste Unachtsamkeit, der geringste Widerspruch bei der Zubereitung dieses außergewöhnlichen Zaubermittels würde ihm teuer zu stehen kommen. Unverwandten Auges verfolgt er die Bewegungen seines Herrn, um ihm gleich zu Diensten sein zu können. Immer noch wühlt und dreht dieser in dem bunten Wirrsal von Sachen herum, welche auf der Haut am Boden liegen. Da hält er plötzlich inne. Stieren Blickes schaut er vor sich hin; einige geheimnisvolle Worte murmelt er und still ist's wieder. Wer ist der unsichtbare Sprecher, auf den er zu lauschen scheint? Ist's der Geist Mazimba's? An ihn denkt schaudernd Mera, der noch immer das Zauberhorn bereit hält. Hier ist es ja, so hat ihm Mlozi gesagt, wo der große Balubahäuptling seine Ruhestätte gefunden hatte, und wo seither sein Geist über den Balubastamm Wache hält. Ja, er ist's.

„Bleibe! Geist des großen Mazimba!" so ruft im flehentlichem Tone der Zauberer. Bei dem dawa, das durch dich seine geheimnisvolle Wirkung erhält, beschwöre ich dich, ziehe zurück vom Balubastamm und seinem König Makombo die Geißel der Blatternkrankheit. Denn nicht mehr werden sie nach beendigtem Kriege die Gebräuche der Väter außer Acht lassen; nicht mehr auf den weißen Mann hören!"

Der Zauberer zerreibt den aufgefundenen Daumennagel des großen Mazimba, und die mehlige Substanz gleitet zwischen seinen Fingern in das Zauberhon hinab. Mit ihr senkt sich die geheimnisvolle Kraft auf das Zaubermittel, die Blatternkrankheit von den Baluba weg auf die Weißen zu verpflanzen, die Keime der neuen Lehre im Herzen des Königs zu ersticken.

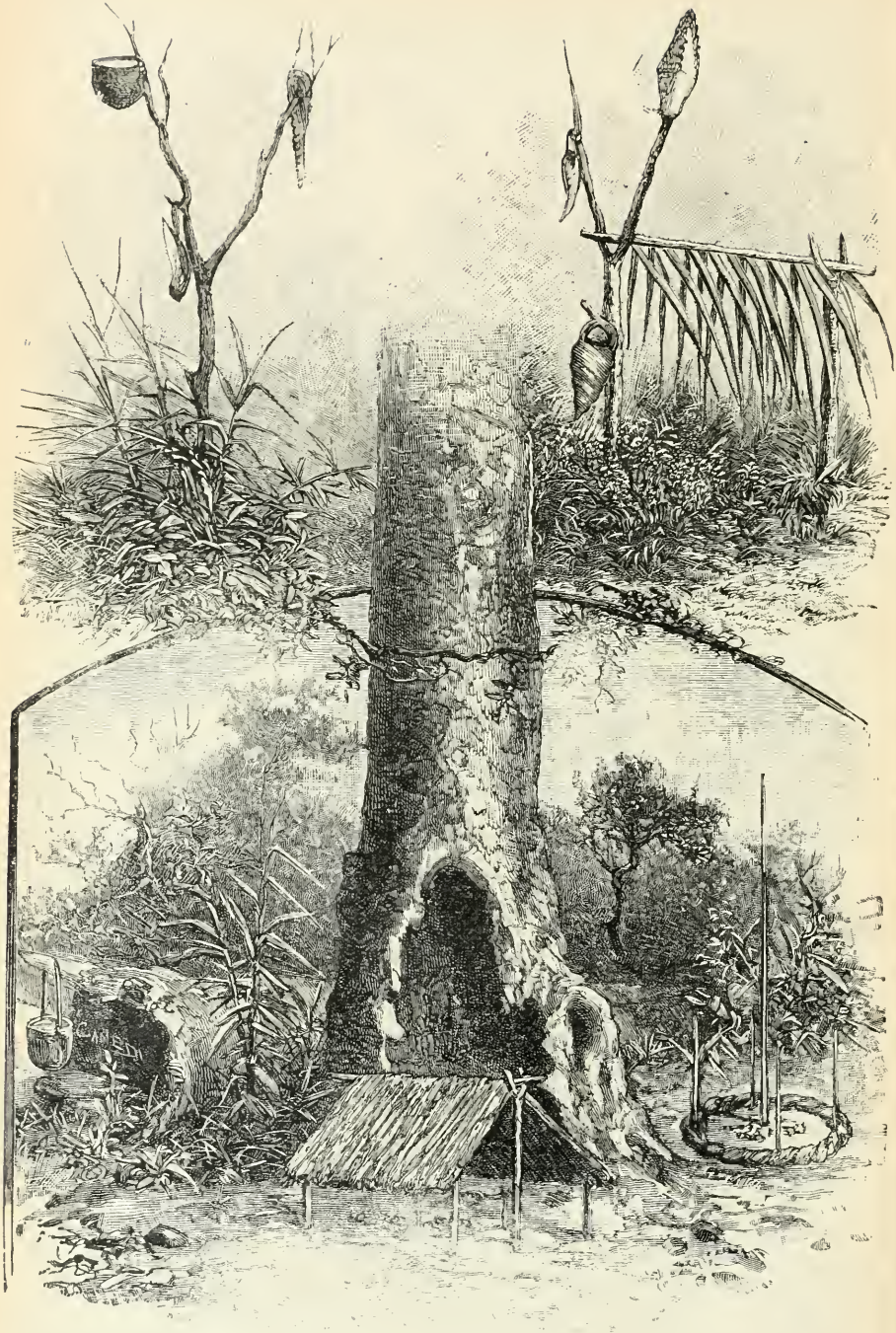
„Mera! Nimm von diesem „dawa“ und lege davon vor die Türe des Weißen Mannes, auf daß er beim Verlassen der Hütte mit dem Fuße darauf trete! Denn wisse: bringst du das Mittel nicht mit ihm in Berührung, so wird die Krankheit nicht auf ihn, sondern auf dich übergehen!“

Bereitwillig zieht Mera ein kleineres Zauberhorn hervor, welches einen Teil des unwiderstehlichen dawa aufnimmt. Die Zubereitung des Zaubers ist zu Ende. Ueber die Legung desselben verliert der Alte kein Wort. Schweigend nimmt er ihn und läßt Mera allein zurück. Diesem sind seine Obliegenheiten wohlbekannt. In hergebrachter Weise soll er die Gegenstände, die bei der Herstellung der „dawa“ keine Verwendung gefunden haben, zusammenpacken und in der Hütte seines Herrn an Ort und Stelle legen. Schon ist er damit beschäftigt, die kleinen Knochensplitter und Scherben, welche von der Haut auf den Boden gerollt waren, sorgsam zu dem übrigen Kram zu legen. Sein Auge aber schweift ab und zu seitwärts nach der Richtung, welche der Zauberer genommen.

„Verderben über dich und deine Geheimkunst!“ so grollte Mera nunmehr vor sich hin. „Weg mit dem Gespensterglauben, durch den du die Pockenkrankheit in unserm Stamm festhältst. Du hast Hunderte mit Furcht und Schrecken erfüllt, so daß sie es nicht wagten, zu den Weißen Männern zu gehen und sich heilen zu lassen. Einige winzige Einschnitte ließ ich mir in den Arm machen und in sie hinein etwas Heilkraft tröpfeln. Ich bin gesund! und gesund wie ich, alle, die sich haben impfen lassen. Du nimmst den Pfad zum Dorfe der Baluba. Ich weiß es, der Sitz des Königs in der Ratsversammlung ist seit einigen Tagen nicht besetzt. Keiner spricht davon, daß der König Makombo krank sei — denn so will es die Sitte — aber jedermann weiß, daß auch er die schrecklichen Pocken hat. Niemand darf zu ihm, als du und dein Zaubermittel. Denn bis zu dem Grade hast du die Baluba wiederum in ihrem Gespensterwahne bestärkt, daß sie den Freund des Königs, den Diener der fremden Religion nicht mehr zu ihm lassen. Er soll wenigstens von seiner Krankheit wissen. Ich gehe zu ihm.“

Eilends packte er die Habseligkeiten seines Herrn zusammen. Der Weg zur Hütte war bald zurückgelegt, innerhalb derselben bald alles in Ordnung gebracht. Und fort ging's zur Mission. Unterwegs verlor er wie von ungefähr den ganzen Inhalt des Zauberhornes. Zuletzt warf er auch das Horn selbst weg.

Unterdessen ging es in der Versammlung der Baluba-Krieger laut her. Anfänglich war die Stimmung recht gedrückt gewesen und es bedurfte der ganzen Schlauheit eines Mlozi, um der Lage Herr zu werden. Man fürchtete und verachtete ihn wie alle andern seiner Sippe. Denn obschon er niemals bei der Bereitung eines Zaubermittels ertappt oder der Zauberei überführt worden war, so war er dennoch als Zauberer bekannt und wurde immer von jenen gefunden, welche sich seiner Zauberei



Zauberplatz im Walde.

bedienen wollten, um an einem Feinde Rache zu nehmen. Durch verbissene Widersacher des Weißen Mannes war er in die Versammlung eingeführt worden.

„Böse und schlimme Tage sind über uns gekommen, seitdem der Weiße Mann unter uns ist! Also ließ sich einer von ihnen vernehmen. „Nicht doch", entgegnete ein anderer, „seitdem Makombo den Weißen in unserm Stamm wohnen läßt, sind wir stärker als Bukala, der früher immer unsere Dörfer verbrannte. Der Weiße heilt unsere Wunden und Krankheiten. Einschnitte, die von seiner Hand gemacht und von seiner Heilkraft bestrichen werden, bewahren vor den schrecklichen Pocken!"

Zauberer.

Anscheinend ruhig erhebt sich Mlozi und spricht: „Gewiß, wir haben Ruhe vor Bukala. Aber größeres Unglück als er uns je gebracht hat, steht uns bevor. Die Pockenkrankheit, die unter uns wütet, ist nur ein harmloser Vorbote. Die „Wiwa", die Geister der Ahnen sind uns Feind, weil der Weiße unseres Königs und unseres Stammes Freund ist! Des Weißen zu liebe hat Makombo die Freudenfeste der „Wiwa" unterdrückt. Wißt ihr noch, daß früher der ganze Stamm zu solchen Festen zusammentrat? Durch den Wald brausten die Tamtamschläge, weithin hallten die singenden Stimmen der begeisterten Teilnehmer, große, hochauflodernde

Freudenfeuer leuchteten auf. Dann plötzlich ertönte ein Signal. Mitten in den Kreis des jubelnden, tanzenden und lärmenden Volkes werden sie hineingeführt: die Kriegsgefangenen, oder auch Frauen des eigenen Stammes. Sie werden mit seltenem Oele und wohlriechenden Fetten gesalbt, mit Arm- und Halsbändern aus Kupfer und Perlen zum feierlichen „Opfer" geschmückt. Namenloser Jubel umschwirrt sie. Wieder ertönt ein Signal. Alle kennen es. Einen Augenblick später sind die Opfer erfaßt. Sie werden erdrosselt. Nichts vernimmt man von ihrem keuchenden Stöhnen. Es verliert sich in dem tosenden Gesang, der wiederum aufbraust. Dann schreitet man zur Verteilung des Fleisches; das Fest ist zu Ende, ein jeder eilt heim in die Hütte, um hier in Ruhe das Mahl zu bereiten und zu genießen.*)

Sie kehren nicht wieder, diese Wiwa-Feste! aber die Wiwa zürnen uns. Unserer Ahnen Kriegssitte haben wir des „Weißen" zuliebe verlassen! Soll ich daran erinnern, was Ihr nie werdet vergessen können? Der Anführer von Bukala's Truppen wurde von unsern Kriegern im

*) Daß der Kannibalismus auch heute noch seine Opfer fordert, geht aus einer Notiz hervor, welche die Deutsch-Ostafrikanische Rundschau vor nicht allzulanger Zeit brachte. Vor dem Gericht der Station Iringo, so heißt es darin, wurde Ende Dezember ein umfangreicher Prozeß verhandelt, der zur Kenntnis der weitesten Kreise gebracht zu werden verdient. Es handelt sich um eine ganz Mordgesellschaft, die zugleich einen Menschenfresserbund bildete; Männer wie Weiber, die seit Jahr und Tag ihre Stammesgenossen, in erster Linie ihre Verwandten, ja vorzugsweise Mütter ihre Kinder, vergifteten, um ihre Opfer zu verzehren, kurz um einen Kannibalismus, wie man ihn sich roher, scheußlicher und tierischer überhaupt nicht vorstellen kann. Der Ubenaposten im Süden des Iringa-Bezirks lieferte im Dezember 1908 eine Anzahl Bewohner dieser Landschaft wegen Giftmordverdachtes der Station ein. Die sehr eingehend geführten Verhandlungen, bei denen die Angeschuldigten ausnahmslos geständig waren und ganz ungeniert über all' die ekelerregenden Einzelheiten Auskunft gaben, ergaben folgendes: Ein „Zauberer", also ein mannigfacher Naturgifte kundiger Mbena, Namens Malukansi, war mit seiner Familie (Weib und zwei erwachsenen Söhnen) seit langem dem Genuß des Menschenfleisches ergeben. Um sich in den Besitz des Leckerbissens zu setzen, warb er Weiber mit dem Versprechen, ihnen von seinen Zauberkünsten mitzuteilen, wofür sie ihm ein Menschenopfer auszuliefern hatten. Zu diesem Zwecke brachten diese Wesen einen ihrer Verwandten, zumeist ihre leiblichen Kinder um. Die Leiche wurde den Genossen des Menschenfresserbundes, der sich, wenn wieder ein Opfer fällig war, bereits vorher in der Nähe zum Schmause zu versammeln pflegte, überantwortet. Der Körper wurde von den Genossen des Mahles zerrissen und das Fleisch roh auf der Stelle verschlungen. Alles nahm an diesem Fraße teil, gleichgiltig, ob das Opfer das eigene Kind, der Enkel, der Bruder, ein anderer Blutsverwandter oder sonstwer war. Den Kopf bekam der Täter, um in dem Schädel das Gift für künftige Opfer zu bereiten. Bevorzugt wurde das Fleisch kleiner Kinder; die Weiber gaben an, „es sei so schön zart", während ihnen das Erwachsener weniger zusagte. Diesem Menschenschlächterbund gehören außer dem Anführer Malukansi, dessen Weib und zwei Söhnen, acht Weiber, also insgesamt 12 Köpfe an, die sämtlich mehrere Giftmorde auf dem Gewissen haben und deren jeder an einer ganzen Reihe kannibalischer Mahle beteiligt zu sein zugab. Auch einige Kinder im Alter von 8 bis 12 Jahren, die bei den Giftmorden Handlangerdienste getan hatten, wurden jedesmal dafür mit dem Fleisch der Opfer belohnt. Die Verhandlung, in der selbst die Mütter, die ihre Kinder aufgefressen hatten, mit viehischer Gemütsruhe alle Einzelheiten bereitwilligst angaben, war selbst für den Eingeborenenkenner überraschend und stellte selbst an abgehärtete Nerven eine starke Anforderung. Zehn Mitglieder der Verbrecherbande wurden zum Tode verurteilt; das Urteil ist vom Gouverneur bestätigt worden und wird inzwischen bereits vollstreckt sein.

Kampfe getötet. Im Triumphzuge ging's ins Dorf. Der getötete Feind wird in Stücke gehauen, am Feuer gebraten — aber anstatt unter unsern Zähnen zu verschwinden, wie es doch sonst geschah, wird er zu Asche zerrieben. So wollte es Makombo, der sich von dem Weißen hat berücken lassen. Und wie eigenartig ist Makombo's Verhalten jetzt, wo er krank ist? Wer kann es glauben, daß der König, der Abkomme des großen Mazimbo, wie ein gewöhnlicher Baluba an den Pocken hat erkranken können. Nein! Ein Zauber ist gelegt worden. Er kann nur durch einen Gegenzauber gehoben werden. Aber wird Makombo den Uebeltäter durch die „Moavi"probe ausfindig machen wollen, wie es doch sein Ahne Mazimba immer tat?*)

Ich glaube nicht daran. Eher wird er den Diener der fremden Religion kommen und sich von ihm pflegen lassen. Aber Mema, wenn dir dein Leben lieb ist, wenn du die Rache des großen Mazimba vermeiden willst, führe mich hin zu deinem Neffen, dem König Makombo, ich will den Gegenzauber legen, den der Geist des großen Mazimba mir geoffenbaret hat." So rief Mlozi mit dröhnender Stimme einen gänzlich erblindenden steinalten Mann an, den Oheim des Königs!

„Memo, erhalte uns den König", schrieen alle wirr durcheinander. Bei dem furchtbaren Lärm und den drohenden Rufen, die um seine Ohren schwirrten, hielt Memo es für geraten sich willfährig zu zeigen.

„Ich habe meinen Neffen, den königlichen Makombo heranwachsen sehen, ihn gelehrt, den Bogen zu führen und den Speer zu werfen; war im Krieg sein Schutz, im Frieden sein Berater. In der Krankheit sei ich ihm Heilung." Damit erhob er sich, zum Zeichen, daß die Versammlung aufgelöst sei. Während die Baluba nunmehr ihren Beschäftigungen nachgingen, ließ er sich zur Hütte des kranken Königs führen, um von dem Vorgefallenen Meldung zu bringen. (Fortsetzung folgt.)

*) Über die Moaviprobe schreibt der jetzige apostolische Vikar vom Nyassaland: „Hier zu Lande (Tanganikagebiet) geschieht nichts auf natürlichem Wege. Da wird jemand krank. Die erste Frage des Negers lautet: „Wer ist schuld daran?" Denn alle Welt ist fest davon überzeugt, daß irgend ein Mlozi (Zauberer) die Person behext hat. — Hier fällt die Ernte schlecht aus; woher das Unglück? Ohne Zweifel sind Zauberer in der Gegend, welche schuld daran sind. — Es stirbt jemand. Alle Welt denkt oder sagt: hier ist ein Verbrechen geschehen, ein Mord! Der Schuldige ist irgend ein verborgener Zauberer. Die Neger glauben, der Zauberer könne sich bei Verübung seiner Untaten unsichtbar machen; deshalb erklären unsere schwarzen Gottesgelehrten auch, es sei unmöglich, den Verbrecher aufzufinden und zu bestrafen, wenn Gott nicht hätte einen Baum wachsen lassen, mit Hilfe dessen man ihn ergreifen kann. Dieser Baum heißt Moavi. Seine Rinde enthält eines der stärksten Gifte. Sobald jemand in Verdacht kommt, ein Mlozi zu sein, führt man ihn vor den König, der ihm eigenhändig den Gifttrank aus der Rinde des Moavi bereitet. Der Aermste muß den Giftbecher trinken; wenn er das Gift durch Erbrechen von sich gibt, so hält man ihn für unschuldig; im andern Falle aber stirbt er nach einigen Stunden unter den schrecklichsten Qualen. Die Neger haben ein solches Vertrauen in die Gerechtigkeit der Urteile, die mit Hilfe dieses Gifttrankes gesprochen und vollzogen werden, daß zuweilen Unschuldige, die den Giftbecher trinken mußten, an sich selber irre werden. Wenn das schreckliche Gift in ihrem Körper wirkt, und sie den Tod vor Augen sehen, dann rufen sie zuweilen: „Ich glaubte wirklich, ich sei unschuldig, nun sehe ich doch, daß ich schuldig bin." Armes Volk, dessen geistiger Blick durch hundert- und tausendjährigen Aberglauben getrübt ist.

Aus dem Briefe eines Baganda-Missionars an seinen Vater.

Zunächst lieber Vater will ich heute Deinen bescheidenen Wunsch erfüllen und Dir eine leibhaftige Negergeschichte hierhersetzen. Ich sage Deinen „bescheidenen" Wunsch, denn Du wirst selbst sehen, daß nur sehr anspruchslose Seelen diesen Erzählungen unserer Schwarzen Interesse entgegenbringen werden. Das gilt freilich nicht von den Ueberlieferungen und Sagen der Schwarzen; die sind oft von hohem Interesse. So höre:

Es war einmal ein Mann, der hieß Sigombera. Dieser Mann hatte einen Sohn mit Namen Wabulenkoko.

Eines Tages nun sprach Wabulenkoko zu seinen Stammesgenossen: „Geht zum König und saget ihm, ich wollte keine schwarzen Ziegen mehr und keine schwarzen Rinder. Er möge daher sofort Befehl geben, daß sie alle getötet würden. Will er das nicht, so sind alle seine Leute des Todes!"

Der König fürchtete sich, als er das hörte und ließ alle schwarzgefärbten Ziegen und Rinder schlachten.

Nun begab sich Wabulenkoko selbst zum Könige und sprach: „Ich will ein Dorf haben."

Der König aber erwiderte: „Gut, du sollst eins bekommen. Von jetzt ab ist das Dorf Nyimbwa Dein."

So ging denn Wabulenkoko nach Nyimbwa und baute sich daselbst ein Haus.

Der König aber sprach zu seinen Sklaven: „Geht und ergreift mir den Wabulenkoko und tötet ihn!"

Die Sklaven gehorchten dem Befehle ihres Herrn; sie ergriffen Wabulenkoko und töteten ihn. Dann kehrten sie zum Könige zurück.

Aber kaum hatten sie den Palast ihres Herrn erreicht, als sie mit einem Male Wabulenkoko wieder vor sich erblickten. Er war vom Tode auferstanden und stand vor ihnen. Wabulenkoko trat sofort vor den König: „Warum hast Du mich umbringen lassen?" fragte er.

Der König war erstaunt, Wabulenkoko vor sich zu sehen. „Was!", rief er, „haben die Sklaven meinen Befehl nicht vollführt?"

Die Sklaven erschraken. „Wahrhaftig", erwiderten sie, „wir haben ihn getötet!"

„Ihr Lügner", fuhr sie der König an, „ich habe ihn ja soeben noch gesehen! Ihr habt ihn nicht getötet. Ihr werdet alle gehenkt werden!"

„Geh'", rief er einem anderen Sklaven zu, „pack' Wabulenkoko und führe ihn mir vor!"

Das geschah. „Wabulenkoko", begann der König, „meine Sklaven beteuern, sie hätten dich wirklich getötet. Nun gut, jetzt sollen sie dich vor meinen Augen noch einmal töten, damit ich sehe, wie du es anstellst, vom Tode wieder aufzuerstehen."

Die Sklaven warfen sich auf ein Zeichen ihres Herrn auf Wabulenkoko, erstachen ihn mit ihren Lanzen und schnitten ihn in Stücke.

„Bringt ein paar Körbe herbei", befahl der König, „werfet die Überreste des Getöteten hinein und dann geht hin und schüttet sie ins Feuer!"

Das geschah. Die Sklaven warfen die zerstückelten Gliedmaßen in die Glut. Aber kaum waren die Diener zurückgekehrt, da war

Wabulenkoko auch schon wieder aus dem Feuer entwichen und stand vor dem Häuptling. „Was hast Du für einen Grund gehabt, sprach er, daß Du mich umbringen wolltest?“

„Merkwürdig“, rief der König aus, „jeden Tag lasse ich diesen Wabulenkoko hinrichten und er will nicht sterben!“ — „Geht“, sprach er dann zu seinen Sklaven, „geht und grabt einen tiefen Brunnen.“

Bagandakatechisten.

Die Sklaven gehorchten. Sie bohrten eine tiefe Grube. Sobald sie zurückkamen, fragte sie ihr Herr, ob der Brunnen fertig sei. Sie antworteten „Ja!“ Und der König sprach: „Nehmet Wabulenkoko, werfet ihn hinein und schaufelt den Brunnen wieder zu mit der Erde, die ihr

ausgeworfen habt, und tretet sie mit den Füßen fest. Ich will doch mal sehen, ob der Mensch wieder aufersteht!"

Die Sklaven taten, wie ihnen befohlen.

Und siehe, abermals stand Wabulenkoko vor dem Angesicht des Königs und fragte ihn: „Warum hast du mich getötet?"

Der König aber war so verwundert über das was sich zugetragen, daß er aufhörte, Wabulenkoko umzubringen.

Und siehe, da wuchsen Flügel aus Wabulenkokos Schultern hervor und sogleich flog er wie ein Adler zum Himmel empor. Die Menschen aber sagten: „Wabulenkoko ist in den Himmel eingegangen!"

Einige Tage vergingen. Da kehrte Wabulenkoko zurück und sprach zum Könige: „Hinweg mit Dir! Du sollst nicht länger König sein."

Der König aber antwortete: „Du willst mich vertreiben, aber ich gehe nicht!" Und wiederum flog Wabulenkoko zum Himmel hinauf. Er ließ von droben Feuer herniederregnen, so daß alle Hütten des Königs in Flammen aufgingen. Dann floh er weit weg in ein fernes Land und nahm dort Wohnung. Seinem Volke aber gab er den guten Rat: „Fürchtet Wabulenkoko und tut genau, was er sagt. Baut ihm ein Haus mit einer schönen Baumhecke ringsherum!"

Die Baganda kamen in Eile herbei und bauten Wabulenkoko eine Hütte und machten ihn zu ihrem Könige.

Aber eines Tages kam ein mächtiger Fürst aus weiter Ferne ins Land und schloß Blutsbrüderschaft mit Wabulenkoko. Jeder der beiden öffnete sich den Arm, daß das Blut hervorquoll, tauchte eine Bohne ins Blut des andern und schluckte sie hinab, wie es bei den Baganda Sitte ist. Doch sieh, Wabulenkoko erkrankte an den Folgen der Operation, und er, der so oft dem Tode entflohen, starb jetzt wirklich.

* * *

Das wäre die Gründungsgeschichte der Nyimbwa, wo ich eben einige Tage zugebracht habe. Die Ortschaft liegt etwa eine Stunde zu Fuße von Nandere, also der Missionsstation, der ich zugeteilt bin. Die meisten Bewohner des Dorfes sind noch Heiden. Ich fand daselbst ferner sieben bis acht mohammedanische Familien vor; die bieten freilich keine Hoffnung auf Bekehrung, oder doch so gut wie keine. In Uganda wie überall, wo es Mohammedaner gibt, sind sie die verdorbenste, schlechteste, vertierteste Gesellschaft, die sich denken läßt; es sind zweifellos die ersten Adjutanten des Feindes der Menschheit.

Die Zahl der Christen in Nyimbwa beziffert sich auf über hundert, darunter vierzig Getaufte. Die übrigen sechzig sind Katechumenen oder wie sie sich selbst nennen, „Leute, die beten"; in der Hauptsache setzen sie sich aus den ältern Leuten des Ortes zusammen.

Diese Katechumenen erzählen einem ganz nett, was Gott ist, was Jesus und die Muttergottes. Sie kennen die Gnaden der hl. Taufe und deren Notwendigkeit; ja, sie wünschen sehnlichst, bald selbst getauft zu werden. Das ist aber leider auch alles. Den ganzen Katechismus zu lernen und zu behalten, das ist ihnen zu mühsam; zum Gottesdienst in der Kirche zu erscheinen, das ist zu viel verlangt; es ist eben zu weit für ihre alten Beine, denken Sie doch recht oft im Gebet an diese guten

Alten! Möchte der hl. Joseph ihnen irgend ein Hintertürchen zimmern, damit sie so in den Himmel hineinschlüpfen, ohne durch St. Petrus Pforte hindurch zu müssen!

Nyimbwa ist ein bedeutender Platz. Kein Wunder, daß dort die Mohammedaner festen Fuß gefaßt haben. Diese Wölfe in Schafskleidern töten hunderte von Seelen, für die der Heiland sein Blut hingegeben hat. Wie überall, so hat der Irrglaube es auch hier auf die Jugend abgesehen. Nun darf man behaupten, daß der junge Bagandaneger vom lieben Gott mit Gaben jeder Art an Leib und Seele überhäuft worden ist. Er ist voller Leben und Tatendrang, sehr intelligent, dabei hübscher Statur, hat einen offenen, freundlichen, furchtlosen Blick, spricht frank und frei, benimmt sich sehr nett, kurz, er gehört zu den sympathischsten Schwarzen Afrikas. In einigen Jahren ist der junge Muganda Haupt einer Familie, eines ganzen Dorfes, ja vielleicht hat er eine Provinz unter seiner Leitung, lauter Umstände, die gerade auf die Wichtigkeit der Jugendseelsorge hinweisen. Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft. Hatte nicht auch der Herr während seines irdischen Wandels eine ausgesprochene Vorliebe für das Kindesalter? Möchte es uns gelingen, die schwarze Jugend rechtzeitig zum Herzen des göttlichen Heilandes zu führen! Hat er ja selbst die Verheißung gegeben: „Ich werde den Priestern, die Freunde meines Herzens sind, die Gnade schenken, selbst die härtesten Herzen zu rühren.“ Hilf uns denn, o göttliches Herz des Erlösers, recht viele verirrte Schäflein deiner Herde zuzuführen!

Die meisten Eingeborenen in Nyimbwa hatten noch nie einen Missionar gesehen. Trotzdem wurde ich überall von den Schwarzen freundlich begrüßt, überall teilte ich ein gutes Wort aus oder flocht einen christlichen Gedanken in die Unterhaltung ein. Ich hatte sichtlichen Erfolg, denn bei dem ersten Besuche gewann ich gleich über hundert neue Freunde. Die Sonne ging mir an diesem Tage viel zu früh unter, denn es dunkelte bereits, und ich hatte kaum das halbe Dorf besucht. So mußte ich denn für heute meinen Rundgang abbrechen und nach Nandere zurückkehren. Als ich eben das Dorf verließ, gewahrte ich nicht weit vom Eingang drei Grabstätten. Es war die letzte Ruhestätte Wabulenkokos, sowie die seiner Gemahlin und seines Nachfolgers. Da erfuhr ich denn auch die eingangs wiedergegebene Geschichte.

Des folgenden Morgens beim Hahnenschrei war ich schon wieder auf dem Wege nach Nyimbwa. Die Neophyten dortselbst hatten sich auch bereits in einem von mir bezeichneten Hause versammelt. Ich hörte ihre Beichte und las dann die hl. Messe. Es war das erste hl. Meßopfer, das je in dieser Ortschaft gefeiert wurde; und ich sprach so recht aus Herzensgrund das: „Zu uns komme Dein Reich!“ Zu den gestrigen fünf Bekehrungen kamen heute weitere fünf hinzu. Lob und Dank dem göttlichen Herzen Jesu!

Ich führte heute meine Besuche im Dorfe zu Ende. Die Zahl meiner dortigen Freunde wächst stetig. Indes, wir sind noch zu andern gesandt! Zählt doch unser Missionsbezirk achthundert Ortschaften; gewiß ein reichlich großes Feld für unser vier! Selbst wenn wir den Fuß nicht aus Nandere hinaussetzten, gäbe es mehr zu tun, als wir leisten können. Drei schwarze Bagandastudenten helfen uns. Sie stehen bereits

in den Niedern Weihen und machen hier so eine Art praktischen Kursus durch, bevor sie selbst mit der priesterlichen Weihe geschmückt werden. Sie tragen sich ganz ähnlich, wie wir Missionare.

Wir haben großen Mangel an Katechisten, an Missionaren und an finanziellen Mitteln und vor allem bedürfen wir dringend des Gebets. Gedenke also, lieber Vater, fleißig meiner Baganda und auch Deines Sohnes, auf daß es ihm gelingen möge, mit einigem Erfolg an der Ausbreitung des Reiches Jesu zu arbeiten!

Joseph Dery.

Kurze biographische Notiz über Br. Athanasius †

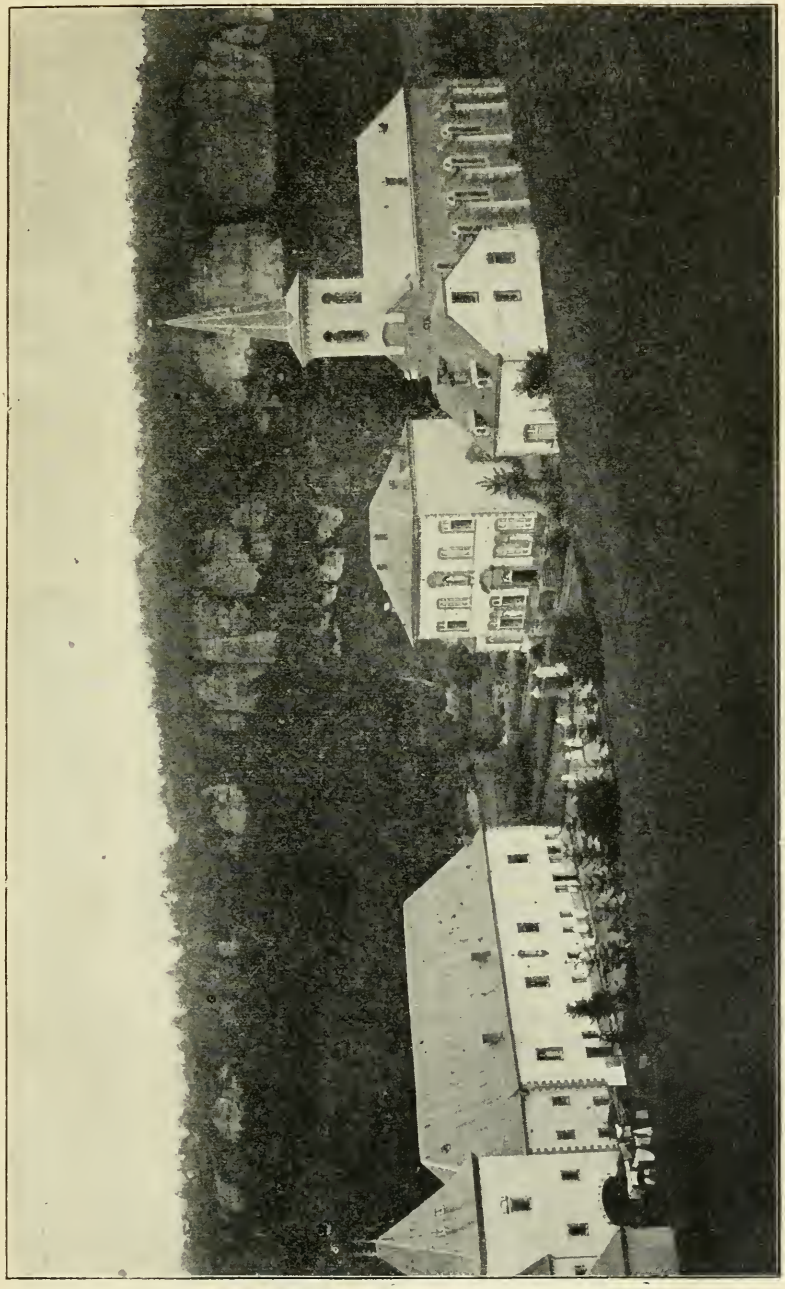
(Franz Quaring aus Ettelbrück, Luxemburg.)

Wer in der Frühe des 20. April 1909 in der prächtigen Pfarrkirche zu Ettelbrück (Luxemburg) gewesen ist, ist bald darauf aufmerksam geworden, daß eine große kirchliche Feierlichkeit im Anzuge sei. Der schwarz ausgeschlagene Altar, die im Hintergrunde des Chores herabwallenden schwarzen Teppiche, der aus ernstem Lorbeergrün sich erhebende prächtige Katafalk sagten dem Kirchenbesucher, daß man sich im Laufe des Vormittags versammeln werde, um das Andenken eines lieben Verstorbenen zu begehen. Vereinzelt kommen schon die Leidtragenden; mit fortschreitender Morgenstunde werden sie immer zahlreicher, bis daß sie gegen 10 Uhr das weite Mittelschiff fast ganz angefüllt haben. Unwillkürlich richten sich die Augen aller nach den vordersten Stuhlreihen, in denen wir die näheren und nächsten Angehörigen der geachteten Ettelbrücker Familie Quaring erblicken. Aus ihrer Mitte hat der Tod ein Opfer gefordert, den Missionsbruder Franz Quaring, der fern von der Heimat in Navaro an der Goldküste als Opfer seines Berufes starb.

Franz Quaring, am 28. Oktober 1878 als das 2. von 10 Kindern geboren, war vom lieben Gott mit glücklichen Geistes- und Herzensanlagen ausgestattet worden. Um dieselben zu höherer Entfaltung zu bringen, ließen die Eltern ihr Kind das Gymnasium von Diekirch besuchen. Hier war es, wo der fromme und opferfreudige Sinn des Knaben vom Missionsgedanken mächtig ergriffen wurde. Noch geraume Zeit dauerte es, bis dieser Gedanke sich ausgewirkt und den Entschluß zur Reife gebracht hatte, der Welt zu entsagen und selber Missionar zu werden.

Die Berufsgnade, welche ihm zuteil wurde, war die des schlichten Missionsbruders, der in Arbeit und Gebet ungekannt und ungenannt seine Heiligung und die Anderer wirkt. „Siehe ich komme, Deinen Willen zu tun!" so antwortete er auf die Stimme der Gnade und trat voll Opferfreudigkeit vor seine Eltern hin, um in das Bruderpostulat der Weißen Väter zu Marienthal (Luxemburg) eintreten zu dürfen.*) Es mag den Eltern wohl hart angekommen sein, ihn ziehen zu lassen. Aber alle menschlichen Rücksichten mußten vor der einen Erwägung zurück-

*) Jünglinge von tadellosem Rufe, die das 16. Lebensjahr vollendet haben und eine kräftige Gesundheit, Arbeitsfreudigkeit und ein gewisses Talent zur Erlernung fremder Sprachen besitzen, finden gern dortselbst Aufnahme.



Marienthal mit der neuen Rosenkranzkirche.

treten, daß der liebe Gott ihr Kind wolle. „Herr Dein Wille geschehe", war ihre einzige Antwort und sie ließen ihr Kind gehen, wohin der Herr es rief.

Noch im Winter 1897/98 trat Franz ins Brüderpostulat zu Marienthal ein. Nach einem Aufenthalt von nur wenigen Monaten siedelte er nach Maison-Carrée über, um sein Noviziat zu beginnen. Zu Allerheiligen des Jahres 1899 beschloß er es mit dem feierlichen Eide, durch den er sich rückhaltlos dem Missionswerke weihte. In der Tat! rückhaltlos war forthin die Hingabe an seinen Beruf. Der Reihe nach war er in Kabylien und dem Sudan tätig. Aber überall hin brachte er die gleiche Aufopferung, die gleiche Tugendfreudigkeit und Arbeitslust mit. Vor allem arbeitete er gerne im Bau- und Schreinerhandwerk, worin er sehr tüchtig war. Auf ihn trifft buchstäblich zu, was Fr. Schwarz-Breslau von den Mönchen des angehenden Mittelalters sagt: „Auf ihren geistlichen Domänen ließen sich die Mönche die Pflege des Handwerkes ganz besonders angelegen sein. Bei ihnen war es nicht nur technische Fertigkeit, die in ihrer Arbeit zum Ausdruck kam, sondern bei ihnen gesellte sich zu der Handfertigkeit noch der überaus wichtige Faktor geistiger Bildung. Zunächst waren sie naturgemäß bestrebt, ihre Kunstfertigkeit religiösen und kirchlichen Zwecken unterzuordnen, aber dann waren die Bedürfnisse des täglichen Lebens Mahner, ihre Kenntnisse im Handwerk auch in weiteren Kreisen segensreich wirken zu lassen." (Arbeiterpräses 1908, Heft 3, S. 81.)

Bruder Athanasius — so hieß Franz Quaring nach seinem Eintritt in die Gesellschaft der Weißen Väter — hatte ein eigenes Geschick, für seine Bau- und Schreinerarbeiten die Eingeborenen heranzuziehen und im Handwerk selbst zu unterweisen. Der Mitwirkung solch arbeitskundiger und opferfreudiger Brüder ist es zu danken, daß die Missionsstationen, wie die Klöster des Mittelalters, die bedeutendsten Träger und Stapelplätze von Kultur und Bildung sind und bleiben, daß die Eingeborenen bald dazu übergehen, sich statt der elenden Hütten ein festeres, sicheres Heim anzulegen. Kein Wunder, daß auch die Regierung, insbesondere die englische Kolonialregierung an der Goldküste auf unsern Werkmeister aufmerksam wurde und ihn gerne zur Leitung und Beaufsichtigung von Arbeiten berief. Es ist darum leicht begreiflich, daß das unerwartete Hinscheiden des demütigen Bruders auch in Regierungskreisen die lebhafteste Teilnahme hervorrief. Unerwartet war es in Navaro, wo man noch kaum etwas von der Krankheit, die nur wenige Tage angehalten, vernommen hatte; ganz unerwartet aber in seinem Vaterhause in Ettelbrück, wo am gleichen Tage ein Brief von ihm Eltern und Geschwister über sein Wohlbefinden, seine Arbeiten und seine Pläne unterrichtet und mit Freude und Glück erfüllt hatte. Noch hatte der Brief nicht die Runde durch die Hände aller gemacht, noch hatte man sich nicht gegenseitig seine Gedanken ganz austauschen können, da meldet ein Telegramm: Athanasius tot.

Der liebe Gott nur weiß, in welche Bitterkeit und welchen Schmerz diese grausame Todesnachricht Eltern und Geschwister versenkte; er auch nur die Verdienste, welche sie sich in geduldiger Ergebung in Gottes hl. Willen erworben. Noch Wochen zog es sich hin, bis sie wegen der weiten Entfernung etwas Näheres über die Umstände und die Art seines Todes erfahren konnten: Am 27. März wurde er von einem hitzigen

Fieber befallen, das ihn trotz aller ärztlichen Gegenmittel, die gleich zur Stelle waren, am 2. April 1909 ins Grab führte. Es war am Feste der 7 Schmerzen Mariens, dem Schutzfeste der Missionsstation Navaro. Gestärkt mit den Heilsmitteln unserer hl. Religion schied er hinüber, den himmlischen Lohn seiner apostolischen Arbeit in Empfang zu nehmen.

„Wir verlieren in ihm einen guten und heiligmäßigen Mitbruder," so äußert sich der Obere von Navaro. „Zweifelsohne haben wir es größtenteils seiner liebenswürdigen Geschicklichkeit, seinem Gebete und seiner Arbeit zu danken, daß wir unserm Missionswerke die Zuneigung der Eingeborenen, den Schutz und die Unterstützung der Kolonialregierung gewonnen haben." So schloß der Pater seinen kurzen nekrologischen Bericht. Nehmen wir Abschied von Br. Athanasius, doch nicht, ohne ihm gegenüber eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllt zu haben: In schwerer Zeit hast Du Deiner Umgebung das Beispiel eines treuen, opferfreudigen Lebens gegeben. Ich danke es Dir im Namen aller, die im gleichen oder ähnlichen Berufe stehen, in dem Du gestanden; im Namen aller, die der liebe Gott dazu einladet, an Deine Stelle zu treten.

M. H.

Stand der Schlafkrankheit am Viktoriasee.

Man weiß jetzt sicher, daß die Schlafkrankheit infolge von Ansteckung mit Trypanosamen auftritt.*)

Die Trypanosamen ihrerseits werden durch die Tsetse-Fliege übertragen. Sie ist winzig klein und erreicht höchstens eine Länge von 9,5 mm. Merkwürdig ist die Lage der Flügel. Diese liegen nämlich wagerecht auf dem Rücken des Tierchens, ähnlich wie die beiden Klingen einer Schere. Der Rüssel ist spitz; daneben ist beiderseits ein langer Fühler sichtbar, so daß der Stechapparat aussieht wie eine kleine Zange; daher der lateinische Name „Glossina".

Die Fliege selbst ist nun an und für sich nicht mit dem Krankheitsstoff behaftet. Denn sie kommt in vielen Gegenden Afrikas vor, wo die Schlafkrankheit entweder ganz unbekannt oder doch ganz selten ist. Auch war sie am Viktoria-Njansasee heimisch, bevor die Krankheit dort auftrat. Sie muß also selbst zuerst mit dem Krankheitsstoff, den Trypanosamen, infiziert worden sein. Wie und wo das zum ersten Male geschehen, ist noch immer und wird wohl auch immer ein Rätsel

*) Die gewöhnliche Form des Trypanosoma ist die eines kleinen Fischchens, das vorne pfriemlich zuläuft, während das andere Ende einen breiten Kern darstellt. Es bewegt und entwickelt sich äußerst schnell unter den roten Blutkörperchen; daher der Name Schraubentierchen (τρύπανον = Schrauben- oder Drehkörper). Die Entwicklung und Vermehrung geht folgendermaßen vor sich: Es bildet sich zunächst ein zweiter Kern, worauf Teilung in der Richtung der Mittellinie erfolgt. So entstehen aus einem Trypanosoma zwei, und diese Teilung kann sich bei einem einzigen dieser Lebewesen hundertmal in einem Tage wiederholen. Daher auch die Schnelligkeit, mit der sie sich an Ort und Stelle vermehren. Binnen sechs Stunden können aus einem einzigen dieser Tierchen acht Millionen entstehen. Sie sind so winzig, daß ihrer hundert, zu einer Kette vereinigt, kaum einen Millimeter ausmachen würden. (Dr. Mesnil, Leiter des Laboratoriums im Institut Pasteur. — Kosmos vom 16. April 1904.)

bleiben. Jetzt geschieht die Übertragung in der Weise, daß die Tsetsefliege einen Menschen, in dessen Blute sich Trypanosomabazillen finden, sticht und alsdann den Bazillus auf andere gesunde Menschen durch den Stich weiter überträgt. Die Beobachtungen haben nun ergeben, daß die Tsetsefliege nur während 48 Stunden den Bazillus übertragen kann. Ob aber die Übertragung eine rein mechanische sei, oder ob der Keim im Körper der Fliege selbst verschiedene Entwicklungsstufen durchlaufe, ist noch ungewiß. Auch ist es nach den Berichten der englischen Schlafkrankheits-Kommission der „Royal society“ noch zweifelhaft, ob nur der Mensch gleichsam als „Reservoir“ der Trypanosamen dient, oder ob auch Affen oder andere Säugetiere, namentlich die einheimischen Hunde, sie zu beherbergen vermögen. Eine Klärung dieser Frage wäre natürlich für die Vorbeugungsmaßregeln von der allergrößten Bedeutung.

Ein Abschluß der wissenschaftlichen Untersuchungen ist noch nicht abzusehen. Inzwischen tut ein rasches Eingreifen not. Denn die Verbreitungsschnelligkeit der Krankheit, der durch sie geschaffene Zustand ist wirklich grauenvoll. Das trifft besonders in Uganda zu.

Die Zahl der Opfer, die die Seuche fordert, ist erschreckend. 1903 schätzte man die Opfer auf etwa 70 000, Ende 1904 konnte Herr Bischof Streicher bereits seine Ansicht dahin äußern, daß 80—100 000 Seelen dem sichern Tode entgegengingen.

Von den Bewohnern des Sese-Archipels starben binnen 3 Jahren 10 000, sodaß manche Inseln völlig menschenleer sind. Die Insulaner, welche dem Tod entronnen sind, haben sich auf das Festland geflüchtet. Leider aber trugen die meisten schon den Keim der Krankheit in sich, und auch die übrigen werden schwerlich verschont bleiben, denn sie hängen zu sehr am See und sind nur deshalb auf das Festland gezogen, um sich am Gestade irgendwo anzusiedeln — also gerade da, wo die Tsetse ihr Unwesen treibt.

Auf dem Kontinent sind die Opfer kaum weniger zahlreich, wie man aus folgenden statistischen Angaben des P. Puel schließen kann: „Auf der Halbinsel Bwerenga hatten wir früher 3 Katechisten; davon starb der eine, namens Vinzenz, an der Schlafkrankheit; von den 172 Bananenpflanzungen seines Distrikts blieben bloß 17 übrig. — Ein anderer unserer Katechisten, Jakobo, ist von den Bewohnern seines Dorfes allein noch am Leben. Die Bananenhaine seines Bezirks sind auf 21 zurückgegangen; früher waren es 120. Der dritte Bezirk, der dem Katechisten Janna unterstand und einst 150 Bananenhaine zählte, weist jetzt bloß noch 60 auf.“

Noch schlimmer sieht es auf der Halbinsel Bugabo aus. Das in den See vorspringende Stück der Halbinsel zählte ehemals 10 Dörfer; zur Zeit sind 7 davon völlig entvölkert, während die 3 andern nur 7 Bananenhaine aufweisen. Auf dem andern Teil der Halbinsel ist die Zahl der Bananenschamben von 287 auf 31 zusammengeschmolzen.

Es ist auf den ersten Blick klar, daß die Bevölkerung der verseuchten Länderstriche dem Untergang entgegengeht. Mr. Churchill hat denn auch im Juni 1906 in der Kammer offen erklärt, die Einwohnerzahl Ugandas habe in den letzten Jahren um zwei Drittel abgenommen, d. h. statt 6 Millionen zähle sie heute nur mehr $2^1/_2$ Millionen.

Da muß geschehen, was überhaupt nach dem gegenwärtigen Stand der Kenntnisse überhaupt geschehen kann.

Was zunächst die Bekämpfung der Tsetsefliege betrifft, so weiß man, daß sie sich niemals über fünfzig Meter von den Flußufern entfernt, um Blut zu saugen, und daß das wirksamste Mittel, ihrer Herr zu werden, das gleiche ist, das mit Nutzen gegen die Anopheles-Mücke, die Überträgerin der Malaria, verwandt wurde, nämlich die Rodung alles Pflanzenwuchses an den gefährdeten Örtlichkeiten längs der Gewässer in einer Breite von 50—100 Metern. Als gründliches Mittel bleibt jedoch oft nichts anderes übrig, als die Fliegen nicht zu bekämpfen, sondern vor ihnen zu fliehen. Hand in Hand damit muß Sorge dafür getragen werden, daß sie sich nicht von den bereits der Schlafkrankheit anheimgefallenen Menschen neuen Ansteckungsstoff holen. Die Kranken müssen aus ihren Dörfern entfernt, beziehungsweise in fliegenarme Gegenden gebracht werden. An solchen ist, oft in einer Entfernung von nur wenigen hundert Metern, kein Mangel. Eine weitere Bedingung zur Sanierung ist die gründliche Behandlung der Kranken mit Präparaten, die wenigstens etwas, wenn auch nicht viel, helfen. Die Behandlung, die sich bis jetzt am besten bewährt hat, beruht auf der gleichzeitigen Anwendung von Strychninsulfat und Atoxyl-Einspritzungen.

Die genannten Maßregeln haben sich im Jahre 1908 im Ugandaprotektorate Englands ziemlich erfolgreich erwiesen. Während im Königreich Buganda 1907 4000 Menschen der Seuche erlagen, betrug nach dem Colonial Report 1908 ihre Zahl nur noch 2500. Erkrankungen von Europäern wurden seit 1906 nicht mehr bekannt. Der größte Teil der Bevölkerung der Ufergegenden des Viktoriasees ist in fliegenfreie Distrikte übergeführt worden. Gegenwärtig hat man auch mit der Entvölkerung der im See gelegenen Inseln begonnen. An andern Plätzen ist die Entvölkerung der Tsetsefliegen so weit gefördert, daß die Orte jetzt als völlig sicher gelten können.

Mit nicht geringerem Erfolge werden dieselben Maßregeln von der deutschen Regierung im südöstlichen Gebiete des Viktoriasees angewandt. Nach einem Berichte der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung (1. Sept. 1909) beträgt die Zahl der bisher im Schirati-Bezirk in Behandlung genommenen Kranken etwa 600. Der geringe Zugang in den letzten Monaten läßt erkennen, daß die Hauptkraft der Seuche hier gebrochen ist. Es muß jedoch noch erwähnt werden, daß einige wenige Krankheitsfälle auf der bevölkerten Insel Ukerewe die Leitung der Schlafkrankheitsbekämpfung vor eine neue Aufgabe gestellt haben. Umfangreiche Untersuchungen der Bevölkerung haben gezeigt, daß die Schlafkrankheit hier noch keinen festen Fuß gefaßt hat, und ausgedehnte Abholzungen haben die nächste Gefahr beseitigt. Immerhin wird die Insel Ukerewe, die für die Seuche die nächste große Etappe bilden würde, noch lange einen Punkt steter Kontrolle bilden müssen.

Ähnlich wie im Osten des Sees die Insel Ukerewe einen gefährdeten Punkt darstellt, so ist im Westen die Insel Bumbude, das gegenüberliegende Festland der Landschaft Ihangiro, sowie im Süden der Emin Pascha-Golf ein beständiger Aufsicht bedürftiges Gebiet, da hier überall die Tsetsefliege vorkommt, und auch schon einzelne Kranke aufgefunden wurden. Im ganzen darf man aber schon jetzt der Hoffnung

Ausdruck geben, daß bei Fortsetzung der Arbeit am Viktoria-See sowohl im Osten als im Westen des deutschen Seegebietes die verheerende Seuche zum Stillstand gebracht wird, ehe sie so große Opfer verschlungen hat, wie in vielen Teilen von Uganda. M. H.

Kleine Mitteilungen.

Paramentenverein für die Missionen der Weißen Väter. Dank dem regen Eifer des blühenden Paramentenvereins und seiner vielen Mitarbeiterinnen aus Nah und Fern konnten diesen Sommer wieder eine stattliche Anzahl Paramente und Wäschestücke zum kirchlichen Gebrauch in die fernen Missionen Zentral-Afrikas entsandt werden. Die Präsidentin des Vereins, Frau Ed. Laeis in Trier, widmete dem Verein trotz ihrer vielfach angegriffenen Gesundheit alle ihre Kraft und hat den Mitgliedern ein wahrhaft seltenes Beispiel der Konsequenz und des Eifers in der Unterstützung der Missionen gegeben. Desgleichen müssen wir der unermüdlichen Vizepräsidentin, Frl. Magd. Willems, unsere volle Anerkennung zollen für ihre umsichtige, geschickte, nie versagende Organisierung und Anregung. Auch allen verehrten Mitgliedern des so segensreich wirkenden Vereins unsern herzlichsten Dank! —

Es kamen zum Versand:
49 Meßgewänder, 229 Purifikatorien, 154 Korporalien, 41 Stolen, 156 Stolenkragen, 107 Pallen, 59 Schultertücher, 48 Cingula, 42 Alben, 85 Altartücher, 28 Kredenztisch-Meßpult- und sonstige Deckchen, 40 Chorhemde, 15 Knabenchorhemde, 4 Chormäntel, 6 Antipendien, 6 Tabernakelvorhänge, 31 Ciborium-Mäntelchen und Fähnchen, 3 Segenvelums, 23 verschiedene Bursen, 2 Kelche, 1 Monstranz, 1 Gefäß für hl. Oel, 5 Meßbücher, 1 Kustode, 3 Garn. Meßkännchen, 2 Garn. Kanontafeln, 2 kleine Pulte, 431 div. Kleidchen, Hemden, Blusen, Stoffreste und eine große Partie Schreibwaren und Devotionaliengegenstände.

Das Interesse für die Heidenmissionen neu zu beleben durch den Hinweis auf deren kritische Lage war der Zweck der Rede des Fürsten Aloys Löwenstein auf der letzten Katholikenversammlung. Hoffentlich ist ihm dies gelungen. Wachbleiben wird dies pflichtgemäße Interesse und die Opferwilligkeit aber nur, wenn es von Zeit zu Zeit neue Nahrung findet, wenn man auch Nachrichten über Erfolge und Mißerfolge, Leiden und Freuden der Gesundheit und Leben einsetzenden Glaubensboten erhält. Und dafür ist das Abonnement auf eine Missionszeitschrift der rechte Weg. Besonders empfehlenswert sind da „Die katholischen Missionen" (Freiburg, Herder, jährlich Mk. 5.—), die den Vorzug haben, über sämtliche Missionsgebiete der Welt zu orientieren. Auch sind sie außerordentlich vielseitig und bieten Aufsätze und interessante kürzere Mitteilungen aus den verschiedensten Wissensgebieten, z. B. Geographie, Ethnographie, Geschichte, insbesondere Kulturgeschichte, Kolonialwesen, Politik, Sozialwissenschaft, Literatur, Sprachkunde usw., sowie einen reichen und vorzüglichen Bilderschmuck, sind also für jeden Katholiken von Interesse. Mit dem neuen Jahrgang, der soeben beginnt, hat die Zeitschrift auch noch eine vornehmere Ausstattung bekommen, so daß sie allen berechtigten Ansprüchen genügen kann.

Einen Ehrenzweig auf das Grab des verstorbenen Reichstags- und Landtagsabgeordneten Friedrich Dasbach legt ein Missionär der Aussätzigen im letzten (August-)Heft der „Katholischen Missionen" (Freiburg, Herder, jährlich 12 Nummern, Mk. 4.—). Dadurch wird wohl zum ersten Male bekannt, daß der Verstorbene neben seinen zahlreichen echt apostolischen Werken auch der armen Aussätzigen im fernen Birma sich erbarmt und ihnen reiche Hilfsquellen eröffnet hat. In diesem Hefte werden die Fortschritte und Erfolge geschildert, welche die Selbstaufopferung der Missionäre und Schwestern in den Aussätzigenheimen St. Johann bei Mandalay in Nord-Birma und Kemmendin bei Rangun in Süd-Birma erzielt haben. Ein Missionär des ersteren Heims, P. Bouffanais S. J., benutzt diesen Anlaß, um dem Abgeordneten Dasbach seinen Dank auszusprechen. Da dieser nicht mehr unter den Lebenden weile, so könne er offen

sprechen. P. Wehinger S. J., der Gründer des erstgenannten Aussätzigenheims, traf 1897 auf seiner großen Bettelreise durch Europa mit Dasbach zusammen. Sofort erwärmte sich das Herz des edeln Priesters für das Elend der armen Aussätzigen in Birma. Mit gewohnter Tatkraft ging er ans Werk, durch Wort und Schrift für das Unternehmen des P. Wehinger zu werben mit solchem Erfolge, daß er diesem bald nicht weniger als 100000 Mk überreichen konnte. Jeder andere wäre vielleicht mit diesem Resultate zufrieden gewesen, allein Dasbachs Eifer und Nächstenliebe waren unerschöpflich. Jahr für Jahr fuhr er fort, der Anstalt Almosen zuzusenden, welche sich auf mehrere tausend Mark im Jahr beliefen.

Die Christenmorde in Kleinasien und Syrien. Mit Grauen und Mitleid erfüllten uns die Berichte der Augenzeugen über die entsetzlichen Christenmorde und Verheerungen in Adana; aber nicht minder grauenvoll lauten die, welche jetzt im neuesten (August-)Heft der „Katholischen Missionen" (Freiburg, Herder, jährlich 12 Nummern, Mk. 4.—) aus Tarsus, Antiochien und Akbes veröffentlicht werden über ähnliche Metzeleien oder über die angstvollen Tage, die unvorhergesehener Rettung vorangegangen waren. Fast allgemein wird in den Berichten die Schuld an den Christenmorden auch diesmal auf den jetzt abgesetzten Sultan Abdul Hamid als letzte treibende Ursache zurückgeführt. Ob mit Grund, lassen wir mit den „Missionen" dahingestellt, „jedenfalls", schreiben diese, „stehen sie in engster Verbindung mit dem heftigen Widerspruch, der in den alttürkischen Kreisen gegen die neue Verfassung und ihre den Christen günstigen Zugeständnisse sich geltend macht". „Was die Metzeleien in Adana angeht", so urteilt auch Mohammed Farid Bey, der Führer der nationalen Partei in Ägypten, der beim Putsch in Konstantinopel zugegen war, „so sind sie durch die alttürkische Partei jedenfalls begünstigt worden. Und hätte die konstitutionelle Armee sich nicht beeilt, auf Konstantinopel loszurücken, so wären die Metzeleien im Reiche allgemein geworden" (Le Courrier d'Égypte, 17. Mai). Eine andere Frage ist, ob es der jetzigen jungtürkischen Regierung gelingen wird, die Ruhe und den Frieden zwischen Christen und Moslemin dauernd aufrecht zu erhalten. Im günstigsten Falle dürfte es doch noch lange dauern, bis der wilde Strom des mohammedanschen Fanatismus in dem neugegrabenen Bette sich zurecht finden und friedlich sich hinter seinen Ufern halten wird, zumal so lange dem Raubrittertum der Kurdenhorden nicht energisch ein Ziel gesetzt wird. Für diese ist der Islam übrigens meist nur ein Vorwand, ihre schrankenlose Raub- und Mordlust zu befriedigen."

Die Not der Missionäre und ihrer Schützlinge ist nun eine große; was die türkische Regierung zur Steuerung des Elends getan, reicht bei weitem nicht aus. Hier muß Europa wieder helfen. Die Patres und Schwestern von Adana haben ihre Arbeiten sofort wieder aufgenommen. Die „Katholischen Missionen" werden gerne Gaben zu diesem Zwecke entgegennehmen und befördern. Solche sind wie immer an Herder in Freiburg zu richten.

Gefahrlose Löwenjagd. Von einem eigenartigen Verfahren, das es ermöglicht, der Aufregungen einer Löwenjagd teilhaftig zu werden, ohne dabei die eigene Haut zum Markte zu tragen, gibt ein zurzeit in Britisch-Ostafrika weilender Mitarbeiter des „Daily Mirror" eine amüsante Schilderung. „Ich kehre soeben aus der Kapitiebene zurück, wo ich ein Schauspiel erlebt habe, das wohl nur wenige Weiße gesehen haben", so schreibt der Korrespondent aus Nairobi, „ich habe eine Löwenjagd der nur mit Speeren bewaffneten Massai-Krieger miterlebt. Lord Delamere hat das Schauspiel für mich arrangiert, um mir zu zeigen, wie man bequem und ohne Gefahr photographische Aufnahmen wilder Tiere aus nächster Nähe bekommen kann. Man hatte eine große mit starkem Stahlgitter geschützte Eisenkiste von 2 m Höhe und Breite konstruiert, die am Boden offen war, so daß sieben von uns hineinkriechen und mit Hilfe von innen angebrachten Handgriffen diesen soliden Menschenkäfig bequem weitertragen konnten. Der Boden konnte verschlossen werden für den Fall, daß ein Löwe den Menschenbehälter angreift und umwirft. Am Morgen nach dem Frühstück kamen Boten, die berichteten, daß man drei Löwen aufgespürt habe. Wir brachen sofort auf, die Massai in zwei Reihen neben uns. Bald kamen unsere Vorreiter zurückgaloppiert: unmittelbar vor uns in dem niederen Gestrüpp sahen sie eine Löwin. Wir blickten genauer hin und nun sahen wir's auch: über dem Grase ein paar glühende Augen, den Kopf der Löwin. Wir nahmen unseren Käfig auf und

bereiteten uns vor. Die Massai erkundigten sich, ob wir unsere photographischen Apparate in Ordnung hätten; dann drangen sie mit lautem Geschrei vor. Zwei Häuptlinge folgten der gekrümmt dahinschleichenden Löwin in unmittelbarer Nähe. Ein dritter wurde von ihr im Sprunge niedergeworfen. Unwillkürlich hielten wir den Atem an. Aus welcher Ursache nun, konnten wir nicht erkennen, aber die Löwin sprang sofort auf und ließ ihr Opfer so gut wie völlig unverletzt liegen. Schreiend und lärmend verfolgten die Massai das Raubtier. Fast einen Kilometer weit zog sich diese Jagd hin. Dann machte die Löwin Halt und wendete sich den Verfolgern zu. Von unserm Käfig aus sahen wir alles genau in unmittelbarer Nähe; wir sahen, wie sie mit den Tatzen wütend den gelben Sand aufwirbelte, sahen, wie alle Muskeln des geschmeidigen Körpers sich anspannten, sahen, wie sie sich zum Sprunge duckte. Dann schoß blitzschnell ein brauner Körper durch die Luft: sie sprang mitten in die Schar der Massai. Aber schon hatte sich die Gruppe gelöst, die weißen Schilde wirbelten, die Speere blitzten, das Durcheinander löste sich, und wir sahen das Raubtier sterbend am Boden."

„Wer die Schule hat, hat die Zukunft — auch in Indien." Das Wahrwort: „Wer die Schule hat, hat die Zukunft", gilt heute so sehr, daß die Feinde der katholischen Kirche den modernen „Kulturkampf" vor allem auf das Gebiet der Schule gelenkt haben. Aber nicht nur für unser Europa. Es gilt ebenso von dem ungeheueren Indien. Dessen Volksstämme und Kasten haben dem Evangelium, obschon es seit Jahrhunderten von zahlreichen Missionären mit dem größten apostolischen Eifer gepredigt worden war, doch einen mächtigen Widerstand geleistet, so daß die direkten Missionserfolge, die Zahl der Bekehrungen, zumal aus den höheren Kasten, eigentlich gering ist. Diese höheren Klassen sind, wie die „Katholischen Missionen" (Freiburg, Herder, jährlich 12 Nummern) darlegen, nur durch die Schulen zu gewinnen. In einer Reihe von Artikeln weist die genannte, in der katholischen Missionsliteratur führende Zeitschrift die Bedeutung der Errichtung von Schulen, zumal höherer Lehranstalten bis hinauf zu den Universitäten, für Indien nach. Sie zeigt deren Notwendigkeit und Nutzen für die Katholiken des Landes, für die Mission und die Missionäre selbst, und legt im neuesten Hefte geradezu zwingend deren hohe Bedeutung auch für die Bekehrung der Heiden dar. Gerade dies erschien wichtig, da immer noch vielfach die Ansicht herrscht, als sei es nicht gut getan, so viele, oft umfangreiche und kostspielige Schulbauten zu errichten, so viele der besten Kräfte, statt in der Missions-, in der trockenen, unfruchtbaren Schularbeit aufzureiben. Auch Msgr. Zaleski, der päpstliche Abgesandte, der Indien lange Zeit bereist hat, erklärte diese Ansicht in seiner Schrift (Voyage à Ceylan et aux Indes, 193) als „Irrtum"; denn, sagt er, „wer so baut, baut für die Zukunft". Darum kann man mit den „Katholischen Missionen" nur bedauern, daß diese Erkenntnis bisher so wenig durchgedrungen ist und daß, so glänzend z. B. die großen Jesuitenkollegien von Kalkutta, Bombay, Tritschinopoly und Mangalor auch dastehen, der Gesamtbestand der höheren katholischen Lehranstalten verhältnismäßig ein so geringer ist. Von der Bevölkerung der Präsidentschaft Madras zum Beispiel, d. h. von rund 59 Millionen, sind 1301362 Katholiken. Die Protestanten machen kaum ein Drittel dieser Zahl aus. Dennoch sind daselbst von den 15 Universitäts-Kollegien ersten Ranges (Arts-Colleges) 6 heidnische, 4 protestantische, 3 staatliche, d. h. konfessionslose, und bloß 2 katholische (die Jesuitenkollegien von Tritschinopoly und Mangalor); von den 33 Kollegien zweiten Ranges sind 19 heidnische, 12 protestantische und bloß 2 katholische (St. Joseph von Cuddalor und St. Joseph von Bangalor, beide in Händen des Pariser Seminars); von den 249 sog. High Schools (höheren Schulen) entfallen 181 auf die Heiden, 53 auf die Protestanten, 15 auf die Katholiken. Die Protestanten besitzen also in der Präsidentschaft zweimal mehr Kollegien ersten, sechsmal mehr Kollegien zweiten Ranges, dreieinhalbmal mehr High Schools als die Katholiken. Und doch liegen hier und in der Präsidentschaft Bombay die Verhältnisse noch unvergleichlich besser als im indischen Norden und Nordwesten, wo z. B. in dem ganzen ungeheuren Missionsfelde Hindostans mit einer Bevölkerung von über 100 Millionen sich nur 4 Knabenkollegien mit 554 Schülern finden. So kommen auch auf die 37 indischen Missionssprengel mit zusammen 2243000 Katholiken erst 12 solche Arts-Colleges mit rund 1500 Studenten, während die Protestanten (ca 800000 bis 900000) ihrer 44 mit rund 6000 Studenten besitzen. Da bleibt also noch viel nachzuholen.

Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

Mehr Freude. Von Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg. 18. bis 24. Tausend. 8° (VI u. 200) Freiburg 1909, Herdersche Verlagshandlung. Mk. 1.80; geb. in Leinwand Mk. 2.60, in Juchten Mk. 5.—

Das Büchlein wurde bei seinem ersten Erscheinen geradezu begeistert aufgenommen und binnen 4 Monaten in 17 Tausend Exemplaren verbreitet. Nunmehr liegt das 18.—24. Tausend vor, ein Erfolg, der wohl selten einem Werke dieser Art zu teil geworden ist. Woher aber dieser durchschlagende Erfolg? In erster Linie vom Thema selbst! „Mehr Freude", heißt es; nicht aber „Mehr Freuden"; mit anderen Worten nicht mehr Freudenveranstaltungen, wie Sonntagsausflüge, Sommerfrischen, Alpenreisen, Sportwesen, Vereinsfestlichkeiten, Theater u. dergl. Damit gibt der Hochwürdigste Herr Verfasser seiner Beweisführung zunächst ein negatives Gepräge. Und das gerade dürfte für seinen Zweck äußerst vorteilhaft gewesen sein. Denn Kepplers „Ostergruß" gilt ja vor allen Dingen jenen, die der Lustbarkeiten dieser Welt benötigen, um für einige Stunden das vergessen zu können, was sie hernach wieder in Traurigkeit und Verzweiflung stürzt. Allen diesen aber — und sie heißen Legion — war er am besten von der besagten Seite aus vernehmbar. Gott sei Dank! ist er vernommen und verstanden worden. Das beweist der reißende Absatz, den das Werkchen findet.

Zurück von den zahlreichen Freudenmördern! Das ist die eine Losung. Hin zu der einen Quelle echter Freude! So lautet die andere. Die mehr positiven Erwägungen zeigen nun den Weg zu dieser alleinigen Quelle: Man lerne, sich selber wieder einmal wahrhaft gut zu sein durch Abkehr von der Sünde, die mit ihrem häßlichen Gesichte die wahre Freude, die durchgeistigte, die Seelenfreude vertreiben muß; man bemühe sich, den Mitmenschen wahrhaft gut zu sein und wahre Freude zu bereiten. Wer Freude sät, wird Freude ernten.

Daß dieser Weg zur Freude gangbar ist, zeigt uns ein Blick in: „Die Galerie fröhlicher Menschen" d. i. die der lieben Heiligen der katholischen Kirche. In ihrem unerbittlichen Ringen um die wahre Gottes- und Menschenliebe erstickten sie die Freudenmörder; so konnten sie frei aufatmen in hl. Freude, „die für die körperliche wie für die seelische Gesundheit, für das körperliche und geistige Arbeitsleben wie für das religiöse Leben gleich unentbehrlich ist." Mit ihnen: Glückauf zum Kampf um die Freude! M. Hallfell.

Passionsbilder. Betrachtungen über das Leiden Jesu Christi. Von Martin Hagen S. J. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und Erlaubnis der Ordensobern. 8° (X u. 162) Freiburg 1909, Herdersche Verlagshandlung. M 1.80; geb. in Leinwand M 2.50.

„Für die Betrachtung des Leidens Christi feste Anhaltspunkte mit deutlich hervortretender Gliederung des Stoffes zu bieten ist der Zweck dieser Passionsbilder. Nicht um eine Lücke in der aszetischen Literatur auszufüllen, treten sie ans Licht, wohl aber um einem mehrfach geäußerten Wunsche nach größerer Auswahl von Betrachtungsbüchern entgegenzukommen" (Vorwort). Diesem Zwecke entsprechend führt der Verfasser die Leidensgeschichte des Herrn in 33 Bildern vor Augen mit je zwei oder drei Betrachtungspunkten, in denen die Reihenfolge und Gliederung der Gedanken durch den Druck deutlich hervortritt. Anstatt der sog. Präludien oder Vorübungen sind jedem Bilde die entsprechenden Evangelientexte vorgedruckt.

Die göttlichen Tugenden. Geistliche Erwägungen von Martin Hagen S. J. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. (Aszetische Bibliothek.) 12° (XIV u. 222) Freiburg 1909, Herdersche Verlagshandlung. M 1.60; geb. in Leinwand M 2.20.

Von den 15 gehaltvollen und klar disponierten Erwägungen entfallen zwei auf den Glauben, zwei auf die Hoffnung, vier auf die Gottesliebe, drei auf die Nächstenliebe, vier auf die Früchte der göttlichen Tugenden. Priester und Ordensleute, wie auch gebildete Laien, die für innere Erlebnisse der Seele verständnisvolles Interesse besitzen, werden aus der Lesung reiche Belehrung und Anregung schöpfen. Für religiöse Vorträge über die göttlichen Tugenden, die den Grundstock des übernatürlichen Lebens bilden, sind treffliche Gedanken und Anhaltspunkte zu weiteren selbständigen Ausführungen geboten.

Mein Führer beim Gebete. Vollständiges Gebetbuch für die Jugend. Herausgegeben im Auftrage des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen von Therese Wolff, Hilfsschullehrerin in Bonn a. Rhein. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Mit vielen Bildern. 32° (IV u. 180) Freiburg 1909, Herdersche Verlagshandlung. Geb. M 0.75 und höher.

Das Büchlein ist zunächst für die Kinder der Hilfsschule bestimmt und für bildungsfähige Schwachsinnige verwandter Anstalten, während es gewiß auch jüngeren normalen Kindern — etwa bis zum 4. oder 5. Schuljahre — gute Dienste leisten wird.

Mit Absicht verrät der Titel nicht die spezielle Bestimmung: „für Schwachsinnige". Es geschieht aus Schonung für die armen Geschöpfe, sie sollen besonders draußen in der kalten Welt nicht schon durch ihr Gebetbuch gekennzeichnet sein — in geschlossenen Anstalten ist das weniger bedenklich. Desto mehr aber müssen die Besprechungen diese mit Fleiß verschwiegene Bestimmung hervorheben, damit Geistliche, Lehrer und Eltern aufmerksam gemacht werden und das Büchlein auf diese Weise doch den Weg in die rechten Hände findet. „Mein Führer beim Gebet" bietet in seinen 10 Kapiteln den geistig Schwachen, die in ihrer intellektuellen Entwicklung wohl nie die Grenze des kindlichen Auffassungsvermögens überschreiten, die stets denken und sprechen werden wie ein Kind, in kindlicher Einfachheit alles, was sie nötig haben, um glaubenstreu und glaubensinnig mit ihrem Gott im Gebete zu verkehren.

Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen. Herausgegeben von Dr. Professor Otto Hellinghaus, Gymnasialdirektor. 12° Freiburg 1908, Herdersche Verlagshandlung. Jeder Band geb. M 2.50.

Diese „Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen" schließt sich nicht nur in der äußeren Ausstattung an die Klassikerbibliothek an, sondern ist auch in ihrem Wesen deren weiterer Ausbau, insofern als die gebotenen Novellen 2c. zum großen Teil von denselben Dichtern verfaßt sind, dort aber wegen Raummangels nicht aufgenommen werden konnten. Sie bringt nur solche Werke, und zwar vornehmlich des 19. Jahrhunderts, die nach Inhalt und Form von anerkanntem, dauerndem Werte sind. Sittlich oder religiös verwerfliche Erzeugnisse bleiben grundsätzlich ausgeschlossen, und auch in den aufgenommenen sind in ganz vereinzelten Fällen anstößige Stellen getilgt oder leise geändert worden. Von falscher Prüderie hat sich der Herausgeber indes ebenso fern gehalten wie bei der Klassikerbibliothek.

Von den beiden bisher erschienenen Bänden, je etwa 350 Seiten stark in rotbraunem, biegsamem Leinenband mit weißem Titelaufdruck, enthält jeder sechs Novellen bzw. Erzählungen. Der erste Band enthält H. v. Kleists „Verlobung in St. Domingo", Brentanos „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl", Stifters „Hagestolz", „Der arme Spielmann" von Grillparzer, „Eine Nacht im Jägerhause" von Hebbel und H. Kurz, „Den Gagen!' sagt der Eichele".

Der zweite Band beginnt mit Fouqués „Undine". Daran schließen sich „Das Bettelweib von Locarno" von H. v. Kleist, „Lucie Gelmeroth", an der wir Ed. Mörikes Kunst der Seelenmalerei bewundern müssen, und „Des Lebens Ueberfluß", eine der Meisternovellen Tiecks, dann Stifters „Bergkristall", endlich „Die Marzipanliese" von Fr. Halm.

Man ersieht schon aus diesen beiden Bänden die Vortrefflichkeit und Vielseitigkeit der Auswahl, die der bewährte Herausgeber getroffen hat. Mögen die schmucken Bände bald in allen Familien-, Volks-, Schul- und Jugendbibliothek Aufnahme finden!

Sonntagsstille. Neue Erzählungen für Volk und Jugend von Konrad Kümmel. 12° Freiburg 1908, Herdersche Verlagshandlung.

Fünftes Bändchen: **Aus Geschichte und Leben.** I. (VI u. 312) Geb. in Leinwand M 2.30.

Sechstes Bändchen: **Aus Geschichte und Leben.** II. (VI u. 334) Geb. in Leinwand M 2.30.

In diesen wie den übrigen Erzählungen zeigt sich Kümmel wieder als Meister volkstümlicher Darstellung, überall klingt innere Ueberzeugung durch, alles ist durchweht von dem Hauch einer tiefgläubigen, frommen Seele. Auch diese Bändchen werden, wie die früheren der Sammlungen „Sonntagsstille" und „An Gottes Hand", die verdiente günstige Aufnahme finden.

Des Heidenkindes Klage.

„Sol intelligentiae non est ortus nobis!“ „Der Einsicht Licht ging nicht auf für uns,“ so las ich jüngst im hl. Buche der Weisheit. Ich hielt inne. Denn es war mir, als ob jemand zu mir sprechen wolle, um mir den Sinn der Worte zu erschließen. So horchte ich denn auf und vernahm die Stimme des Heidenkindes, das also klagte: O du so glückliches Christenkind! Unsere Mutter hat uns nicht gelehrt, die Händchen zu falten und den Namen des Heilandes und seiner heiligsten Mutter anzurufen. In unserer Hütte betete man nicht; in unserem Dorfe stand kein trautes Kirchlein. Die süßen Freuden der hl. Kommunion blieben uns unbekannt. Ihr seid unter dem Gnadentau des Himmels groß geworden, wir sind im Schatten des Todes herangewachsen. Benedeiet den lieben Gott, der Euch so sehr geliebt. „Sol intelligentiae non est ortus nobis!“ Der Einsicht Licht ging noch nicht auf für uns.

Und still war's wieder. Ich machte das Buch zu. Denn weiter zu lesen, war mir nicht möglich. Wie glücklich war ich, mich im Besitze des christkatholischen „Credo“ zu wissen.

Fürwahr das Credo muß jene Sol intelligentiae sein, die Sonne der Einsicht, wonach das Heidenkind so sehnsüchtig Verlangen trägt. Verlangenswert ist diese Sonne für den Verstand. Von ihr erhält er Einsicht in die erhabenen Lehren von dem dreieinigen Gott, dem Vater, Sohn und hl. Geist; vom lieben Heiland und seinem erbarmungsreichen Erlösungswerke; von den Herrlichkeiten der göttlichen Gnade und der künftigen Vollendung; von dem schönen Gottesreiche unter den Menschen, der hl. Kirche; von der lieblichen Gemeinschaft der Heiligen, die dem Tode seine Bitterkeit nimmt. Ohne jene Sonne kann der Wille sich unmöglich für das Gute erwärmen, der Mensch kann weder sich selber, noch andern wahrhaft gut sein. Wo diese Sonne nicht leuchtet, da senken sich die dunklen Schatten des Irrtums und der Bosheit über den menschlichen Geist; da legen sich allmählich die Schrecken der Selbstsucht über die Strebekraft des menschlichen Herzens und benehmen ihm seine schönste Lebenstätigkeit.

Der Wiederhall, den die Klage des Heidenkindes in meiner Seele gefunden, war noch nicht ausgeklungen. Ich vernahm ihn noch immer, den Hilferuf aus tiefer, schwarzer Nacht. Wird er keine Antwort auslösen! Doch! Im Namen aller wahren Christenkinder rufe ich zurück: „Sol intelligentiae orietur Vobis! — Der Einsicht Sonne wird auch Euch aufgehen.“

Die **Rechtsfrage,** daß auch Ihr in der Zahl jener einbegriffen seid, die da beten sollen: „Zukomme uns dein Reich" bedarf keiner Erörterung. Eurem Rechte, dieses Reich zu bekommen, entspricht unsere Pflicht, es Euch zu bringen. Das ist klar. Nicht so klar ist die Frage nach dem **Bestande** der Ausbreitung des Reiches Gottes unter Euch Heidenkindern.

Die äußern und innern Bedingungen dieser Ausbreitung sind heutzutage die denkbar günstigsten. Aber gerade darin liegt die Gefahr, daß andere (Mohammedanismus, Protestantismus, Unglaube) sich jene günstigen Bedingungen zu nutze machen, uns zuvorkommen und Euch aus dem Irrtum des Heidentums heraus in einen andern, oder gar in den Unglauben hineindrängen.

Das wollen wir nicht zugeben, vielmehr uns von unserer hl. Kirche über unsere Pflicht, Euch zu Hilfe zu kommen, belehren lassen. Sind wir von diesem Pflichtbewußtsein durchdrungen, so wird die Liebe zu Euch Heidenkindern uns die Mittel und Wege zeigen, auf denen die Glaubensboten, die Vermittler unserer leiblichen und geistigen Werke der Barmherzigkeit, zu Euch kommen. Über alles das wird uns die Rede, welche Herr Reichstagsabgeordneter **Aloys Fürst zu Löwenstein-Wertheim** auf dem Breslauer Katholikentag über unsere

„Pflicht der Missionsförderung"

gehalten hat, weitere Auskunft geben.

„Wenn ich von der Bedeutung der Missionen sprechen soll, so muß ich vom Wesen der Kirche sprechen. Die Missionen sind die Betätigung des Lehramts der Kirche zur Verbreitung des christlichen Glaubens, sie sind die Träger der Wahrheit in die Gebiete des Irrtums und darum sind sie eine **wesensnotwendige Aufgabe,** eine **grundlegende Pflicht** der Kirche. Denn wenn die Kirche das Priesteramt und das Hirtenamt ausüben will, so muß sie damit beginnen, Anhänger Christi zu schaffen. Das Lehramt ist die notwendige Grundlage des Priester- und des Hirtenamtes. Der Spendung der Gnadenmittel, der Wahrung des Sittengesetzes, der Erhaltung des Glaubens muß die Verbreitung des Glaubens vorangehen. „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie und lehret sie alles halten, was ich Euch befohlen habe." In dieser logischen Reihenfolge hat unser Heiland den Sendungsauftrag gegliedert, den er seinen Aposteln gegeben hat. Auf das Fundament des Glaubens sollten die Apostel die Spendung des erlösenden Sakramentes und die Lehre der Sittengebote Gottes aufbauen. Nicht als Rat hat Jesus diese Worte gesprochen, nein, in dem weltgeschichtlichen Moment, als der Gottmensch die Erde verlassen wollte, da hat er die ganze Kirche, die 500 Jünger unter Führung der Apostel um sich versammelt, um ihnen mit der Autorität der letztwilligen Verfügung eines Gottes zu befehlen: „Gehet hin und lehret alle Völker." Und als wollte er sie zum vollen Bewußtsein seines Rechtes zum Befehl erwecken, leitete er den Missionsbefehl mit den Worten ein: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden." Wenn wir den unmöglichen Gedanken fassen wollten, daß die kindliche Liebe zu ihrem Herrn und Meister der Kirche nicht genügte, als Triebfeder zum Gehorsam gegen den Auftrag Christi, die Gewalt des allmächtigen Gottes würde sie dazu zwingen. Die Kirche

O Maria, ohne Sünde empfangen.
Bitte für uns, die wir unsere Zuflucht zu dir nehmen!

erfüllt also mit der Missionierung der Völker zunächst und vor allem eine Pflicht kindlichen Gehorsams gegen ihren göttlichen Meister. Sie erfüllt auch den ihr angeborenen Beruf, dessen heiligstes Vorrecht es ist, die Wahrheit zu verbreiten. Die Kirche ist ja der geistige Leib Christi, sein zweites Ich, das bis zum Untergange der sichtbaren Welt sein Wort wahrmachen muß: „Ich bin als das Licht in die Welt gekommen, damit jeder, der an mich glaubt, nicht in der Finsternis bleibe. Wenn wir menschliches Ermessen an göttliche Gedanken wagen dürfen, so müssen wir sagen: Gott hätte die Menschheit nicht erschaffen und ihre Erlösung wäre zwecklos, wenn die von Christus gestiftete Kirche nicht Pflicht und Willen hätte, das Licht der Wahrheit in die Finsternis zu tragen. Es ist nicht nebensächlich, wenn Christus dem einzigen Gebet, welches er uns gelehrt, den Hauptinhalt gibt: „Zu uns komme dein Reich, dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden." Je umfassender dieses Reich, desto strahlender die Ehre Gottes, also die Ehre Gottes hängt davon ab, ob die Kirche ihre Pflicht erfüllt, und wie sie sie erfüllt. In dem Kampfe mit dem Satan um die Menschenseele hat Gott seinem Widersacher den freien Gebrauch seiner teuflischen Waffen gestattet. Für das Kriegsheer Gottes, die Kirche, handelt es sich also um nichts geringeres, als um die Waffenehre ihres Feldherrn und Königs. Der große Apostel des Ostens, der heilige Franz Xaver, hat diesem Gedanken packenden Ausdruck gegeben, wenn er in seinem Gebet für die Bekehrung der Ungläubigen klagte: „Siehe, o Herr, wie die Hölle dir zur Schmach mit diesen Seelen erfüllt wird." Dir zur Schmach. Kann da ein Christ noch zweifeln, ob die Verbreitung des Glaubens in die ganze Welt zu den Erstlingspflichten der Kirche gehört? Das Recht Gottes auf die Weltherrschaft ist das Ziel der Missionen, und darum müssen wir sie haben. Im Evangelium wird immer wieder ausgeführt, daß der Missionsbefehl sich nicht auf einzelne Nationen beschränkt, sondern daß über die ganze Erde die Botschaft Christi und sein Reich verbreitet werden soll. So lesen wir bei Marcus, bei Lucas, bei Johannes. (Redner führt noch andere Belege aus der Apostelgeschichte an.)

Wir blicken heute auf 19 Jahrhunderte zurück, in denen das Wort Gottes von todesmutigen Glaubensboten in alle Länder der Erde getragen wurde, und unter uns Katholiken gibt es heute noch viele, auch eifrige, die den Missionen nicht anders gegenüberstehen, als dem nächstbesten andern guten Werk. Ich kenne persönlich solche, die es den Missionaren sogar zum Vorwurf machen, daß sie die Heidenvölker durch ihre Lehren beunruhigen, und andere gibt es, die aus dem Evangelium nichts anderes gelernt zu haben scheinen, als das Wort, welches der Heiland zum kananäischen Weibe sprach, um ihren Glauben zu prüfen: „Es ist nicht recht, das Brot den Kindern zu nehmen und es den Hündchen vorzuwerfen." Weil soviel geistiges Elend, soviel Unglaube in unserem eigenen Vaterlande ist, darum glauben wir genug zu tun, wenn wir für die Erhaltung und Wiederbelebung des Glaubens im eigenen Lande wirken. Gewiß unterstützen wir den Bonifatiusverein, aber bilden wir uns nicht ein, daß wir damit unserer Christenpflicht genügt hätten. Hätte der heilige Bonifatius so philisterhaft klein gedacht, so wäre er in England geblieben und hätte unsere Väter in der Finsternis des Unglaubens belassen. Es gilt nicht nur bei der Mission, Seelen zu retten, sondern hochvoran, an erster Stelle

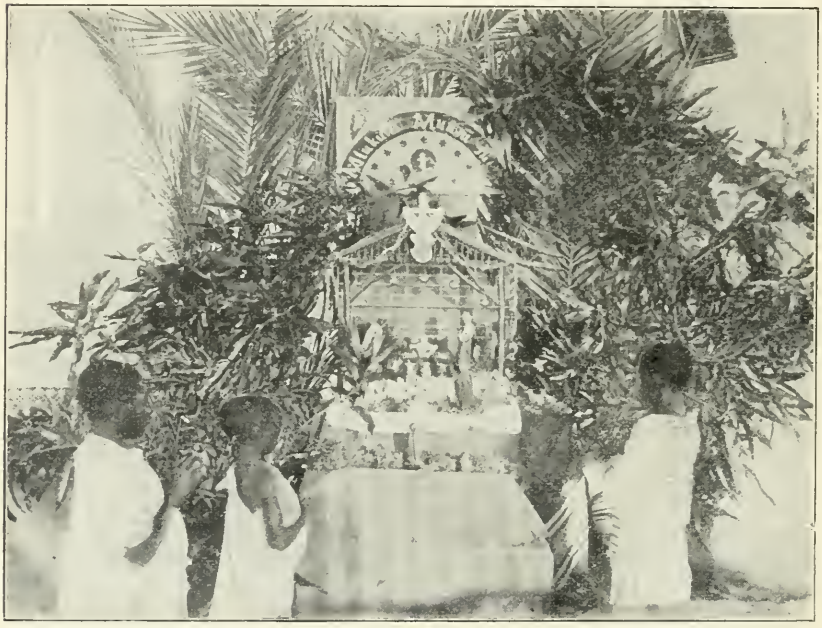
gilt es, Gottes Wort zu befolgen, der Kirche Gottes zu ermöglichen, „Zeugen der Wahrheit zu sein, bis an die äußersten Grenzen der Erde.“ Will die Kirche ihren Ehrentitel, den glänzenden Edelstein in ihrem Diadem, nicht einbüßen, will sie nicht aufhören, katholisch zu sein, die allgemeine, weltumspannende Kirche Christi, dann muß sie allen Völkern Christi das Evangelium bringen. Der evangelische Theologe Professor Dr. Bornemann schreibt in seiner Einführung in die evangelische Missionskunde: „Wenn wir Evangelischen uns von der römischen Kirche um den schönen Namen katholisch haben betrügen lassen, in der Mission haben wir die Wirklichkeit des recht katholischen, das weltumspannende, welterobernde, universale des Evangeliums in seiner geschichtlichen Verwirklichung.“ Sollen wir die Wirklichkeit des recht katholischen preisgeben?

Die **Ausübung** der Missionstätigkeit wird zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene sein, verschieden besonders im Umfang und in der Energie der Tätigkeit je nach der Missionsgelegenheit der Zeit. *Heute* haben wir eine Missionsgelegenheit, wie vielleicht noch *nie seit den Zeiten der Apostel*. In diesem Urteile stimmen alle Kenner des Missionswesens, besonders alle Missionare, katholische, wie evangelische, überein. Zwei Tatsachen sind es, die überwiegend diese Gelegenheit schaffen: die fast vollendete Erforschung der Erde, verbunden mit der Aufteilung all der Gebiete, deren Bewohner wir schlechtweg Wilde nennen und das erwachende Selbstgefühl der Kulturvölker alten Stils. Eine ähnliche Lage, wie zu Zeiten der Apostel. *Damals* war sie *intensiver*, *heute* ist die Missionsgelegenheit *umfassender*, ist sie universal. Zur Zeit, als wir auf der Schulbank saßen, war das Innere Afrikas, wie auch Zentralasien, auf der Landkarte fast ganz weiß, es waren die beliebtesten Gegenden der Geographiestunde. Und vergleichen Sie damit die heutigen Karten. Ueberall sind kühne Forscher hingedrungen. Bis zum Viktoria Njansa, bis zum Oberlauf des Sambesi, zu den Kongofällen im innersten Herzen Afrikas bis gegen die Quellen des Nils und quer durch Asien führt das Wahrzeichen europäischen Strebens, die Eisenbahn. Die Dampfschiffe stellen zwischen Europa und dem fernen Osten, den entlegensten Inseln der Südsee, eine schnelle, sichere, fast gefahrlose Verbindung her. Lesen wir die Berichte des heiligen Paulus über seine Seefahrt von Cäsarea nach Rom, zu der er unter Leiden und Lebensgefahr etwa sechs Monate brauchte, und vergleichen wir damit die Reisemöglichkeit unserer fortgeschrittenen Technik, so gibt uns das schon eine Idee von der unerreichten Missionsgelegenheit unserer Tage.

Dazu kommt, daß die Kulturmächte in neuerer und neuester Zeit den afrikanischen Erdteil ihrer — freilich nicht unbestrittenen Machtsphäre einverleibt und ihre Hand auf fast alle Inselgruppen des Großen und des Indischen Ozeans gelegt haben. In weiten Gebieten früherer Kolonisation ist die Möglichkeit der Machtbetätigung der Schutzmächte gewachsen. So finden denn die Missionare in einem großen Teil des Missionsfeldes den Schutz, der jedem Landsmann geboten wird. Daß die Unterstützung der Missionare als solche, die Förderung ihrer geistigen Tätigkeit eine ebenso allgemeine sei, soll damit nicht behauptet werden. Die Kolonialmächte des 16. und 17. Jahrhunderts haben weit mehr Verständnis für ihren Pflichtanteil an der Verbreitung des Glaubens und auch für deren staatlichen Wert gehabt, als die des 20. Aber auch hier ist

die Möglichkeit der Förderung der Missionen so groß wie nie zuvor. In dem Maße nun, als die äußerliche Zivilisation in die kulturarmen Gebiete eindringt, wird der Wahn und Aberglaube der wilden Urbewohner des Landes erschüttert, und alle Missionare wissen darüber zu berichten, mit welcher Sehnsucht sie nach einem Ersatz der verlorenen Überzeugung verlangen.

Der Mohammedanismus ist hier die größte Gefahr des Augenblickes, besonders in den deutschen Schutzgebieten Afrikas. Der Provinzial der Väter vom Heiligen Geist, Pater Acker, schreibt im Oktober 1908 über die Fortschritte des Mohammedanismus in unsern Kolonien: „Die Mohammedaner werden durch die Niederlassungen der Europäer von der Küste vertrieben und gehen ins Innere, und dort ist jeder Mohammedaner



Negerkinder vor der Krippe.

ein Missionar seiner Religion. Die Schutztruppen, unter denen sich viele Mohammedaner befinden, üben überall im Innern einen — in religiöser Hinsicht — heillosen Einfluß aus. Wir haben endlich die religionslosen Schulen in den Kolonien, in welchen sich viele Mohammedaner befinden, die als Unterbeamte ausgebildet werden sollen. Diese werden naturgemäß dem Christentum soviel als möglich schaden und den Mohammedanismus nach Kräften fördern. Wenn wir uns deshalb nicht bemühen, in den Kolonien rasch voranzugehen, dann wird das Land verseucht werden, wir kommen zu spät.“ Aber nicht nur von den Mohammedanern kommt die Gefahr der Verseuchung: der religiöse Indifferentismus und die sittliche Minderwertigkeit vieler Ansiedler und auch mancher Angestellten der

Kolonialmächte verpesten die Naturvölker. Dr. Julius Richter, evangelischer Pastor in Schwanebeck, hat im Februar dieses Jahres auf der Provinzial-Missionskonferenz in Halle gesagt: „Diese Namenchristen verleugnen ihr Christentum in Wort und Wandel und machen den Christennamen stinkend vor den Heiden.“ Neben der eminenten Missionsgelegenheit haben wir also auch eine besondere, durch die Gestaltung der Weltlage heraufbeschworene Gefahr für die Verbreitung der Lehre Christi. Diese wie jene zwingen uns zur außergewöhnlichen Anstrengung. Beide liegen eng beisammen in der mächtigen Bewegung, welche die alten Kulturstaaten des fernen Ostens, Japan und China, und in neuester Zeit auch die mohammedanischen Staaten ergriffen hat. Die moderne Türkei mit ihrem Wechsel der Regierungssysteme und dem ganzen Hexenkessel der Parteikämpfe will den Islam als Staatsreligion beibehalten und hat schon Proben ihres Willens gegeben, ihre politische Selbständigkeit stärker als bisher zu betonen. Dabei fallen aber mit der Einführung liberaler Verfassungsformen, verbunden mit Preßfreiheit, Schulfreiheit und Freizügigkeit — soweit sie gehandhabt werden — manche Hindernisse, welche sich bisher den Missionaren entgegenstellten, und die Sucht nach europäischen Regierungsformen und europäischem Wissen eröffnen Möglichkeiten, die vor kurzem niemand geahnt, die aber nur dann zum Segen führen können, wenn sie klug und energisch ausgenutzt werden. Der Sieg Japans über Rußland hat ersteres zu einer Weltmacht gewandelt und das Angesicht Ostasiens erneuert. Japan verdankt seine jetzige Stellung dem zielbewußten Anpassen der technischen, politischen und militärischen Errungenschaften Europas, und Japan weiß das. Mehr dieser Erfolg, als inneres Bedürfnis, hat das Streben der Japaner jetzt auch auf die abstrakten Wissenschaften Europas und auf ihre Religion gerichtet. Es scheint, daß die Ahnenverehrung des Schintoismus den kleinen Fortschrittlern nicht mehr tief genug, der Buddhismus zu rückständig sich erweist, und die eitle Religionslosigkeit Jung-Japans von den Lenkern des Reiches als staatsgefährlich erkannt wird. China ist aus seinem Schlaf erwacht und beginnt zu erkennen, daß die Unüberwindlichkeit der Europäer eine Mythe ist, wenn ein Volk es nicht verschmäht, seiner alten, aber eingerosteten Kultur europäisches Leben einzuflößen. Daraus ergibt sich für die chinesischen Machthaber ein zweifaches: Betonung der Eigenart altchinesischen Wesens auch auf religiösem Gebiet, zugleich aber eine Politik der offenen Tür zugunsten der europäischen Wissenschaft. Wenn wir es den Missionaren nicht jetzt gleich ermöglichen, den Eingang durch diese Tür zu finden, so wird der Stolz der Chinesen auf die nationale Religion die Wiederkehr dieser dem Christentum günstigen Gelegenheit auf lange hinaus verhindern. Das materielle und politische Elend, das Korea unter der harten Faust des japanischen Eroberers erleidet, hat neuerdings eine tiefgehende religiöse Bewegung in Korea erzeugt, die der Verbreitung des Christentums überaus günstig ist. Was Indien der Mission jetzt an Möglichkeiten bietet, ist eine schwierige Frage, doch ist der Augenblick auch hier ein kritischer, da die täglich zunehmende religiöse Gärung trotz der äußeren Schwierigkeiten, die sie den Missionaren bereiten wird, eine innerlich günstigere Geistesstimmung schafft, als die mystisch-träumerische Selbstzufriedenheit früherer Jahre. Kritisch ist überhaupt die Stimmung der Heidenwelt für die Missionen im höchsten Grade.

Wird die Gelegenheit jetzt nicht genützt, genützt mit äußerster Anspannung aller Kräfte, dann siegen Mohammed und Buddha und Confucius, und von zwei Dritteilen wird Christus ausgeschlossen auf Perioden der Weltgeschichte.

Die katholische Kirche hat vom Tage ihrer Gründung an den Missionsbefehl ihres Herrn treu befolgt. Die Weltgeschichte beweist dies. Aber wie stellt sich die Kirche zu dem gesteigerten Missionsbedürfnis der heutigen Zeit. Leo XIII. hat in seiner Enzyklika „Sancta Dei Civitas" aufgefordert, alle Kräfte anzuspannen im Dienste der Glaubensverbreitung, und in einem Breve vom März 1904 hat der jetzt regierende Heilige Vater diese Ermahnungen erneuert. Unsere Hochwürdigsten Bischöfe zeigen durch ihre Förderung der Mission, daß sie den heiligen Ernst des Augenblicks erkennen. Unsere Priester — doch ich spreche ja hier als Laie zu einer Versammlung überwiegend von Laien und habe nicht über das Wirken unserer geistigen Führer ein, wenn auch günstiges Urteil zu fällen. Aber die Mitarbeit der katholischen Laienwelt ist gering, auch gerade bei uns in Deutschland. Und nur mit Bezug auf die Laientätigkeit möchte ich in Ehrerbietung ein Wort an unsere geistlichen Hirten und Oberhirten richten. Wenn ich mich frage, wie oft im Jahre ich von der Kanzel über die Verbreitung des Glaubens unter den Heiden, diese so wichtige Aufgabe der Kirche, an der jeder, Mann, Frau und Kind mitarbeiten kann und soll — sprechen höre, dann muß ich antworten: Nie! Von allen Manifestationen unseres Heilandes wird gepredigt, von Jesus, dem Lichte der Heiden, hören wir nichts. Da gilt auch von uns das Wort des heiligen Paulus: „Wie sollen sie an den glauben, von welchem sie nie gehört haben? Und wie sollen sie hören ohne Prediger?" Hochwürdige Seelsorger, im Namen der 30 Millionen Heiden, die jährlich ungetauft sterben, bitte ich Sie: Vergessen Sie in Ihrer Sorge um unser Seelenheil nicht der Seelen, die in den Heidenländern verloren gehen, vergessen Sie nicht, daß jedes Ihrer Pfarrkinder die Pflicht hat, an der Rettung dieser Seelen mitzuwirken, und vergessen Sie nicht, daß wir für unser eigenes Heim nicht besser wirken können, als wenn wir für das Heil anderer besorgt sind. Nützen Sie die Kanzel, die Christenlehre, den Kommunionunterricht, um uns und unsere Kinder über die Bedürfnisse der Mission zu belehren, um unseren Eifer, unsere Opferwilligkeit zu wecken. Und sollte die Missionskenntnis unter den heranwachsenden Priestern noch nicht ganz auf der Höhe der Zeit stehen, so dürfen wir zu unseren Oberhirten das Vertrauen haben, daß sie den richtigen Weg finden, um solchem Mangel abzuhelfen. Wen Gott zum Apostolat mit Anwartschaft auf die Martyrerkrone beruft, der folge diesem Rufe, und wer einem so Auserwählten nahesteht, der verhindere ihn um Gotteswillen nicht aus mißverstandener Liebe und Fürsorge, Gott gehorsam zu sein, und sein eigenes höchstes Glück zu machen. Doch es sind wenige, die das angeht. Wir aber alle müssen die Mission fördern durch Gebet und Almosen. Lassen Sie sich in der nächsten Missionspredigt Ihres Pfarrers sagen, wie sie zu beten haben. Mir liegt die Aufgabe näher, Ihre Freigebigkeit anzuregen.

Wir dürfen nicht vergessen, daß die Kirche nicht nur aus Papst und Bischöfen und Missionaren besteht, sondern daß auch wir ihre Mitglieder sind, und daß auch an uns der Missionsbefehl ergangen ist. Daher müssen wir neben dem Gebet für die materielle Unterstützung

der Mission sorgen. Wenn wir also davon überzeugt sind, daß jeder sein Scherflein beitragen muß, so müssen wir uns auch klarmachen, wie dringend diese Pflicht ist. Durch die Ausdehnung der Mission kann die Zahl der Glaubensboten, die früher ausreichte, heute nicht mehr ausreichen. Es müssen also Gebiete brach liegen bleiben, wenn wir Katholiken nicht durch vermehrte Spenden die Gründung neuer Missionshäuser von Missionaren, deren Ausstattung, endlich die Erbauung von Kapellen, Schulen, Niederlassungen in den Missionsgebieten ermöglichen. Nun sind gleichzeitig mit der Vermehrung des Bedarfs Quellen versiegt, die bisher reich für die Verbreitung des Glaubens geflossen waren. Frankreich hat bis vor wenigen Jahren den Hauptteil an den Missionslasten der ganzen Welt getragen. (Redner führt hierfür eine Reihe von Zahlen an.) Heute muß sich das katholische Frankreich auf sich selbst zurückziehen, um nur vegetieren zu können. Damit erwächst den Katholiken der andern Länder die Ehrenpflicht, den Ausfall zu decken. Und Deutschland in der Welt voran! soll es auch hier heißen.

Wir können uns einen Maßstab für das, was wir leisten sollten, an dem bilden, was andere tun. In den Gebieten, die erst im Laufe des letzten Jahrhunderts in das Missionsfeld aufgenommen wurden, und in dem gegenwärtig noch eine eigentliche Missionstätigkeit stattfindet, leben sieben Millionen Katholiken, drei Millionen Protestanten, die vom Heidentum bekehrt wurden. Wenn nun auch die Erfolge der protestantischen Missionen im Laufe des letzten Jahrhunderts sehr gewachsen sind, sollte es doch als selbstverständlich gelten, daß die 260 Millionen Katholiken der Welt weit größere Summen für ihre Missionen aufbringen, als die 160 Millionen Protestanten. Und doch ist der letzteren Beitrag jährlich 80 000 000 Mark, während wir Katholiken ganze 20 000 000 aufbringen. Das ist acht Pfennige pro Jahr auf jeden Katholiken. Die Leistungen unserer nichtkatholischen Mitchristen sind denn auch in den letzten Jahren sehr bedeutend. Während wir Katholiken an Missionaren weißer Rasse, eingeborenen Missionaren, Laienbrüdern und Ordensschwestern 34 454 Glaubensboten in die heidnische Welt schicken, sind es bei den Protestanten solcher Missionshelfer 45 622. An Missionsstationen sind wir weit überlegen, wir zählen 30 414 Stationen, die Protestanten nur 3790. Dagegen haben letztere 18 921 Schulen mit 867 400 Schülern, während wir nur 17 834 Schulen mit 790 880 Schülern aufweisen können. Diese Zahlen sind überaus lehrreich. Die katholische Kirche bleibt ihrem Namen treu und sucht in einer den mitchristlichen Kirchen fast um das zehnfache überlegenen Zahl von Missionsstationen die ganze Welt zu umspannen. Das katholische Volk aber läßt es an den Mitteln fehlen, und so fehlt es an Missionaren, an Schulen und Lehrkräften. Die Protestanten zahlen per Kopf jährlich 50 Pfennige für ihre Missionen. Wenn wir, und sehr viele von uns könnten den Anteil von anderen mitüber-

Aloys Fürst zu Löwenstein, Erbliches Mitglied der ersten Kammern von Bayern, Württemberg, Baden und Hessen, Mitglied des Reichstages.

nehmen, wirklich 50 Pfennige pro Kopf aufbringen wollten, so könnten wir den Missionaren 130 Millionen statt der lumpigen 20 Millionen zuführen. Die organisierte Hilfe ist da, wie immer, die wirksamste. Wir haben gute Organisationen zur Beschaffung der Geldmittel für das Missionswerk. Daher müssen wir Vereinen beitreten, wie dem Franziskus-Xaverius-Verein, dem Ludwigsmissionsverein in Bayern, sowie dem Afrikaverein.

Die deutsche Frauenwelt hat ihre eigenen Vereine, in denen sie ihre Freigebigkeit betätigen kann: Die Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen, deren verdienstvolle Präsidentin eine Schlesierin ist, Frau Gräfin Praschma, und die St. Petrus-Claver-Sodalität, die unter der überaus opferfreudigen Führung der Gräfin Ledochowska für die afrikanische Mission aller Nationalitäten wirkt. — Im weiteren richtet Redner an die Damen den Appell, durch Stellung von Ordensschwestern, durch Gebet und durch Einwirken auf die Männer für die Missionen zu sorgen und namentlich alle Kinder in den Kindheit-Jesu-Verein einzuführen. —

Im Anschluß daran regt er den Gedanken an, daß für die katholischen Studenten Deutschlands akademische Missionsvereine sich bilden möchten, welche für die Zukunft eine Elite missionsverständiger und missionsbegeisterter Gebildeter erziehen sollten. Sei dieser Gedanke aber heute noch nicht ausführbar, so möchten die Chargierten aller katholischen Studentenkorporationen dafür wirken, daß alle ihre Kommilitionen Mitglieder der bestehenden allgemeinen Missionsvereine würden.

Im weiteren regt Redner an, im Anschluß an eine Missionspredigt einmal im Jahre eine Kirchensammlung für die Missionen in jeder Pfarrei anzuordnen, an den Namenstagen für die Missionen eine Gabe zu spenden, bei Lebzeiten, wie es die schlesische verdiente Schriftstellerin Frau Emilie Huch vorschlage, zugunsten der Missionen Legate zu widmen, unter Vorbehalt des Zinsengenusses, größere Beiträge direkt an die im Vaterland errichteten Missionshäuser abzuführen.

Unterstützen Sie die Mission, wie Sie es für gut halten. Sind Sie von der Notwendigkeit überzeugt, so werden Sie schon den richtigen Weg finden. Damit Sie in sich und in anderen diese Überzeugung wecken und wachhalten, müssen Sie die Zeitschriften der Missionen lesen und verbreiten, auch da werden die Frauen die Führung zu übernehmen haben. Auf die Einwendungen gegen das Missionsalmosen will ich nicht eingehen, weil sie zu kleinlich sind, und ich Ihre Geduld nicht länger in Anspruch nehmen will. Eines halten Sie sich vor Augen, wenn kalte Zweifel Ihre Missionsfreudigkeit zu ersticken drohen: wenn das Christentum jetzt nicht einen Siegeszug durch die heidnische Welt beginnt, wenn Christus Schmach erleidet vor den Augen der Heiden, dann werden auch die Länder altchristlicher Kultur den Rückschlag dieser Niederlage verspüren und das Neu-Heidentum wird frecher als jetzt schon das Haupt in unserer Mitte erheben. Wollen Sie also dem katholischen Deutschland den Glauben erhalten und stärken, dann müssen Sie helfen, ihn hinauszutragen in alle Welt. Hegen Sie das Vertrauen, daß, wenn Sie für die Ärmsten der Armen, für die Heiden gesorgt, Ihnen zuerst das Wort Christi gilt: „Ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist, ich war nackt, und ihr habt mich bekleidet, ich war im Kerker und ihr habt mich befreit.“ Und Ihnen zuerst auch die Verheißung, die der Heiland daran knüpft: „Kommet ihr Gesegneten meines Vaters! Nehmet das Reich in Besitz, das euch bereitet ist von Anbeginn.“

Eine Sterbe- und Trauerszene bei den wilden Baluba (Oberkongo).

Nach Aufzeichnungen v. P. De Muelenaere.

II.

Licht im Tode.

„Es gibt eine wichtige, ungeheure Weltgeschichte: die der Sterbenden," hat Jean Paul gesagt; „aber hier auf Erden werden uns ihre Blätter nicht aufgeschlagen. Bei der Annäherung des Todes ist die Seele mehr von göttlicher Eingebung erfüllt."

Makombo, der Balubahäuptling, war dem Tode nahe. Infolge der zunehmenden Schwäche nahm die Muskelbewegung und Sinnestätigkeit zusehends ab. Aber mitten durch die Todesumnachtung hindurch blitzte plötzlich ein Licht auf. Makombo überschaute sein ganzes Leben, und zwar nicht in matten Umrissen, sondern wie ein lebensvolles Gemälde, auf dem die kleinsten Umstände und die unbedeutendsten Begebenheiten in aller Deutlichkeit auftauchten. Längst vergessene Ereignisse aus seiner Kindheit lebten vor dem geistigen Auge Makombos noch einmal auf: Seinem Ahnen Mazimba war von Zauberern eine Krankheit angehext worden. Auf Geheiß des Wahrsagers versammeln sich die Mitglieder des königlichen Hofes und werden auf den nächsten Morgen an einen geheimen Ort beschieden. Ein Opfer soll die Namen der Schuldigen kundtun. Alles ist bereit. Mehrere junge Hähne liegen mit zusammengebundenen Beinen am Boden, die kupfernen Opfermesser sind geschärft. Man stellt sich im Kreise auf; in der Mitte steht der Wahrsager und murmelt seine Beschwörungsformel; plötzlich ergreift er das Messer, reißt den Hähnen den Leib auf und wühlt wie wütend in den Eingeweiden. Auf einmal erhebt er sich. Sein Mund schäumt; die Augen sind mit Blut unterlaufen; in der blutigen Leber hat er die Namen derer gelesen, welche Mazimba krank gemacht haben. Nun eilt man heimwärts, um dem König die Namen der „Schuldigen" zu nennen. Mehrere Frauen und Sklaven sind die „Schuldigen". Sie werden gebunden und in den Wald geschleppt und nach grausamen Martern erschlagen. Jedermann, Mazimba nicht ausgenommen, ist davon überzeugt, daß der Krankheitsstoff nunmehr gehoben, die Gesundheit des Königs gesichert sei. Nach zwei Tagen jedoch ist Mazimba eine Leiche. Selbstverständlich sind in der Zwischenzeit andere Zauberer tätig gewesen und haben den Tod des Königs herbeigeführt. Moaviprobe und Opfer führen natürlich zur Entdeckung der neuen Schuldigen.

O dieser grauenhafte Aberglaube! Mit seiner ganzen Häßlichkeit stand er vor Makombos Geiste. Einer nach dem andern zog vorüber. Keiner, der ihm unschuldig zum Opfer gefallen, fehlte. Die lange Reihe wurde geschlossen durch die armen Frauen und Sklaven, die erst jüngst wegen eines unglücklichen Kampfes im Kriege mit Bukala verfehmt und geopfert worden waren.

Alles das überschaute und beurteilte der Sterbende auch nach dem sittlichen Werte, oder vielmehr Unwerte. Das Gefühl der Verantwort-

lichkeit, die hilflose Angst, welche ihn darob beschleicht, rufen ihn zum gewöhnlichen Bewußtsein zurück. Er hört Geräusch, Schritte. „Bist du es, Weißer Mann? Wie froh bin ich, daß du kommst!" Kaum vernehmbar waren die Worte von den Lippen des Sterbenden gekommen; aber in der Seele Memas fanden sie lauten Widerhall und lösten das Gefühl der Erleichterung und Beruhigung aus. Denn schweren Herzens war er aus der Versammlung gegangen, selber noch ungewiß, wie er den König vom Beschluß der Volks-Versammlung in Kenntnis setzen und ihn zum Gebrauch des angepriesenen Zaubermittels bewegen solle. Er ging also auf die Vorstellung des Kranken ein und sagte erfreut: „Er ist in der Nähe. Dein Geist schaut ihn schon gegenwärtig. Ich, „Mema", bin bei dir! Ich, „Mema", gebe Auftrag, daß der Weiße Mann eilends komme."

„Ja eilends komme!" wiederholte Makombo, ohne die Augen aufzuschlagen und ohne zu bemerken, daß sich am Fußende seines Lagers Mlozi, der Zauberer, zu schaffen machte. Mlozi hatte es nämlich als selbstverständlich gefunden, gleich mit zum Kranken zu gehen. Ein Blick nur, und er hatte die Stelle erkannt, welche für die Legung des Zaubers die günstigste war. Eine Decke war nachlässig über die Füße des Kranken geworfen, so doch, daß sie ringsum auf dem Boden der Hütte auflag. An diese Decke schob er das Körbchen mit den Zaubermitteln heran und war eben daran, es zurecht zu rücken, als er die Worte hörte: „Der Weiße Mann komme eilends."

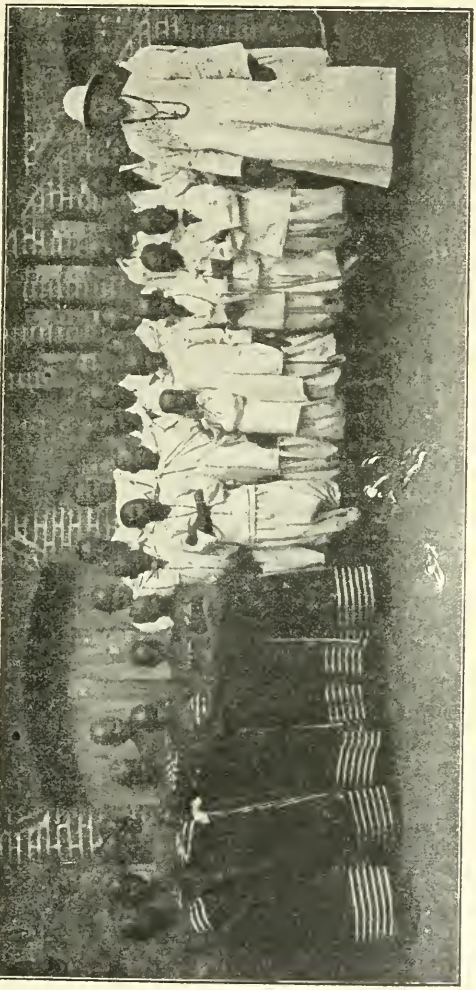
Ihn hielt es nicht mehr in der Hütte. Übrigens war sein Verbleiben unnütz. Der Zauber war ja gelegt, in mittelbare Berührung mit dem Kranken gebracht und darum durchaus wirksam. „Auf keinen Fall darf der „Weiße" kommen! Ich werde es zu verhüten wissen!" So sprach er bei sich und ging hinaus.

* * *

Der wackere Knabe Mera hatte inzwischen seinen Vorsatz ausgeführt. Alles hatte er dem Missionar gesagt: alles, was er von der Bereitung des Zaubers wußte, alles, was er für den König fürchtete. „Begleite mich zum Dorfe der Baluba; ich will zum Könige gehen!" sagte der Missionar zum Knaben, der sich wieder eiligst entfernen wollte. „Vergebliches Bemühen", meinte Mera, „man wird dich nicht zu ihm lassen. Kein Fremder kommt zu ihm. Nur zwei haben Zutritt, der Zauberer und sein „dawa"!" „Für mich wird man eine Ausnahme machen; ich bin für Makombo kein Fremder mehr; ich bin Makombos Freund!" Mera schüttelte ungläubig den Kopf. „Ja! aber Mlozi der Zauberer", sagte er halblaut vor sich hin und ging voraus. Bald war man im Dorfe und bald vor der Hütte, die Makombo in gesunden Tagen bewohnt hatte. Alles ringsum still und einsam, die Hütte selbst aber leer. Man ging auf und ab, fragte hier und fragte dort. Keine Auskunft! Jedermann stellte sich, als ob er nichts wüßte.

„Das hat die Furcht vor „Mlozi" den Leuten angetan," erklärte Mera. Der Pater mußte ihm Recht geben. Es war kein Zweifel mehr möglich: man hielt den Kranken in irgend einer der vielen Hütten des königlichen Quartiers vor den Augen des „Weißen" verborgen. Es wäre unschicklich gewesen, in den einzelnen Hütten eine Nachforschung anzu-

stellen. „Noch unschlüssig mit mir selber, was ich eigentlich tun solle," berichtet der Missionar, „setze ich anscheinend gleichgültig meine Wanderung durchs Dorf fort, wohl fühlend, daß das Verhalten der Baluba etwas Verletzendes für mich hatte. Derartige Gefühle, sagte ich mir, sind schlechte Ratgeber im Dienste der Seelen; und ich war ihrer bald Herr geworden. Ich hatte die Überzeugung gewonnen, daß der Bekehrung Makombos



Neugetaufte aus einer Station am Ober-Kongo.

zwar große Hindernisse im Wege ständen; andererseits aber wußte ich, daß der König innerlich schon längst mit dem Heidentume gebrochen hatte und durfte mithin hoffen, daß er noch nach mir verlangen werde, um wenigstens vor dem Tode die Taufe zu empfangen. Vorab hieß es, durch geduldiges Abwarten und vertrauensvolles Gebet das wichtige Bekehrungswerk zur Reife bringen.

„Heute ist tatsächlich mein Bemühen vergeblich gewesen, Mera!“ sagte ich zum Knaben, der ratlos neben mir stand; „aber trotz Mlozi wird es erfolgreich sein!“ Ich reichte dem treuherzigen Jungen die Hand zum Abschiede und machte mich auf den Heimweg.

Mlozi ruhte nicht. Er wußte die Umgebung des Königs dahin zu bestimmen, daß sie den Kranken am gleichen Abend noch aus dem Dorfe nach einem Versteck im Walde brachten. Aber war Makombo selber damit einverstanden? Anfänglich nicht! Erst als man ihm begreiflich gemacht hatte, daß sonst die Pockenkrankheit sich im ganzen Dorfe ausbreiten könnte, ließ er es geschehen. Als er sich nun nachträglich nach dem Stande und dem Verlaufe der Krankheit erkundigte, erfuhr er, daß das Dorf schon viele Kranke gezählt habe, ehe man ihn weggeschafft habe, daß mithin die Ansteckungsgefahr nur den Vorwand dazu habe liefern müssen. Der eigentliche Grund war ihm nunmehr klar: man wollte seinem „Weißen Freunde“ die Wege verlegen, zu ihm zu kommen. Ungehalten und ärgerlich über diese Ränke und Umtriebe läßt er sich wieder zurückbringen. Nicht genug: ausdrücklich verlangt er, daß man den Weißen zu ihm lasse. Der entscheidende Schritt ist getan! Makombo hat mit den angestammten Sitten seiner Vorfahren, mit den heidnischen Gebräuchen seines Volkes gebrochen.

Der Missionar war bald zur Stelle. Es brauchte nicht lange Zeit und er war von der vollständigen Umwandlung des Kranken überzeugt. „Nimm es mir nicht übel, daß ich solange gewartet habe, ehe ich dich rufen ließ,“ sagte Makombo. „Ich glaubte immer noch, ich werde die Krankheit bezwingen; nun aber fühle ich, wie sie mich bezwingt.“ Die Pflege, welche ich dem Kranken zuteil werden ließ, erzählt der Missionar, brachte einige Erleichterung, die ermunternden Worte taten das Ihrige, so daß für die nächsten Tage eine merkliche Besserung in seinem Befinden eingetreten war.

Wider alles Erwarten finde ich ihn eines Abends ganz erschöpft, niedergeschlagen, fast außer stande, zu sprechen. Zu dem vorhandenen Übel haben sich noch heftige Halsbräune und starkes Fieber eingestellt. Ich kann mir es nicht mehr verhehlen: Makombo ist dem Tode nahe. Die Dorfältesten und Unterhäuptlinge versammeln sich vor der Hütte und verharren im tiefsten Schweigen. Ich selbst bereite den Sterbenden zum Hingang in die Ewigkeit vor. Da hatte ich Gelegenheit, das Wirken der Gnade zu bewundern. Meine Unterredungen, die ich früher mit Makombo über den wahren Gott und das Erlösungswerk gehabt hatte, zeitigten jetzt die schönsten Früchte. Der Glaube des Sterbenden war tief und innerlich, sein Gottvertrauen unerschütterlich: eine Seelenverfassung, die mir für das Gebet äußerst günstig schien. So sprach ich ihm denn in kurzen Sätzen einige Gebete vor, welche er in kindlicher Einfalt und Frömmigkeit nachsprach. Da ich die Gebetsworte ganz langsam, laut und deutlich vortrug, wurde ich von den draußen Stehenden gehört und verstanden. Ich blieb mit dem Kranken nicht mehr allein. Zuerst wagte sich einer herein, dann zwei, dann mehrere, schließlich war das ganze Gemach angefüllt. Am Fußende des Lagers hatte Mlozi, der Zauberer, wieder Posten gefaßt. Am Boden, dicht ans Lager angelehnt, stand das Körbchen mit den unvermeidlichen Zaubergegenständen. Makombo wurde davon in Kenntnis gesetzt. Was tut er? Er rafft

seine letzten Kräfte zusammen, sucht mit seinem Fuß das Körbchen zu erreichen und wirft es um, so daß all die Sachen, die es enthielt, auf den Boden rollten. „So stoße ich den heidnischen Aberglauben von mir, all die Götter, die nur Teufel sind." „Mungu i tata wetu" — „Gott ist unser Vater" — das nenne ich eine rückhaltlose, in Wort und Werk geleistete Abschwörung, ein entschiedenes Glaubensbekenntnis! Jetzt halte ich den Augenblick für gekommen, um Makombo die Frage vorzulegen: „Willst du getauft werden?" Zum Zeichen der Zustimmung faltet er fromm die Hände, hoffnungsvolle Freude prägt sich auf seinem Antlitz aus. Ich spende ihm das Sakrament der Wiedergeburt; er ist ein Kind Gottes. Nach einigen Augenblicken der Sammlung gibt er den umstehenden Leuten ein Zeichen. Alle treten möglichst nahe heran. „Meine Kinder", so sagt er mit schwacher Stimme, „bleibet doch ja mit den Missionaren gut befreundet!" Das waren seine letzten Worte. Er sinkt auf sein Lager zurück, die Glieder erkalten, das brechende Auge kündet die Nähe der Auflösung. Noch einige Augenblicke und Makombo beschließt sein Leben mit einem gottseligen Tode.

III.

Totenklage und Begräbnis-Ritus.

Nach Vollendung der Sterbegebete sah ich mich inmitten einer großen Versammlung. Alle Angehörigen des verstorbenen Königs waren da, die Häuptlinge des ganzen Stammes versammelt. Ich trat mit ihnen in einen kleinen Außenhof hinaus, der mit einer einfachen Strohwand eingefriedigt war. Hier nun sagte der alte, erblindete Mema klagend zu mir gewandt: „Nicht wahr, Pater, mein Neffe ist gestorben?" „Ja! guter Mema, aber seine Seele ist beim lieben Gott." Der Schmerz des alten Mannes war übergroß; in lautem Weinen und Schluchzen trauerte er um den geliebten Neffen.

Beim Tode eines Baluhahäuptlings will es die Sitte, daß der Verstorbene in Lobreden gefeiert werde. Dem Familienältesten kommt die Ehre zu, an erster Stelle zu sprechen. Im vorliegenden Falle wäre es Mema gewesen. Er aber lehnte es beharrlich ab, das Lob seines Neffen zu verkünden, bis ich erst gesprochen habe. So wollte er und das Volk der Baluba die Freundschaft ehren, welche ich Makombo bis zum Tode bewahrt habe. Hinter der dünnen Strohwand drängte und preßte sich eine große Volksmenge, welche die Lobreden auf den Verstorbenen mit anhören und an der Totenklage teilnehmen wollte. Alles, was vorausgegangen war, alles, was ich um mich sah und hörte, versicherte mir, daß ich willige und aufmerksame Zuhörer vor mir habe; und darum durfte ich die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, ohne von den Tröstungen unserer hl. Religion zu sprechen und ohne ihnen das Beispiel Makombo's vor Augen zu halten. Warum konnte ich Makombo die Freundschaft bewahren, und warum blieb Makombo mir bis zu seinem seligen Tode treu? Weil er die Überzeugung gewonnen hatte, daß wir Missionare ihm und seinem Volke das wahre Glück brächten. In dieser Überzeugung bestärkte er sich mit jedem Tage mehr. Wie ruhig und zufrieden ist er gestorben? Hätte er mit lächelndem Gesichte Euch verlassen können, wenn er Euch nicht das Glück gebracht hätte?

„Makombo hat Recht gehabt, Euch kommen zu lassen!“ begann nunmehr der blinde Mema. „Ich habe Makombo als kleines Kind gekannt, habe ihn aufwachsen sehen, unterwies ihn in der edlen Kriegskunst, war im Kampfe ihm stets zur Seite. Persönliche Tapferkeit und Klugheit, Mäßigung und Festigung zeichneten ihn aus, ihn, den Ruhm aller Baluba-Könige. Mein Arm ist seit langer Zeit schon zu schwach, Speer und Lanzen zu führen. Mein Neffe Makombo war mir Stütze und Kraft.“

Er hielt inne. Die Ergriffenheit des alten Mema schien sich allen mitgeteilt zu haben. Denn niemand wagte die feierliche Stille zu unterbrechen. Um so wirksamer mußten die letzten Worte sein, welche Mema an die Versammlung richtete: „Höret, meine Kinder, der Pater hat wahr gesprochen. Makombo war der erste, der die Weißen ins Land gerufen hat. Er wußte, daß er damit seinem Volke Glück und Segen bringen werde. Bleiben wir darum Freunde der Weißen.“ Dann sagte er zu mir gewandt: „Sollen wir nunmehr mit der Totenklage beginnen?“ „Gewiß“ — erwiderte ich — „ich bin der erste, der um den Verstorbenen trauert.“ Damit war das Zeichen zum Anfang gegeben. Alle, die sich mit mir im Innenhofe befanden, erhoben laute Klagerufe und gingen jammernd und schreiend auseinander. Die Menge, die draußen stand, tat desgleichen und bald hörte man von allen Ecken und Enden des Dorfes ein wild durcheinanderklingendes Heulen und Wehegeschrei. Die Leute werfen sich zu Boden, raufen sich die Haare, bestreuen sich mit Asche, kurz, tun alles, um sich den Anschein der maßlosesten Trauer und Verzweiflung zu geben. So geht es die ganze Nacht hindurch fort. Am Morgen und die nächsten Tage hindurch finden sich immer wieder Klageleute, Männer wie Weiber bei der Hütte des Verstorbenen ein, so daß die Totenklage nicht unterbrochen wird.

* * *

Der alte Mema war als Familienältester bis zur Wahl eines neuen Königs provisorischer Herrscher. Einer seiner ersten und wichtigsten Obliegenheiten war es nun, die Vorbereitungen für das Begräbnis zu treffen und für die Beobachtung der dabei üblichen Gebräuche zu wachen. Vor allem muß dem eigentlichen Begräbnisse eine mehrmonatliche Trauer vorausgehen. Es ist eine öffentliche Landestrauer. Die Beziehungen zu den umliegenden Stämmen ruhen. Der Leichnam bleibt öffentlich ausgestellt, bis daß er ganz in Verwesung übergegangen ist. Obschon der Leichen- und Fäulnisgeruch unausstehlich ist, müssen die Klageleute dabei aushalten. Sie müssen immer wieder die Schwärme von Mücken und anderem Geschmeiß abwehren, welche unausgesetzt den verwesenden Leichnam umschwirren. Sie müssen zudem die Würmer, welche etwa von ihm herunterfallen, sammeln und in einem Behälter verwahren. Mit besonderer Sorgfalt gibt man auf die Nägel der Finger und Zehen acht, damit keiner verloren gehe. Wenn endlich nach Monaten nur mehr die Gebeine übrig geblieben sind, geht man daran, den Kopf vom Skelette abzutrennen. Er wird in einen Korb oder irdenen Topf gelegt und nach einer der tuyaba (kleine Hütten) gebracht, in welchen die Seelen der königlichen Vorfahren als Schutzgeister des Stammes hausen sollen. Hier wird er ehrfurchtsvoll aufbewahrt. Jetzt erst schreitet man zum eigent-

lichen Begräbnis. Der Ort des Begräbnisses ist eine Stelle im Walde, die den meisten des Stammes, selbst den meisten Familienangehörigen unbekannt bleiben muß. Warum? Anscheinend aus Furcht vor einer Geheimsekte der „Wakazanzi", die sich der beerdigten Häuptlingsleichen zu bemächtigen sucht, um dieselben bei der Herstellung von Geheim- und Zaubermitteln zu verwenden.

Der Begräbnisritus verlangt, daß die Feierlichkeit mit Trankopfern eingeleitet werde. Ist das geschehen, so muß eine der Frauen des verstorbenen Häuptlings in das ausgeworfene Grab steigen. Sie setzt sich nieder, und nun läßt man die Leiche hinab, richtet sie so zurecht, daß sie in eine halb sitzende, halb liegende Stellung kommt. Schaudern und Entsetzen erfaßt einen bei der Vorstellung, daß die arme Frau die verwesende Leiche in ihre Arme schließen und sich mit ihr lebendig begraben lassen muß. — Ein Menschenopfer unter der Erde, im Grabe des Häuptlings selbst. Auf der Erde, auf dem aufgeworfenen Grabhügel müssen noch weitere dargebracht werden. Ihre Zahl bemißt sich nach dem Ansehen und der Macht, welche der Häuptling zu Lebzeiten inne hatte. Junge, ehemalige Sklaven des Häuptlings, Knaben wie Mädchen, müssen ihrem Herrn in den Tod folgen. Auf das Grab hingestellt, werden sie erschlagen. So wie die Opfer hinfallen, bleiben sie liegen. Vor etlichen Jahren erst ist das noch in unmittelbarer Nähe ($1\frac{1}{2}$ Stunde) von der Missionsstation geschehen, ohne daß wir es hätten verhindern können. Wir konnten nichts anders tun, als die hingemordeten Opfer beerdigen.

* * *

Woher doch eine solch grausige Totenfeier? Sie hat ihren Grund in der Vorstellung, welche sich die Baluba vom überlebenden Geiste des verstorbenen Häuptlings machen. Er soll einer der Schutzgeister des ganzen Stammes werden. Es handelt sich nun darum, sich diesen angehenden Schutzgeist günstig zu stimmen. Darum die lange, öffentliche Totenklage, darum die Trankopfer, darum die scheußlichen Menschenopfer.

Im vorliegenden Falle, wo es sich um die Bestattung Makombos handelte, war ich entschlossen, derartige abergläubische Schändlichkeiten zu verhindern, koste es was es wolle. Die lange Vorbereitungszeit, welche auch hier dem eigentlichen Begräbnisse vorausging, benutzte ich, um in dieser Hinsicht zu wirken. Mema war bald gewonnen. Er gab mir die ausdrückliche Versicherung, daß auf dem Grabhügel Makombos kein Menschenopfer stattfinden werde. Er machte selbst den Vorschlag, einen Vertrauensmann zu schicken, der der ganzen Feierlichkeit beiwohnen könne. Ich hatte keinen Grund, an der Aufrichtigkeit Memas zu zweifeln; im Gegenteil! sein Verhalten vor und nach dem Tode Makombos hatten gezeigt, daß er selbst mit den abergläubischen Gewohnheiten seines Stammes schon gebrochen hatte. Nichtsdestoweniger wollte ich auf den ganzen Stamm einwirken. Kein Mittel ließ ich unversucht: Ich machte den Leuten Furcht, indem ich immer wieder auf die Strafbestimmungen der Europäer hinwies, die sicherlich diesmal ihre harte Anwendung fänden und die den ganzen Stamm träfen. Sie möchten darum nur ja die Menschenopfer aufgeben. Vor allem aber suchte ich durch Belehrung die Wurzel des Übels auszurotten, den Wahn des Aberglaubens zu zerstören. Ob alle sich überzeugen ließen, weiß ich nicht, jedenfalls leuchtete

allen ein, daß der Geist eines Häuptlings, der sich öffentlich und aus freien Stücken von den hergebrachten heidnischen Anschauungen seiner Vorfahren losgesagt, der sterbend offenkundig alle Zaubermittel von sich gewiesen, der sich jedwedes Opfer nach dem Tode ausdrücklich verboten hatte, an den hergebrachten Opfergebräuchen Gefallen finden könnte. Sie fanden es schließlich alle ganz vernünftig, daß man diesmal von den Menschenopfern absehen müsse. Da versuchte ich, einen weitern Schritt zu tun. Makombo hatte den Willen geäußert, auf dem Missionsfriedhofe beerdigt zu werden. Ich berief mich darauf und knüpfte Verhandlungen an, um die Leiche überführen zu lassen. Jetzt aber traf ich auf energischen Widerstand. Es wäre vielleicht nicht unmöglich gewesen, ihn zu brechen, jedenfalls hätte ich aber dadurch die guten Beziehungen gebrochen und die Missionierung auf lange Zeit unmöglich gemacht. Ich gab darum nach und vergab mir damit auch gar nichts, zumal da ich das Grab draußen im Walde vorher einsegnen konnte.

Einer unserer Christen, der persönlich mit Makombo befreundet gewesen war, wohnte den Vorbereitungen zum Begräbnisse und dem Begräbnisse selbst bei. Weil keine Frau, welche die Leiche gehalten hätte, mitbegraben werden durfte, so stellte man aus starkem Rohrgeflecht eine Art Sarg her. Die Leiche wurde so hineingelassen, daß sie in sitzende Stellung kam, die Hände auf der Brust gekreuzt. Auf dem Boden des Grabes breitete man eine Matte aus; dann wurde der eigentümliche Sarg mit der Leiche hinabgesenkt, das Ganze mit einer zweiten Matte überdeckt und schließlich mit Erde zugeworfen. Kein Opfer, keine heidnische Zeremonie wurde vorgenommen.

Doch einer der Großen brachte es nicht über sich, die Begräbnisstätte zu verlassen, ohne dem Toten ein Wort der Entschuldigung und der Klage gesagt zu haben: „Makombo, großer König, höre mich! Wir haben dir kein Opfer darbringen können. — Es ist wahr. Doch so war es ja dein Wille. Sei uns also darob nicht böse, füge unserm Stamm kein Leid zu: Makombo, unser Vater.“ —

Das Begräbnis Makombos, des ersten christlichen Balubahäuptlings, ist vorbei. Die Begebenheiten vor und nach dem Begräbnisse aber wirken fort und bringen die abergläubischen Vorstellungen der Baluba ins Wanken. Der Boden wird für die Aufnahme christlicher Erkenntnis und Gesittung vorbereitet. Noch kurze Zeit und es fehlt nichts mehr, als daß zahlreiche Missionare sich der Bekehrung dieses Stammes widmen.

„Die Ernte ist zwar groß, aber der Arbeiter sind wenige.“

Unda, die Königin von Ukipa.

(Nachdruck verboten.)

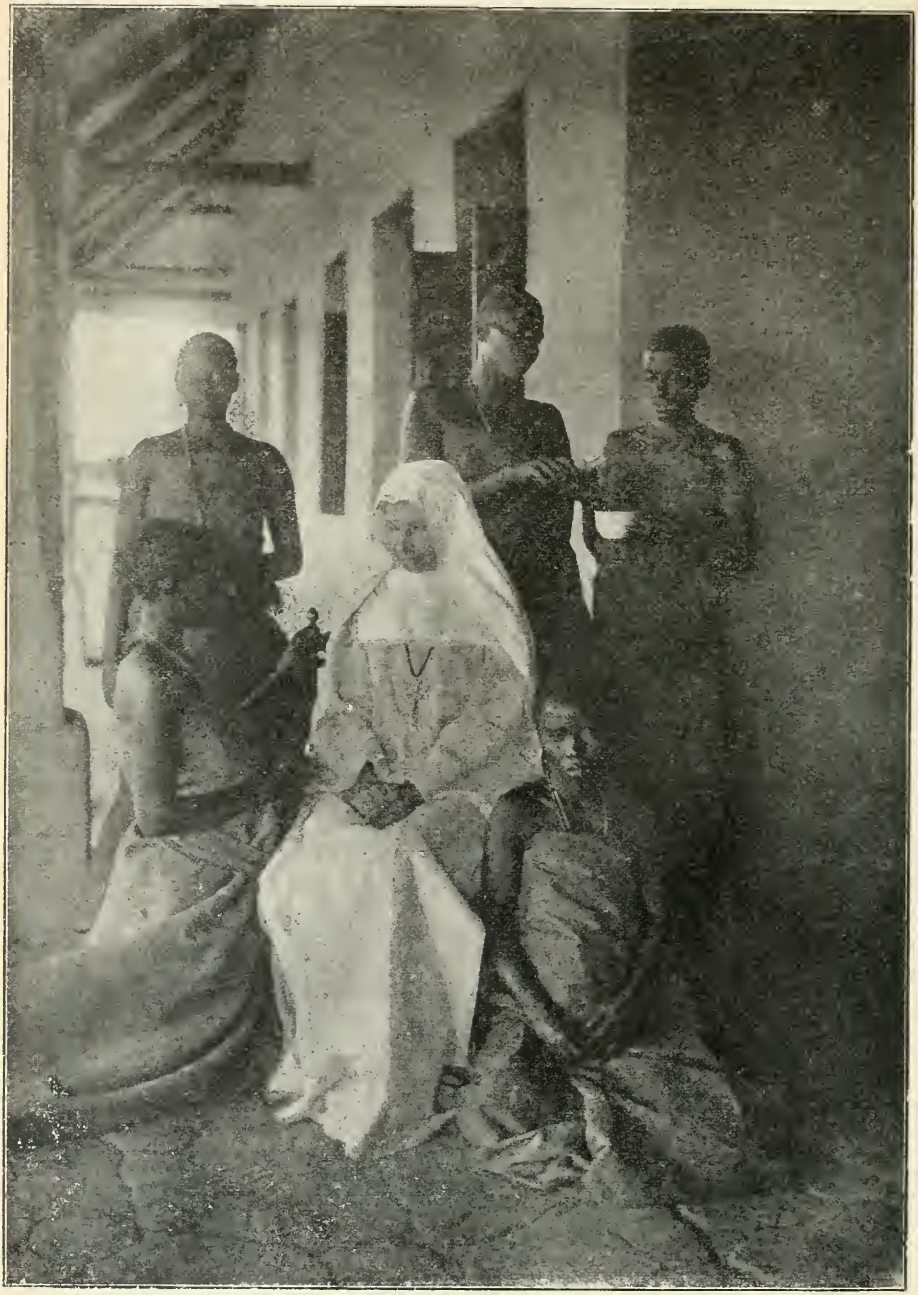
In jüngster Zeit klingt es aus den Missionsberichten vom Tanganikasee wie Echo aus mittelalterlichen Chroniken. Bei der Einführung des Christentums unter unsern Vorfahren — so wissen jene Chroniken zu berichten — ließen sich die Stammeshäupter gewinnen. Indem sie sich unter das Joch des Evangeliums beugten, brachen sie den Stolz und die Zurückhaltung der Edlen. Auch sie bekehrten sich; das ganze

Volk war für das Christentum gewonnen. Das hat sich vor hunderten von Jahren mancherorts in Europa zugetragen. Jetzt geschieht es in einer deutschen Kolonie, an den Gestaden des Tanganika. Großes Aufsehen erregte es unter der einheimischen Bevölkerung, als der mächtige König Kiratu in der Landschaft Ufipa von den religiösen Anschauungen der Vorfahren sich lossagte; größeres noch, als er auf die unzweideutigste Weise seinen Willen kundgab, sich den Weg zur katholischen Kirche zu bahnen. Er tat es weniger mit Worten — er handelte. Was unter Leuten seines Standes und Ranges schlechterdings als ein Unding, als eine Verleugnung der königlichen Würde gegolten hatte, was mithin ohne Beispiel dastand, das tat er. Er entsagte der Vielweiberei. Alle Frauen entließ er mit Ausnahme der einen rechtmäßigen. Und damit die Entlassung in den Augen seiner Untertanen den Charakter einer formellen und unwiderruflichen Scheidung habe, stellte er das bei den einzelnen Heiraten hinterlegte Heiratsgut den Angehörigen der entlassenen Frauen zurück. Nach den Rechtsanschauungen der Eingeborenen ist nämlich die Rückgabe des Heiratsgutes an die Eltern oder die Familie der Frau das, was die Entlassung zur formellen und allgemein anerkannten Ehe-Scheidung macht.

Kiratu hatte mutig den ersten und entscheidendsten Schritt getan. Mit gleichem Mute tat er die andern. Er unterzog sich dem vorbereitenden Unterrichte auf das Katechumat, dann der öffentlichen Religionsprüfung, die ihn unter die Katechumenen einreihte. Als der Missionar ihm nach glänzend bestandener Prüfung das Kreuz der Katechumenen überreichte, sprach er mit rührender Einfalt: „Danke, Pater! dieses Kreuz ziehe ich einer Kiste Rupien*) vor.“ Die herrlichen Gesinnungen, von denen diese Worte Zeugnis geben, verleugnete er während seines Katechumenates keinen Augenblick. Darum wurden die Hoffnungen, welche der Bischof, die Missionare und die einheimischen Christen für den Tag der feierlichen Taufe Kiratus hegten, immer zuversichtlicher. Sie haben sich nunmehr erfüllt. Der 15. August 1909, das Fest Christi Himmelfahrt, war der denkwürdige Tag, an welchem der König von Ufipa aus den Händen des Missionsbischofs Lechaptois die Taufe empfing.

Da sich Kiratus Einfluß über ein ausgedehntes Gebiet erstreckt, so ist seine Bekehrung für den Fortschritt der katholischen Religion von großem Belang. Sie ist eine Tatsache, die in ihrer Vorbereitung auf viele Jahre zurückgeht und verdient es, in ihren Ursachen näher beleuchtet zu werden. Denn unter dem Lichte ihrer Ursächlichkeit wird manches auch sichtbar, was sonst im Dunkeln bliebe. Es bliebe im Dunkeln der geheimnisvolle Plan der göttlichen Vorsehung, die alles lieblich anordnete, welche mit den sozialen und politischen Verhältnissen des Ufipalandes, dem Wohl und Wehe seiner Bewohner rechnete, welche an die anscheinend zufälligen Vorkommnisse im Leben Kiratus anknüpfte, um das Bekehrungswerk einzuleiten, fortzuführen und zum Abschluß zu bringen. Verborgen bliebe insbesondere die glühende Gottes- und Menschenliebe einer bevorzugten Seele, welche in jahrelangem Gebete und Opfer die Bekehrung Kiratus von Gott erfleht hat.

*) Silbermünze in den deutsch-afrikanischen Kolonien, die nach unserem Gelde ungefähr 1,40 M wert ist.



Die um die Tanganika-Mission so hochverdiente Schw. Maria Claver
† 24. August 1907 zu Mpala (Tanganika).

Und doch bedürfen wir nichts dringender, als daß wir von Zeit zu Zeit an einem konkreten Beispiele sehen, was die echte Gottes- und Menschenliebe zu leisten vermag. Dann wird die Sehnsucht nach ihr wieder etwas lebendiger, ihre Übung wieder etwas reger und nachhaltiger. Der hl. Bernard sagt in einem seiner Briefe: „Gott sieht nicht auf das Ansehen der Person; dennoch gefällt mir, ich weiß nicht warum, die Tugend besser in einem Vornehmen; vielleicht weil sie besser hervortritt? Ich lobe eine Tugend, wozu die Not drängt, aber noch mehr jene, die frei gewählt, als die, welche aus Not geübt wird.“ Der Gedanke des hl. Bernard ist demnach der, daß das Tugendbeispiel um so mehr wirkt, je hochgestellter und einflußreicher die Person ist, welche es gibt. Wenn dem so ist — und niemand wird daran zweifeln können — so wird das Beispiel, das die Ufipaneger vor Augen haben, von der nachhaltigsten Wirkung sein. Wird es doch von der älteren Schwester des Königs Kiratu gegeben: Von Unda, der früheren Königin selbst. „Königinnen und Fürstentöchter“, so heißt es öfters in den mittelalterlichen Chroniken, „nahmen den Schleier, um in klösterlicher Abgeschiedenheit Gott zu dienen.“ Wie eine Erzählung aus früheren Zeiten hört es sich an, was von den Gestaden des Tanganika berichtet wird: Unda, die Königin von Ufipa, nahm als erste schwarze Nonne in Karema den Ordensschleier und zog durch ihr Beispiel noch mehrere andere auserwählte Seelen nach sich!

Sicherlich ist zum großen Teil die Erwägung des hl. Bernard, von der eben die Rede war, für die Chronisten dafür maßgebend gewesen, daß sie so sorgfältig den Rang und die Stellung derer betonten, welche im Kloster den Frieden und die Vereinigung mit Gott gesucht. Das dürfen wir mit Fug und Recht aus der Antwort herauslesen, welche der Dichter den Benediktinermönch Valentin einem Fragesteller geben läßt. „Wer sind denn die Leute, welche zu Euch kommen?“ so lautete die etwas verächtliche Frage! „Nicht um mich zu rühmen,“ entgegnete Valentin, „obwohl ich Grund genug hätte, auf die Ehre meines Standes stolz zu sein, will ich dir auf deine Frage die rechte Antwort geben. 4 Kaiser, 46 Könige und 51 Königinnen haben ihren Hermelin gegen unser rauhes Kleid vertauscht; 1406 Prinzen haben diese Kutte getragen, und mehr als 2400 Herzöge, Marquis und Grafen haben ihre Fürstenkrone hingegeben für diesen demütigen Kranz von Haaren, den das Messer so ums Haupt gelassen.“*)

Niemand wird es mithin dem Chronisten am Tanganika verargen, wenn er Rang und Stellung, welche Unda unter den Ufipanegern eingenommen hat, sorgfältig vermerkt; wenn er der Familie, der sie entsprossen, seine besondere Aufmerksamkeit zuwendet, wenn er versucht, die Geschichte ihrer Vorfahren und ihres Volkes etwas aufzuhellen. Doch fordert nicht von ihm, daß er Euch die handschriftlichen oder gedruckten Quellen vorlege, aus denen er geschöpft. Solche standen ihm nicht zur Verfügung, da die Ufipaneger ihre Geschichte nie niedergeschrieben haben, weder auf Pergament, noch auf Haut oder Blatt oder gar in Stein. Aber in den Heldenliedern, die am knisternden Herd- oder Wachtfeuer bis tief in die Nacht hinein gesungen werden, in den eposartigen Erzählungen, auf welche der Neger so gerne hört, hat sich die Erinnerung

*) Kobler: Studien über die Klöster des Mittelalters S. 360.

an die Herkunft, die Wanderungen, die Taten der Vorfahren erhalten und pflanzt sich auf die Nachkommen fort. Auf diese Lieder und Erzählungen hat der Chronist gelauscht; vieles hat er dabei über Land und Leute erfahren, was in das Reich der Sage verwiesen werden muß. Gewiß ist auch nicht alles, was er über die Königsfamilie gehört, als wahre Geschichte anzusehen. Was sich aber als solche in etwa ausweisen kann, will er hierher setzen, um Undas Bild, der Königin von Ufipa, richtig entwerfen zu können. M. H.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Die diesjährige Entsendung von Missionaren aus der Gesellschaft der Weißen Väter brachte den verschiedenen Missionsgebieten Nord- und Central-Afrikas 61 Glaubensboten. Verschiedene von ihnen, beispielsweise die Patres W. Brown, Fridolin Bösch, Joseph Huber, die Brüder Zacharias, Philipp und Eduard Rodriguez waren längere Zeit in dem einen oder dem andern der deutschen Missionshäuser tätig. Auch dürfte manchem Leser des Afrikabote der langjährige Obere vom Brüderpostulat Marienthal-Luxemburg: der Hochw. P. Bientz bekannt sein; dann weiterhin P. Max Donders, welcher 10 Jahre hindurch im Missionshause zu Trier eine überaus segensreiche Tätigkeit entfaltet hat, zuerst als Lehrer und Leiter der apost. Schule, dann als Redakteur des Afrika-Bote.

An Bord des Dampfers „Adour" traten beide am 10. Oktober von Marseille aus die Reise Äquatorial-Afrika an. An dem glücklichen Verlauf derselben nehmen wir um so inniger Anteil, als auch der hochverdiente Bischof Hirth, den sein Gesundheitszustand zu einem mehrmonatlichen Aufenthalte in Europa gezwungen hatte, auf dem gleichen Dampfer die Rückreise in seine Mission angetreten. Bis Port-Said — so entnehmen wir einem Briefe des P. Donders an seine Eltern in Bocholt — war den Missionaren eine ruhige Fahrt beschieden. Infolge dessen war es ihnen möglich, die Tagesordnung mit der hl. Messe und den geistigen Übungen zu beginnen: Im Verlauf des Vor- und Nachmittag folgten sich Erholung und Arbeit. Fürwahr, genußreich müssen die Erholungsstunden auf einem ruhig dahingleitenden Dampfer sein, der an der mit weißem Kalkstein eingesäumten, wunderschönen provenzalischen Küste vorbeifährt, seinen Weg nimmt durch die ziemlich enge Meerenge San Bonifacio, und zur Linken die Insel Korsika zeigt, zur Rechten Sardinien mit seinen hohen Gebirgszügen und zerklüfteten Uferrändern; zagend und fast ängstlich steuert er vorwärts den Liparischen Inseln zu. Rechts tauchen nach einander Filiandi, Sabina und Lipara aus den Fluten auf. Mit Behagen ruht das Auge auf den grünen Bergabhängen, den schmucken Fischerdörfchen am Strand, den blendend weißen Häusern. Doch der Dampfer strebt vorwärts und bringt einen Bergkegel in Sicht, der etwa 2 Stunden entfernt unmittelbar aus dem Meere emporzuragen scheint. Es ist der Vulkan Stromboli, ein gefürchteter Geselle, der drohend seine Rauchwolken ostwärts treibt. Ein anderes Bild: Fern am Horizont hebt sich ein langgestreckter Küstensaum ab. Es ist Italien. Dem Städchen Scilla gegenüber ändert der Dampfer seine Fahrtlinie und steuert der sizilianischen Küste zu. Bald lenkt er in die Meerenge von Messina ein, um die Reisenden an dem Zerstörungswerk vorbeizutragen, welches das Seebeben 1908 angerichtet. Jetzt sind wir Messina gegenüber: Die ehemals so stolze Stadt ist ein Trümmerhaufen. Es sieht aus, als habe eine furchtbare Beschießung oder eine Feuersbrunst darin gewütet. Von den Häusern am Hafen stehen nur die Frontwände. Der blaue Himmel blickt durch die öden Fenster und eingestürzten Dächer. Hie und da Holzgerüste, ein Zeichen, daß man mit dem Wiederaufbau beschäftigt ist. Dann sind ganze Reihen von Holzbaracken mit Wellblech gedeckt, deutlich erkennbar. Immer weiter entfernt man sich von dem Trümmerfeld, ist bald über die Charybdis hinaus und hat auf der sizilianischen Seite einen schnee- und eisgekrönten Bergkegel vor sich, den Ätna. Leider verhindert ein leichter Nebelduft die Fernsicht, so daß die Stadt

Catana nicht zu sehen ist. Nunmehr folgt der Dampfer der italienischen Küste, biegt um das Cap Spartimento herum und steuert ins jonische Meer hinein, schnurgerade auf den Ägyptischen Hafen Port-Saïd zu.

Jetzt setzt eine andere Art Unterhaltung ein: eine lustige Gesellschaft junger Engländer, die nach Uganda reisen, stellt ein Grammophon auf und erheitern alles an Bord.

Die Missionare benützen die günstige Witterung und ruhige Fahrt, um einige Stunden im Tag dem Sprachstudium zu widmen. Es kommen vor allem in Betracht die Sprache der Bagandaneger in Uganda, das Kisuaheli und Ruhaya, das an der Küste, beziehungsweise im Süd-Nyansagebiet gesprochen wird.

Freitag den 15. Oktober taucht gegen Mittag einsam über den Fluten im fernen Süden eine Spitze auf. Es ist der Leuchtturm von Damiette. Die Fahrt geht noch einige Zeit in östlicher Richtung weiter, bis der „Adour" noch am Nachmittag in den Hafen von Port-Saïd einläuft. Ein Drittel der Fahrt ist glücklich zurückgelegt. Glück auf die Weiterreise der Missionare, glückliche Ankunft in dem weiten Missionsgebiete Inner-Afrikas, gesegnetes Apostolat unter den armen Schwarzen.

Indien will Englands Herrschaft abschütteln. Im August-Heft der „Katholischen Missionen" (Freiburg, Herder, jährlich 12 Nummern, M 5.—) werden hochinteressante Aufzeichnungen eines österreichischen Offiziers veröffentlicht, der 1880 auf einer Reise nach Indien an Bord des Schiffes mit gebildeten indischen Mohammedanern und Brahmanen zusammentraf und nun ein Gespräch mit den Brahmanen mitteilt, das einen lehrreichen Einblick in die indische Volksseele und die Stimmung des indischen Volkes gegen die englische Herrschaft gewährt. Der Brahmane schilderte, wie Indien sich immer in Jahrtausenden der wechselnden Fremdherrschaften erwehrt habe, und kam dann zu folgendem Schlusse:

„Alle Konkurrenten in Raub, Mord und Plünderung überflügelte England. Durch die Gewalt der Waffen und den Betrug heuchlerischer Verträge fiel ein Land nach dem andern, ein Volk nach dem andern unter die grausame Herrschaft der Engländer. Endlich rang das tiefgequälte Volk gegen das Übermaß seiner Leiden und erhob sich zum bewaffneten Widerstande, der mit einer totalen Niederlage endete. Kaum 20 Jahre (im Jahre 1880) trennen uns von jener furchtbaren Katastrophe, und in jeder Stunde, in jeder Minute durchzuckt Millionen Herzen die bange Frage: Was nun? Einen Organismus von Hunderten Millionen Menschen kann man niederwerfen, fesseln, berauben, aber man kann ihn nicht töten, nicht vernichten. Endlich muß und wird auch diese Episode enden. Das nächste ist das Freiwerden von der schmachvollen englischen Herrschaft. Entweder schicken uns die Götter einen indischen Heros, einen Übermenschen, der die Kräfte der Indier zum hl. Befreiungskampfe führt, oder wir akzeptieren auch jeden andern Ausweg. Rußland ist ein Todfeind Englands. Rußland hat eben den Sultan besiegt. Wenn heute Rußland an unsere Tore pocht, empfangen wir die Russen mit Freuden. Möge der englischen Episode auch eine russische folgen, wir sind reich genug, um auch noch die Beutesäcke der Russen zu füllen, aber die Engländer müssen fort; das ist das Allernächste, das Allerdringendste!"

Gratis zur Weihnachtsbescherung.

Wie alljährlich bietet auch heuer die St. Petrus Claver-Sodalität den löblichen Vorständen von Armen-Vereinen für deren **Weihnachtsbescherungen** und **Armen-Christbäumen** ihre beiden Missionszeitschriften*) **gratis** an und bittet, von ihrem Anerbieten den ausgiebigsten Gebrauch zu machen, da ja gerade die Lektüre der Missionszeitschriften, die von der Not und dem Elend in den Missionsgegenden, aber auch von dem rührenden Eifer der jungen Christen erzählen, so recht geeignet ist, den Geist des Glaubens und der Zufriedenheit in den Massen des Volkes zu befestigen.

Bestellungen möge man richten an die St. Petrus Claver-Sodalität für die afrikanischen Missionen, Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 12 und deren Filiale München, Türkenstraße 15/II.

*) Echo aus Afrika, illustrierte Monatsschrift, erscheint in acht Sprachen, deutsch, italienisch, französisch, polnisch, böhmisch, slovenisch, portugiesisch und ungarisch. Abonnementspreis jährl. 1.50 M.
Kleine Afrika-Bibliothek, reich illustriert, erscheint am 15. jedes Monates in deutscher und italienischer Sprache. Preis jährl. 1 M.

Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

Das Liebesmahl des Herrn. Unterweisungen und Gebete für den Empfang des Buß- und Altarssakramentes nebst 35 ausführlichen Kommunion-Andachten für Welt- und Ordensleute. 2te vermehrte Auflage, 640 Seiten, Format: 8,2 : 12,7 cm. Preis eleg. gbd. 1.65; 2.25 und teuerer. Mit Genehmigung der geistlichen Obrigkeit von Ludw. Soengen S. J. Kevelaer 1909; Butzon & Bercker, Verleger des hl. Ap. Stuhles.

Der um die Verbreitung der öfteren und täglichen Kommunion hochverdiente P. Jul. Lintelo S. J. schreibt in dem jüngst erschienenen Werkchen: Das Dekret über die tägliche Kommunion und die Pflichten der Prediger und Beichtväter (Saarlouis 1909, Hausen & Co.): „Es ist von hoher Bedeutung, die Gläubigen allen Ernstes darauf aufmerksam zu machen, daß die Mehrzahl unserer Erbauungsbücher, auch solche von heiligen Verfassern, mehr oder minder in jene (jansenistischen) Irrtümer verwickelt sind, die das Dekret nunmehr verworfen."

Um so aufrichtiger ist es zu begrüßen, daß P. Soengen in dem „Liebesmahl des Herrn" uns ein Erbauungsbuch geschenkt hat, welches ganz vom Geiste des Dekretes durchweht ist. Da es sich vor allen Dingen darum handelt, die gegen die öftere und tägliche Kommunion gefaßten Vorurteile zu zerstören, hat der Hochwürdige Herr Verfasser den Kommunionandachten eine recht klare und eindringliche Belehrung über die hl. Kommunion vorausgeschickt. Was da im Anschluß an das Dekret des Papstes Pius X. über den „Nutzen der öfteren hl. Kommunion" und die „Grundsätze für den öfteren Empfang der hl. Kommunion" gesagt ist, wird die Gläubigen in ihr das erkennen lassen, was sie nach den Absichten des göttlichen Heilandes sein soll; eine häufige, ja tägliche Seelennahrung. Wenn wir — Priester und Volk — wieder einmal gelernt haben, in dieser hochwichtigen Sache richtig zu urteilen, wird sich das Bedürfnis nach einem häufigern Kommunionempfange schon von selbst einstellen. Mit diesem ist gewiß die beste Gewähr für eine reiche Frucht gegeben. Nichts destoweniger sucht das treffliche Büchlein in dieser Hinsicht noch eigens zu wirken durch einen gründlichen Unterricht über das hl. Bußsakrament. — Eines sei besonders hervorgehoben, daß der „Beichtspiegel" durch eine präzise Erklärung der Gebote ersetzt ist, was der Gewissensbildung und -Erforschung nur förderlich sein kann. — Die Vorbereitungs- und Danksagungsgebete, sowie die Kommunionandachten selbst wurden mit den einzelnen Festen und kirchlichen Jahreszeiten in Beziehung gebracht, wodurch sie der Anlage und dem Inhalte nach nur gewinnen konnten. Da es auch die gewöhnlichen Gebete des Christen sowie verschiedene Meß- und Sakramentsandachten enthält, stellt es ein vollständiges Gebetbuch dar. Wem die Durchführung des Dekretes über die öftere hl. Kommunion am Herzen liegt, der wird dem Büchlein die weiteste Verbreitung wünschen.

M. Hallfell.

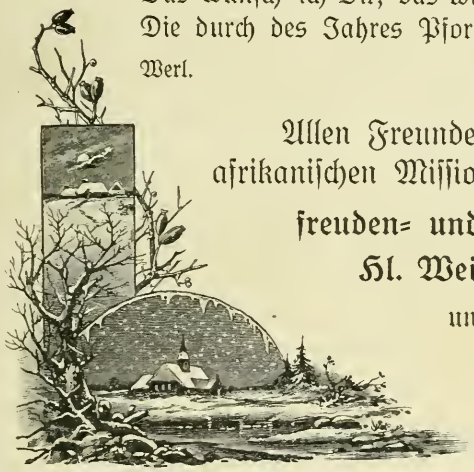
In den Himmel will ich kommen! Lehr- und Gebetbüchlein für fromme Kinder. Zunächst für die ersten Schuljahre mit Einschluß der ersten heiligen Beicht und Kommunion. Herausgegeben von Karl Maurach er, inful. Propst des Kollegiatstiftes Seekirchen. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und des hochw. fürsterzbischöflichen Ordinariates Salzburg. Sechste Auflage. Mit Bildern. 32° (VIII u. 248) Freiburg 1909, Herdersche Verlagshandlung. M 0.40; geb. M 0.60 u. höher.

Der Verfasser ist ein Kinderschriftsteller von Gottes Gnaden. Wie er den Kleinen beizukommen weiß — das macht ihm nicht jeder nach. Das Büchlein umfaßt Lehre und Gebete. Die Lehre erstreckt sich auf alle den Kindern notwendigen Heilswahrheiten: auf Gott den Dreieinen, den Sündenfall, die Erlösung durch Jesus, den Heiligen Geist und sein Wirken, die Geheimnisse des Rosenkranzes, das Buß- und Altarsakrament. Der Gebetsteil ist für Kinder der Volksschule völlig ausreichend. Beide Teile sind formell mustergültig. Alles ist so klar und faßlich gegeben, so anschaulich und herzig, daß kein lesefähiges Kind auch nur auf eine namhafte Schwierigkeit stoßen wird. Eine Anzahl von Bildchen erhöht den Reiz des schönen Büchleins.

Zum neuen Jahr!

Ein neues Jahr! In seinem Schoße
Birgt heit're es und schwarze Lose;
Greif mutig zu! Was Dir beschieden,
Es dient zu Deinem Glück und Frieden!
Vertrau auf Gott! Auf seinen Wegen
Blüht auch im neuen Jahr Dir Segen!
Tu Deine Pflicht! Mit Selbstvertrauen
Darfst Du dann in die Zukunft schauen,
Sei liebevoll! Wer Rosen säet,
Auf Rosenpfaden selber gehet.
Das wünsch' ich Dir, das wünsch' ich allen,
Die durch des Jahres Pforte wallen.

Werl. Schw. Petra.



Allen Freunden und Gönnern der afrikanischen Missionen ein

freuden- und gnadenreiches
Hl. Weihnachtsfest

und ein

Glückseliges neues Jahr!

Die Sklaverei.

Der Sklavenraub und der Sklavenhandel haben infolge der großen Antisklavereibewegung in Afrika zwar abgenommen, aber noch lange nicht aufgehört. Er ist zu sehr mit dem Wesen des Islam verbunden, wie dies P. Franz Xaver Geyer, heute Apostol. Vikar des Sudan, im Novemberheft der „Katholischen Missionen" nachweist.

Der Koran billigt die Sklaverei zwar nicht direkt, aber er behandelt sie als überkommene, selbstverständliche Einrichtung.

P. Geyer schildert den Negerraub und Sklavenhandel, wie er zum Teil noch heute heimlich, aber mit großem Geschick und Erfolg im Roten

Meere betrieben wird. Das Schicksal der Afrikaner in der islamitischen Sklaverei ist oft ein ziemlich erträgliches. Aber der Unterschied zwischen Freien und Sklaven und der niedrige Begriff, den der Sklave selbst von seinem Stand und sich selbst gewinnt, nimmt ihm alles Selbstbewußtsein, macht ihn feige, heimtückisch, die Sinnlichkeit bildet sich in ihm aus, er wird gefräßig, trunksüchtig, das Laster wird ihm zum Bedürfnis, die jungen Sklaven werden von ihren Mitsklaven und ihren Herren verdorben und mißbraucht; grausam behandelt, werden sie hartherzig.

Die Sklaverei ist eine Unterstützung des orientalischen Faulenzertums.

Das Sklaventum dient den Mohammedanern auch als vortreffliches Mittel zur Ausbreitung des Islam; die jungen Sklaven werden im Islam erzogen und werden oft fanatische Sendboten desselben.

Das vielleicht größte Uebel des Sklavenwesens ist die physische und moralische Verseuchung der schwarzen Rasse. In der Sklaverei pflanzen sich die Neger nicht genügend fort; sie sterben meist jung (von 100 sterben jährlich 18—20). Infolgedessen ist beständiger Nachschub schwarzer Sklaven aus Afrika notwendig.

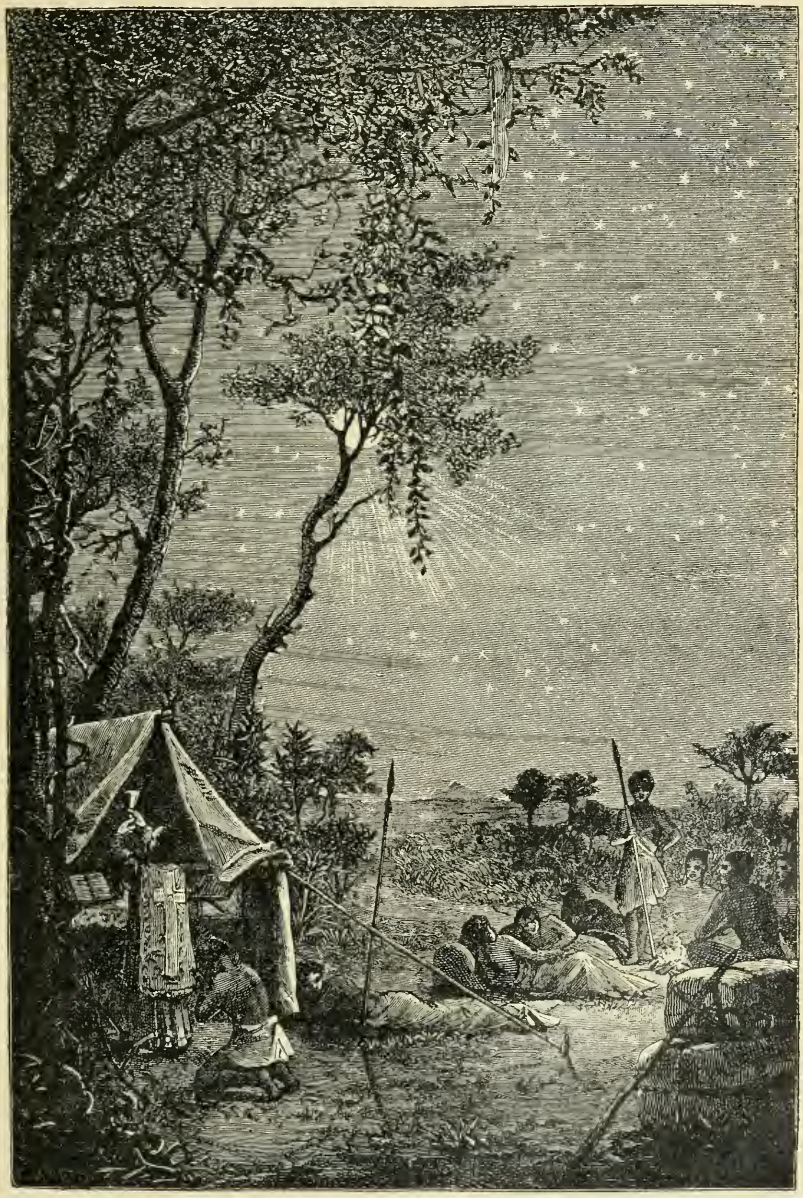
Solange daher der Islam Islam bleibt, schließt P. Geyer, wird eine völlige Abstellung des Uebels nicht möglich sein, wohl aber läßt es sich durch eine streng geübte Ueberwachung in gewisse Schranken zurückdämmen. Freilich muß diese in die Hände gewissenhafter Europäer gelegt werden; es gibt Europäer unter den Muselmännern genug, die muselmännische Sitten annehmen und sich selbst durch Sklavenhandel bereichern. Früher wenigstens erhielten die Konsuln öfter die Weisung, sie möchten nicht zu viel Eifer entwickeln, um die Gefühle der Muselmänner nicht zu verletzen.

P. Geyer fordert demgegenüber: Man breche mit der Politik der Rücksichten, man stelle abschreckende Beispiele auf durch Bestrafung der geschäftsmäßigen Menschenhändler mit dem Tode, man unterstütze die Konsuln gegen die türkischen Behörden, man schaffe Gesetze gegen das Haremwesen und wende dieselben zuerst auf die Großen des Islam an! Vor allem aber gilt es, die christlichen Missionen zu heben, denn nur der Einfluß des Christentums kann die Axt an die Wurzel legen, kann die Volksanschauung von innen heraus ändern.

Es ist so der gewöhnliche Lauf der Dinge, daß eine mächtige Bewegung wie die Antisklavereibewegung bald wieder abflaut. Daß man aber mit Energie gegen den Sklavenhandel etwas ausrichten kann, dafür finden wir in einem überaus interessanten Aufsatz über das südäthiopische Kaiserreich Kaffa, das 1897 von Kaiser Menelik erobert und dem äthiopischen Reiche einverleibt wurde, einen sprechenden Beweis.

Es heißt dort: „Die vornehmen Kaffitscho verdanken ihren Reichtum namentlich dem Sklavenhandel, der jedoch heute verboten ist. Auf den jährlichen Sklavenmärkten wurden Tausende von Menschen alljährlich nach Mekka, Medina usw. verhandelt. Menelik suchte durch strenge Gesetze, zuerst durch Androhung von Güterentziehung, seit 1902 durch Androhung der Todesstrafe dem Sklavenhandel ein Ende zu machen. In der Tat verfehlten diese Gesetze im großen ganzen ihre Wirkung nicht. Menelik kannte in der Handhabung seiner Strafbestimmungen keine Milde. So ließ er durch Ras Wold Giorgis, den Bruder der

Kaiserin Tai Tu, zwei Händler, darunter einen Oberhäuptling, kurzer Hand aufknüpfen. Indes genügen selbst diese strengen Maßnahmen nicht einmal, um dem Uebel vollständig zu steuern. Händler wie Käufer finden immer noch Mittel und Wege, die Gesetze zu umgehen. So besteht in Wirklichkeit die Sklaverei im geheimen noch weiter."



Mitternachtsmesse in der Wildnis.

Ist der Neger bildungsfähig?

(Ein Beitrag zur Negerpsychologie.)

Ist der Neger kulturfähig? Ist er den zarteren Regungen des innern Seelenlebens zugänglich? Diese und ähnliche Fragen werden bisweilen mit Interesse aufgeworfen, und man kann einer Art freudigen Erstaunens begegnen, wenn man das angeregte Problem mit einigen günstigen Nachweisen aufhellt.

Statt „tiefgründiger" Erörterungen über den negativen oder positiven Kulturwert der Menschenrassen will ich heute unseren frdl. Lesern einen Brief bringen, den mir vor kurzem einer unserer schwarzen Lehrer schrieb. Wilhelm ist ein intelligenter junger Mann, zudem glücklicher Familienvater. Er liest und schreibt geläufig, spricht außer seiner Landessprache, dem Runyarwanda, gewandt Kiswahili und interessiert sich bedeutend für die deutsche Sprache, die er mit aller Energie in Angriff genommen hat. Er läßt überhaupt keine Gelegenheit vorübergehen, die er nicht ausnützte, seine Kenntnisse auf irgend eine Weise zu erweitern. Mir ist er ein äußerst schätzbarer Beirat zur Erlernung der Negersprache, da er die auftauchenden Schwierigkeiten augenblicklich scharf erfaßt und aufklärt; desgl. zeigt er sich auf ethnographischem Gebiete sehr kundig und ist zu jeder Auskunft in den einschlägigen Fragen stets bereit.

In seinem Bildungsdrange steht er jedoch durchaus nicht vereinzelt da. Ich könnte allsofort eine Reihe begabter junger Leute aufzählen, die von demselben Streben beseelt sind und mit regem Interesse sich alles Wissenswerte aneignen, das nur irgendwie in ihren Bereich kommt. Auch sie lesen, schreiben und sprechen gut Kiswahili und prägen sich die deutschen Wörter ein, die sie erhaschen können. Erfreulicherweise steht immerhin für alle das religiöse Element im Vordergrund und zeigen sie neben einer zarten Veranlagung auch eine gründliche Ausbildung in Religionssachen.

Doch will ich nicht länger mit dem Inhalt des Briefes zurückhalten.

Inyanza 12 Yuli 1908

Iyi barua ni iya data

Ndagutasha chyane; kandi no hanyuma yo gutasha, ndakubgir'amateka makeya y'ino mu gihugu chy'Urwanda.

Aya magambo y'imigenzo yino, nishimye chyane kuyakwandikira. N'inyamvu yantumye kuyakwandikira n'iyi:

Kubera Mungu n'urukundo ukunda abanyarwanda, niyo npamvu yakukuye iwanyu Ulaya.

Nyansa, den 12. Juli 1908.

An meinen Vater!

Ich grüße Dich sehr, und nach diesem Gruße teile ich Dir einiges über unser hiesiges Ruanda-Land mit.

Es ist eine besondere Freude für mich, Dir diese Auskünfte über unsere Gebräuche mitzuteilen. Der Beweggrund, der mich dazu anregt, ist dieser:

Der Hinblick auf Gott und Deine Liebe zu den Banyarwanda ist der Grund, der Dich bewog, Ulaya zu

Wasize ababyeyi bawe na bene wanyu, n'abakunzi bawe bose, n'ibintu byiza abantu ba Ulaya batunga. Ukwishima kwabo n'ibindi, walabiletse, kubera izo npamvu; urukundo utukunda, no gushaka umuryango wa Mungu mu Rwanda.

verlaſſen. Du trennteſt Dich von Deinen Eltern und Verwandten, von allen Deinen Freunden und den prächtigen Sachen, welche die Leute von Ulaya beſitzen. Auch auf die Freude, unter ihnen zu weilen und auf alles andere haſt Du aus dieſem Grunde verzichtet. Es iſt Deine Liebe zu uns und das Verlangen, die Gemeinde Gottes in Ruanda auszubreiten.

Ino mu gihugu chyachu, ni byinshi bibababaza: indwara n'umuluho n'ibiryo bibi, n'ibindi byinshi.

Hier in unſerm Lande ſind der Leiden viele für Euch: Krankheiten, Mühſale, ſchlechte Nahrung und vieles andere.

Iyo ngira umutima mwiza, nali kugomba kukushimira chyane. N'inpamvu zo kushimira sinzibuze. Kuva ubuto bwanje nalinzikamye rwose mu bibi. Abapadri ba Mungu barambgiriza; nali inkwi z'umuliro w'iteka, none ndabasha gukira iyo Mungu anfasha chyane na nema ye.

Hätte ich ein gutes Herz, ſo wäre ich Dir zu großem Danke verpflichtet. Ich habe alle Urſache dazu. Seit meiner Kindheit ſtak ich über und über im Böſen. Die von Gott geſandten Patres unterwieſen mich; ich war Brennholz für das ewige Feuer, jetzt kann ich gerettet werden, ſo Gott mir mit ſeiner Gnade kräftig beiſteht.

Data ndagushimira chyane kubera uko kubgirija wambgirije.

Ich danke Dir ſehr, mein Vater, für dieſe Unterweiſungen, die Du mir zuteil werden ließeſt.

Abantu mu nsi, ugukoleye neza; ugomba kumuhemba; aliko ninde uzabon'ichyo guhemba umwigishije?

So iſt es Brauch unter uns Menſchen auf Erden: Hat jemand gut für Dich gearbeitet, ſo biſt du ihm ſeinen Lohn ſchuldig. Wer könnte aber ſeinen Lehrer würdig entlohnen?

Utukijije inyamasna mbi tulamushima: nanje ikyambuza gushimira uwankijije umuliro n'iki?

Wir tragen demjenigen Dank, der uns aus der Gewalt eines wilden Tieres entriß: Wie ſollte ich demjenigen nicht dankbar ſein, der mich vom Feuer (d. i. der Hölle) errettete?

Ibyo byose nbikwandikiye ngirango utore ululimi rwino, umenye ingeso zabo, ubashe kubabgiriza neza ibya Mungu umukizi wachu.

Ich habe Dir über alles dieſes geſchrieben, damit du mit Sprache und Sitten der hieſigen Einwohner vertraut werdeſt und du ſo in der Lage ſeieſt, ſie gut über Gott, unſern Heiland, zu unterrichten.

Haliho n'ikindi nkwibutsa; data na mama, Mungu yategetse kunpa umubili, ubibuke kenshi mu masso ya Mungu, kuko kuva igihe nahawe Batismu, nta mutima wanje wagumye hamwe,

Ich möchte Dich auch noch auf einen andern Punkt aufmerkſam machen: Denke oft vor Gott an meinen Vater und meine Mutter, von denen ich auf Gottes Anordnung das Leben meines Leibes

al' ukutekereza ibyago bazabona mu muliro w'iteka kwa Shitani.

Ndagusaba, umusi uzandika barua ku muntu umwe w'inshuti yawe ya Ulaya, umubgire yuko nshimira chyane abakristu ba Ulaya batusabira kuli Mungu.

Kumana Data P. P. Schumacher! Unsabire kuli Mungu ngende neza imisi yose mul'iy'inzira y'ishamba ry'ubuzima bg' umubili.

Umwana wawe
Wilhelm Nbonyubwabo.

habe. Von dem Augenblicke an, wo ich die hl. Taufe erhielt, kann mein Herz sich nicht zurecht finden; ich muß immer an die Peinen denken, die sie dereinst im ewigen Feuer beim Teufel werden erleiden müssen.

Sobald Du einen Brief an einen deiner Freunde von Ulaya schreibst, bitte ich dich, ihm zu sagen, daß ich den Christen von Ulaya sehr dankbar bin für die Gebete, die sie für uns zu Gott richten.

Lebewohl, mein Vater P. P. Schumacher! Bete für mich bei Gott, daß ich alle Tage recht wandele auf dem Wüstenwege dieses Leibeslebens.

Dein Kind
Wilhelm Nbonyubwabo.

Ich habe versucht, den Inhalt des Briefes in wortgetreuer Uebersetzung wiederzugeben. Die Schlußfolgerungen überlasse ich dem werten Leser.

P. P. Schumacher.

Der Bandit von Aït-Irgan.

Allwo den Schelmen und Totschlägern ein gar leichtes Mittel gewiesen wird, um mit Sicherheit in den Himmel zu kommen.

Es war an einem Winterabend. Das Kabylendorf Tassurirt im Atlasgebirge droben lag fast im Schnee begraben. Rings um die Missionsstation herrschte das Schweigen der Wüste. Drinnen aber hatte ich meine neuen Katechumenen um mich versammelt. Ein flackerndes Feuer erhellte und erwärmte zugleich das niedrige Gemach.

Ich erzählte meinen lauschenden Kabylen eben die rührende Geschichte vom Ägyptischen Joseph. Da fielen plötzlich wuchtige Stöße gegen das Tor des Hofes. Unsere großen weißen arabischen Hunde schlugen an. Sogleich erhob ich mich in dem Gedanken, jedenfalls sei einem unserer Christen im Dorfe ein Unglück zugestoßen.

Ich sah mich angenehm enttäuscht. Draußen standen drei fremde Eingeborene vom Stamme der Aït-Irgan, dieser trotzigen Kinder der Berge. Zwei Tage waren sie gewandert; halbtot vor Hunger, erstarrt vor Kälte, hatten sie noch zum Glück rechtzeitig die Station der fremden Rumi-Priester erreicht. Sie mußten wohl das Aeußerste fürchten, daß sie als Mohammedaner bei den christlichen Marabuts Einlaß begehrten.

„Der Friede sei über dir, weißer Priester!"

„Und über euch, Freunde!" antwortete ich.

„Wir sind von Allah gesandt, dem Schützer der Gastfreunde."

„Willkommen, tretet ein!"

Ich führte die drei armen Wanderer in den behaglich durchwärmten Raum. Ein reichlicher Kuskus, das Nationalgericht unserer Kabylen, rief die Lebensgeister völlig wach. — Jetzt erst brach einer der Wanderer das Schweigen.

„Sidi," begann er, der älteste der drei, „Allah hat Erbarmen in dein Herz gelegt und Großmut in deine Hand. Wie soll ich dir danken?"

„Allah belohnt selbst den Trunk kühlen Wassers, den wir aus Liebe zu ihm dem Dürstenden darreichen," entgegnete ich.

„Weißer Marabut," sagte der Alte, der offenbar überrascht war, bei den Christen solche Aufnahme zu finden, „höre eine Geschichte aus unseren Bergen!"

Missionskarawane von Weißen Schwestern. — Ehrw. Mutter Claver und ihre Gefährtinnen.

Wir rückten um ihn herum und ließen ihn erzählen.

„Es war zur Zeit, wo die Türken noch Herren in Algier, der starken Feste, waren. Noch hatte kein Christ den Fuß in die Täler des Dschurdschura gesetzt.

Da lebte bei uns im Stamme der Aït-Irgan ein Räuber. Cassinâit-Taleb war sein Name, und noch jetzt zittern unsere Kinder, wenn sie ihn aussprechen hören. Die versteckteften Gebirgspfade hatten ihm ihre Geheimnisse enthüllt; er kannte die tiefsten Schluchten, die unzugänglichsten Felsenhöhlen. Man wußte, daß er selbst in einer solchen Höhle hauste, aber keiner hat sie je gefunden. Des Tages schlief er, aß und putzte seine Waffen. So wie es aber dunkelte, hielt es ihn nicht mehr im Versteck. Dann warf er die lange Büchse um die Schulter, steckte zwei Pistolen in den Gürtel, nahm die scharfen flissa (krummer

Dolch) zur Hand und legte sich in den Hinterhalt, im Felsgeröll oder hinter einer lebenden Kaktushecke. Wehe dem Wanderer, der sich einsam ihm nahte; wehe dem Reiter, der unbewaffnet in Schußweite kam! Wie der Blitz so richtete sich auf einmal der schreckliche Cassi vor ihm auf und forderte seinen Tribut. Die Türken der Garnison Buira hatten geschworen, den Gefürchteten lebend oder tot zum Dey nach Algier zu bringen. Aber es ging ihnen schlecht. Die aufgehende Sonne beleuchtete vier blutüberströmte Leichen; die Türken hatten ihren Wagemut mit dem Tode bezahlt. Niemand war so kühn, einen neuen Versuch zu unternehmen.

Cassi-nâit-Taleb sammelte Berge von geraubten Schätzen in seinem verborgenen Schlupfwinkel. Aber 60 Winter bleichten endlich sein Haar und brachen seine Kraft. Cassi sah ein, daß Asrail, der Engel des Gerichtes, nicht lange mehr zögern werde, ihn abzurufen. Er wollte aber nicht sterben, ohne von Allah, dem Herrn der beiden Welten, Verzeihung erhalten zu haben.

So erschien denn der alte Räuber eines Tages in der tasmait (Versammlungshalle) seines Dorfes. Sein Haupt war gebeugt; er glich dem Gefangenen, der sich ergiebt. „Männer," sprach er mit zitternder Stimme, „es ist keiner unter euch, alt oder jung, der nicht um meine Vergangenheit wüßte. 40 Jahre lang habe ich mich mit fremdem Gut bereichert. Viel unschuldiges Blut hat meine Büchse und mein Dolch geopfert. Kann Allah mir noch Verzeihung gewähren?"

Ein Greis erhob sich und sprach:

„Cassi-nâit-Taleb, Allah ist groß. Er ist der Vater des Erbarmens. Aber deiner Freveltaten sind so viele, so schreckliche, daß nur Scheich Si-Belkassem, der fromme Marabut in der Ebene des Setif, es dir sagen kann. Von ihm wirst du erfahren, ob der Engel, der die Seelen davonträgt, die deine in die Hölle zu den Ungläubigen schleudern, oder ins Paradies der Gläubigen versetzen wird. Ihn befrage also!"

„Der Weg ist weit," erwiderte Cassi, „der Berg gar steil, meine Beine aber sind schwach. Doch morgen breche ich auf. Männer der Tasmait, habt Dank für euren Rat und bleibet im Frieden!"

„Gehe in Frieden, o Cassi," murmelte die Versammlung, „und möge deine Reise glücklich sein!"

Am folgenden Morgen, ehe die aufgehende Sonne die Spitzen der Atlasberge vergoldete, machte sich unser Pilger auf unter dem Schutze Allahs. Als der Abend dämmerte, war er schon weit vom Lande seiner Taten. Ein Schluck Wasser aus einer Quelle und eine Handvoll Feigen, die er am Wege brach, waren seine einzige Nahrung gewesen. Eben wollte er sich ganz erschöpft in seinen Burnus hüllen und auf der nackten Erde zu kurzem Schlummer niederlegen. Da gewahrte er ganz nahe die Kuppel einer kleinen Moschee aus einem Olivengehölz emporragen. Er ging darauf zu und erblickte einen Mann, der auf der Erde hingestreckt dalag und betete. Es war der Marabut, der Hüter des heiligen Grabes.

„Der Friede sei über dir, Sidi!" redete er den frommen Moslem an. „Wenn du etwas zu essen hast, so gib es mir; ich sterbe vor Hunger."

„Sohn Adams, wer du auch seiest", war die Antwort, „ich bin arm, aber sei willkommen; wir wollen das einzige Gerstenbrot, das ich noch habe, miteinander teilen."

So hielten denn die zwei ihr kärgliches Mahl. Dann erzählte Cassi seine Geschichte und schlief ein.

Des andern Tages, als es hell ward hinter den Bergen im Osten, rüstete sich der Pilger zur Weiterreise. Der gastfreundliche Marabut aber sprach: „Ich bitte dich, wenn du zu Scheich Si-Belkassem kommst, so frage ihn doch, welches mein Los in der Ewigkeit sein wird!“

Cassi versprach es und ging fürbaß. Er wanderte den ganzen Tag, erstieg steile Höhen, bahnte sich mühsam einen Weg durchs Gestrüpp und verwundete seinen Fuß an den spitzen Steinen des Gebirges. Aber die Vorsehung bescherte ihm eine freudige Ueberraschung. Am Rande eines Waldes angekommen, scholl ihm auf einmal eine Stimme entgegen: „Halt' ein, Bruder Wandersmann! Wahrhaftig, du kommst im rechten Augenblick! Das Mahl ist bereitet, du magst essen nach Herzenslust. Sieh hier: ein Kuskus aus Weizenmehl, eine Rehkeule und ein Krug mit frischer Milch. Die Reichen geben nicht gerne ihr Gut für den Armen her, aber beim Propheten! ich bringe sie schon dazu.“

Jetzt sah Cassi, mit wem er es zu tun hatte. Es war ein ihm bekannter gewerbsmäßiger Bandit. Die beiden ließen sich's denn auch trefflich schmecken. Cassi fand wieder einmal das Sprichwort bewahrheitet: „Kein Schakal frißt den andern.“

Als die dritte Morgenröte erschien, nahm der alte Räuber von Ait-Irgan von seinem wackeren Kollegen Abschied, mit der Versicherung, jetzt könne er es zwei Tage lang aushalten; zum Danke wolle er den großen Scheich auch über das dereinstige Los seines edlen Wirtes befragen.

Als die Nacht sich senkte, war Cassi am Ziel. Jetzt sollte ihm Gewißheit werden über Allahs Absichten, ob Gnade seiner harre oder Strafe!

Klopfenden Herzens nahte sich Cassi dem frommen Scheich Si-Belkassem. Der saß gerade, auf seinen Fersen hockend, da und las im Koran. Sein Angesicht war hager, seine ganze Gestalt anscheinend abgemagert vom Wachen und Fasten. Cassi blieb voll heiliger Ehrfurcht stehen; er wagte nicht, den frommen Beter zu stören, aus dessen Munde das Urteil über ihn fallen sollte.

Eine Weile verging. Da erhob der Scheich langsam das Haupt und gab dem Wanderer ein Zeichen, sich zu nahen; er sei bereit, ihn anzuhören.

„Diener Allahs“, sprach Cassi, „erzeige einem armen Sohne Adams die Gnade, mit dir reden zu dürfen. Es ist ein Greis, der trotz seines Alters von weither gekommen ist, dich zu befragen, dich, der bis in unsere wilden Berge überall bekannt ist als der große Scheich, durch dessen Mund Allah selbst zu uns redet.“

„Fürchte dich nicht. Sprich!“

„Ich habe gesündigt seit den Tagen meiner Jugend . . .“

„Allah ist gnädig!“

„Zwei Menschenalter hindurch habe ich andere um Hab und Gut gebracht.“

„Allah ist barmherzig, mein Sohn!“

„Ich habe neunundneunzigmal unschuldiges Blut vergossen.“

„Und waren die, welche du getötet, Ungläubige, etwa Christen oder Juden, oder waren es Gläubige?“

„Ach, es waren leider lauter gläubige Moslem.“

„Fort, Unseliger! Hinweg von mir! Verlaß schleunigst diesen Ort!“

„Frommer Marabut, Diener Allahs, bete, daß mir Verzeihung werde! Allah ist ja gnädig und barmherzig; du hast es selbst gesagt.“

„Freilich, aber Allah ist auch gerecht und mächtig! Deine Frevel sind größer als die Spitzen des Dschurdschura, weiter als alle Weltmeere, tiefer als die tiefsten Abgründe. Hinweg! Allahs Zorn möchte mich sonst mit dir treffen."

„So darf ich also nicht mehr auf die Barmherzigkeit Allahs hoffen? Sprich, o sprich, ehrwürdiger Scheich!"

„Nein, für dich gibt es keine Verzeihung! Du bist verflucht!"

Ein furchtbares Feuer leuchtete plötzlich in Cassis Augen.

„Verflucht!?" brüllte er. „Ja, du selbst bist verflucht, unseliger Marabut! Wenn's denn für mich doch keine Verzeihung mehr gibt, dann kommt es mir auch nicht auf ein Opfer mehr oder weniger an. So — ein furchtbarer Hieb trennte des Marabuts Haupt beinahe vom Rumpfe — du bist der Hundertste!"

Cassis Rachedurst war gestillt. Er hatte kein Bedürfnis nach Ruhe, nach Speise noch Trank; nein, er eilte davon, rast- und ruhelos. Dumpfer Schmerz wühlte in seinem Innern. Es trieb ihn wieder der Heimat zu.

Einige Stunden hatte er so in wilder Eile zurückgelegt, da stellte sich allmählich äußerste Ermüdung ein. Cassi mußte sich niederlegen. Am Fuße eines Olivenbaumes sank er hin; hier wollte er die Nacht zubringen.

Da plötzlich umgibt ihn ein lichter Schein. Cassi blickte um sich und — o Wunder! es ist ein Engel Allahs.

„Was beginnst du, o Fremdling?" redete ihn der himmlische Bote an. „Warum diese traurige, bekümmerte Miene?"

Cassi aber begann zu erzählen. Er sagte alles, alles — auch sein heutiges Verbrechen.

„Mut!" sprach, als jener geendet, der holde Himmelsbote. „Wahrhaftig, groß ist deine Schuld! Aber weil du diesen törichten Marabut bestraft hast, ihn, der Allahs Barmherzigkeit eine Grenze setzen wollte, so hat Gott dir verziehen! So freue dich; es harret dein das Paradies mit seinen Freuden ohne Ende!"

„Allah sei Lob und Preis!" rief der glückliche Greis. „Doch sage mir, Fürst des Himmels, wie wird's jenem Räuber des Waldes gehen, der mich vor wenig Tagen so herzlich aufgenommen und bewirtet hat?"

„Seine Frevel sind zahlreich", erwiderte der Engel, „wenn sie auch an Menge und Größe die deinen nicht erreichen. Aber Allah will sie vergessen, mit Rücksicht auf die Gastfreundschaft, die jener dir gewährt hat."

„Verzeih' meine Kühnheit, Bote Allahs, doch sprich, du, dem im Buche des Urteils zu lesen vergönnt ist, welches wird das Los jenes frommen Eremiten sein, der sein letztes Stücklein Brot mit mir geteilt hat?"

„Dieser Mann kommt in die Hölle. Allah verabscheut Heuchelei und Geiz. Unter der Maske der Frömmigkeit verbirgt dieser Marabut ein Herz voller Laster. Er hat gesagt, er sei arm, obwohl er reiche Vorräte an Fleisch, Feigen und Weizen sein eigen nannte. — Du aber, geh', kehre zurück in deine Heimat, denn deine Schuld ist gesühnt. Geh' und verkünde überall die endlose Barmherzigkeit Allahs!""

* * *

Der Erzähler schwieg. Ich dankte ihm für die taktvolle Anerkennung der Liebespflicht, die wir an ihm geübt. Dann streckte er sich mit seinen beiden Gefährten auf der Matte, die ich ihnen im Fremdenzimmer hatte bereiten lassen, zur verdienten Ruhe aus.

Mitleid und Freude stritten um die Herrschaft in meiner Seele: Freude über die erneute Wahrnehmung, wie viele Keime des Guten, ja, selbst der wahren Gottesverehrung sich bei unseren Kabylen erhalten haben. Mitleid aber auch ob der Verzerrungen und Halbheiten, die in den religiösen Anschauungen des Mohammedaners zu Tage treten und die seine Bekehrung womöglich noch erschweren. D.

Ein moderner Ozeandampfer.

Der Querschnitt durch einen modernen Ozeandampfer auf S. 84 gestattet uns einen Blick in das Innere eines dieser riesigen schwimmenden Hotels. Das Bild stellt den einen der beiden größten und schnellsten Passagierdampfer der Welt dar, die „Lusitania" von der Cunard-Linie in Liverpool. Die „Lusitania" wurde, ebenso wie das Schwesterschiff „Mauretania", 1907 erbaut und versieht den Dienst zwischen Liverpool und Neuyork oder Boston. Die Größe des Schiffes ergibt sich aus folgenden Angaben:

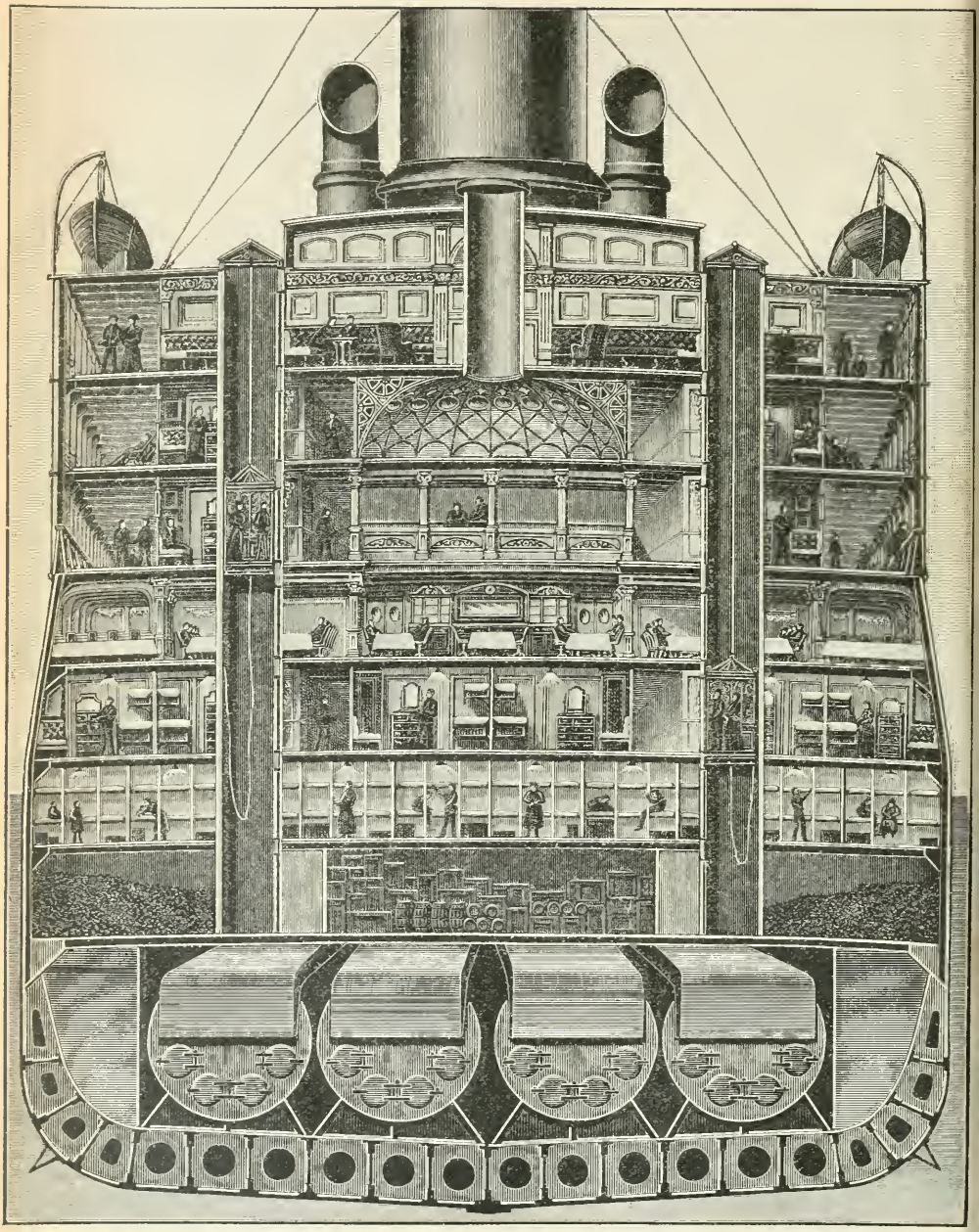
Länge 241 m (790 engl. Fuß)	Indiz. Pferdekräfte d. 4 Turbinen 68000
Breite 27 m	Geschwindigkeit 25 Knoten
Größte Tiefe 24 m	Höhe bis zur Schornsteinspitze 47 m
Wasserverdräng. (bel.) 45000 t	„ „ „ Mastspitze 66 m
Tiefgang (beladen) 11,5 m	Bemannung 800—900 Köpfe.

Das Schiff vermag 550 Passagiere I. Klasse, 500 II. Klasse und 1300 III. Klasse (Zwischendeck) aufzunehmen.

Der Querschnitt zeigt ganz zu unterst über dem wasserdichten Doppelboden die Maschinen- und Kesselräume mit den 4 Dampfturbinen, von denen die 4 Riesenschrauben in Bewegung gesetzt werden. Die Dampfturbine ist eine verhältnismäßig junge Erfindung, die sich aber immer mehr Boden erringt, da sie eine ruhigere Gangart des Schiffes ermöglicht. Letzterem Zweck dienen auch die mittschiffs angebrachten Querkiele. Ueber dem Maschinenraum ist die Ladung verstaut; rechts und links die Kohlenbunker. Wenn wir nun in den elektrisch betriebenen Lift (Aufzug) treten und uns geräuschlos und schnell emporheben lassen, so gelangen wir vom Gepäckraum (Orlogdeck) ins Zwischendeck (das Bild zeigt die Schlafkabinen III. Klasse), sodann ins Hauptdeck (Schlafraum II. Klasse); weiter schließen sich an das Oberdeck mit dem Speisesaal II. Klasse, das Salondeck mit dem Hauptspeisesaal I. Klasse. Ueber dem Salondeck erhebt sich das (untere) Promenadendeck, darüber das obere Promenadendeck (Rauchsalon). Ganz zu oberst auf dem Sonnendeck gewahren wir dicht neben einem der 4 Schornsteine 2 Ventilationsschächte und am Geländer rechts und links einen sog. Davit, d. h. einen kleinen drehbaren Bootskran zum Aussetzen des daran hangenden Rettungsbootes.*)

Eine Marconistation für drahtlose Telegraphie hält stets die Verbindung mit dem Festland rege, und jeden Morgen bringt die illustrierte Schiffszeitung die wichtigsten Neuigkeiten aus aller Welt zur Kenntnis der Reisenden.

*) Durch Querschotten mit hydraulisch leicht verschließbaren Türen kann das ganze Schiff in lauter einzelne, wasserdichte Abteilungen zerlegt werden, so daß rasches Sinken ganz ausgeschlossen erscheint.



Schnitt durch einen Passagierdampfer der Cunard-Linie.

Die Missionsfrage.

Referat des Hochw. H. P. Acker, Provinzials der Väter vom Hl. Geist, für die 1. geschlossene Generalversammlung des Düsseldorfer Katholikentages.

(Nach dem „Echo aus Knechtsteden.")

Die Missionsfrage ist wohl eine der wichtigsten, wenn nicht die wichtigste Frage unserer heiligen Kirche. Diese hat den doppelten Zweck: den Glauben zu verbreiten und zu erhalten; die Sache Gottes zu vertreten und das Heil der Menschen auf der ganzen Welt zu fördern. Die Verbreitung des Glaubens auf der ganzen Welt geschieht kraft eines ausdrücklichen Befehles unseres Herrn und Erlösers. Es ist nicht unbedingt notwendig, daß alle Menschen selig werden, aber es ist unbedingt notwendig, daß allen Menschen Gelegenheit geboten werde, ihr Heil zu wirken. Diesen Auftrag muß die Kirche ausführen. Das Missionswerk ist also für die Kirche kein rein äußerliches Werk, es ist für sie eine wesentliche Aufgabe.

Was ist natürlicher, als daß ein Mann, der sich in abhängiger Stellung befindet, die Sache des Herrn vertritt, in dessen Diensten er steht, wie es ja das bekannte volkstümliche Sprichwort sagt: „Wessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe."

Nun, wessen Brot essen wir? Gott hat uns erschaffen; wir sind das Eigentum Gottes. Gott hat uns erlöst; wir sind die von Gott Erworbenen. Gott hat uns für den Himmel bestimmt; wir können kein wahres, kein dauerndes Glück haben ohne ihn.

Gott erhält uns, muß uns jeden Augenblick erhalten, so daß wir jeden Augenblick unseres Lebens die Wohltaten unseres Herrn genießen. Wir müssen uns dafür dankbar erweisen. Unser großes Vorbild hierin ist Jesus Christus. Hören wir seine Worte. Das erste und letzte für ihn ist das Reich Gottes und nur das Reich Gottes. „Suchet zunächst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles andere wird euch beigegeben werden," ruft er uns zu. (Matth. 6, 33.)

„Zukomme uns dein Reich; dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden," so lehrt er uns beten, und wieder: „Gehet hin! Lehret alle Völker! — Wer glaubt, wird selig, wer nicht glaubt, wird verdammt werden." (Mark. 16, 16.)

Fern von mir der Gedanke, den Eifer unserer Missionare in Frage zu stellen. Sie stehen in der ersten Reihe der streitenden Kirche. Auch will ich das katholische Volk nicht in Verdacht bringen, als wenn es keinen echt christlichen Sinn hätte. Der Bedürfnisse sind gar viele; das Volk hat Großes getan in der Heimat und ist bereit, noch mehr zu tun, wenn es nur dazu aufgefordert wird.

Aber ich kann nicht umhin, Sie aufmerksam zu machen auf die mißliche Lage, in der sich augenblicklich das Missionswerk im allgemeinen und in den Kolonien im besonderen befindet, und, so wehe es mir tut, muß ich mir die Frage stellen, ob wir dem Missionswerk die ihm gebührende Wichtigkeit beimessen und ihm die entsprechende Aufmerksamkeit schenken.

Nicht nur hat die Kirche den Befehl, den Glauben zu verbreiten, — sie muß es ja tun, wenn sie katholisch bleiben will, — es liegt ihr aber auch noch die Pflicht ob, es in einer Weise zu tun, die der Sache Gottes würdig und für die Seelen ersprießlich ist. Heute ist die Verbreitung des Glaubens ganz besonders von zwei Seiten bedroht: von dem Protestantismus in der ganzen Welt und von dem Mohammedanismus in den deutschen Kolonien, der sich dort dem Protestantismus zugesellt.

Die Zeit erlaubt mir nicht, über beide Tatsachen eine ins einzelne gehende Aufklärung zu geben. Ich sage nur dies:

I. Es ist unleugbar, daß in unseren Kolonien, besonders in Deutsch-Ostafrika, der Mohammedanismus große Fortschritte macht.

a) Die Mohammedaner werden durch die Niederlassungen der Europäer von der Küste vertrieben und gehen ins Innere, und dort ist jeder Mohammedaner ein Missionar seiner Religion.

b) Die Schutztruppen, unter denen sich viele Mohammedaner befinden, üben überall im Inneren einen heillosen Einfluß aus.

c) Leider gibt es unter den Beamten und Ansiedlern viele Elemente, die für die Ausbreitung des Christentums eher ein Nachteil als ein Vorteil sind.

d) Endlich die religionslosen Schulen in den Kolonien, in welchen sich viele Mohammedaner befinden, die als Unterbeamte ausgebildet werden sollen. Diese werden naturgemäß dem Christentum so viel als möglich schaden und den Mohammedanismus nach Kräften fördern.

Wenn wir uns deshalb nicht bemühen, in den Kolonien recht rasch vorzugehen, dann wird das Land verseucht werden; wir kommen zu spät, und aus der Einführung der christlichen Zivilisation wird nichts oder doch nur wenig. Die katholischen Missionare können mit den wenigen Mitteln, die ihnen zu Gebote stehen, ihre Aufgabe unmöglich lösen.

II. Der Protestantismus. Ich möchte hier nicht mißverstanden werden. Wir sehen unsere getrennten Brüder als Christen an, und wenn die Welt nicht katholisch sein sollte, so wäre es uns doch tausendmal lieber, sie würde protestantisch, als daß sie mohammedanisch würde oder heidnisch bliebe.

Aber die katholische Kirche hat den Befehl erhalten, „das Evangelium bis an die äußersten Grenzen der Erde auszubreiten", und es ist ihre heiligste Pflicht, diesem Befehle nachzukommen.

Sie darf die Ausführung dieses Befehles nicht andern überlassen. Nun legen aber die Protestanten eine außerordentliche Rührigkeit an den Tag für alles, was das Missionswerk angeht.

Die Zeit ist vorüber, wo man sagen konnte: Ihre Erfolge sind rein äußerliche, oder sie können keine Erfolge haben, denn sie haben ja die Gnade Gottes nicht auf ihrer Seite u. s. w.

Es ist klar:

1. Daß der Heide keinen Unterschied macht zwischen einem katholischen und protestantischen Missionar. Er schließt sich demjenigen an, der zuerst kommt, oder demjenigen, der ihm die meisten Vorteile bietet. Und wenn er einmal protestantisch ist, so wird es ebenso schwierig sein ihn zu bekehren wie dies in Europa der Fall ist.

2. Die Protestanten besetzen die besten Posten, und ist dies einmal geschehen, so liegt die Ursache zum Konflikt sehr nahe. Dann posaunen sie die ganze Welt voll, daß wir in illoyaler Weise in ihre Gebiete eindringen, oder sie beklagen sich bei der Regierung, daß wir den Frieden stören, und die Regierung ist öfters nicht abgeneigt, uns so ganz im Stillen einen Wink zu geben, daß wir unseren Eifer mäßigen und ferne bleiben möchten.

Aber, wird man fragen, haben sie denn auch wirklich Erfolge?

Der Kürze halber begnüge ich mich mit einigen Zahlen aus dem Gebiete des Unterrichts. Man sagt ja geläufig: Wer die Schule hat und die Jugend, der hat auch die Zukunft. Wenn dem so ist, dann wird die Zukunft in der Welt wohl dem Protestantismus gehören.

In Japan haben die Katholiken	32	Schulen mit	6000 Kindern.
„ „ „ „ Protestanten	104	„ „	12400 Kindern.*)
In Korea haben die Katholiken	77	Schulen mit	1200 Kindern.
„ „ „ „ Protestanten	450	„ „	7000 Kindern.

Ueber China fehlen mir sichere Angaben, aber wir erinnern uns ja noch lebhaft der begeisternden Rede, die Bischof Henninghaus letztes Jahr in Würzburg hielt, und in der er der Befürchtung Ausdruck gab, daß in China die Protestanten die führende Rolle spielen werden.

In ganz Vorderindien gibt es, einschließlich der Malabarischen Schulen: 3495 katholische Schulen mit 191548 Kindern, gegen 6866 protestantische Schulen mit 263627 Kindern. In Ostafrika, in den deutschen Kolonien, haben die Katholiken 689 Schulen mit 33807 Kindern, die Protestanten 1313 Schulen mit 50535 Kindern.

Sämtliche katholische Missionen haben in der Heidenwelt 17834 Schulen mit 791878 Schülern.

Sämtliche protestantische Missionen besitzen 18921 Schulen mit 867370 Schülern.

(Krose, Kirchl. Handbuch, 1908. Streit, Missionsatlas. Schnürer, Jahrbuch 1907.)

„Die katholischen Missionen, sagt P. Krose in seinem trefflichen kirchlichen Handbuch, sind in Bezug auf das Unterrichtswesen entschieden im Nachteil den

*) nach Warneck; nach Grundemann-Krose 7141 Kinder. Die Zahlen sind von 1901.

Protestanten gegenüber. Es ist das eine Folge der geringeren materiellen Mittel, welche der katholischen Mission zur Verfügung stehen." (S. 359.)

Die Protestanten hingegen sollen jährlich ihre 80 Millionen Mark aufbringen. — Wie kommen sie zu dieser Summe?

In einem Artikel der „Allgemeinen protestantischen Missionszeitschrift" vom Juli 1908 beklagt sich Julius Richter über das „Zurückbleiben der Entwicklung des heimatlichen Missionslebens gegenüber den Türöffnungen und Aufgaben in der Heidenwelt." Die Missionsgemeinden haben Jahr für Jahr Defizit, sagt er, und da bleiben, wenn das Missionswerk nicht unverantwortlich verkümmern soll, nur zwei Möglichkeiten, entweder müssen die alten Missionsfreunde zu durchschnittlich höheren Leistungen willig gemacht oder es muß überlegt werden, ob nicht neue, bisher unbeteiligte Kreise zur Mitarbeit am Missionswerk herangezogen werden können.

Wie soll das geschehen?

Wir brauchen nur auf unsere angelsächsischen Nachbarn zu schauen, wie sie es jenseits des Kanals und Ozeans bereits versucht haben. Wir müssen neue, bei uns noch wenig bekannte Kanäle schaffen zur Befruchtung unseres heimatlichen Missionslebens.

Es muß aber hervorgehoben werden, daß doch immer die Hauptquellen der Einnahmen bleiben müssen:

a) Pastorale Missionsarbeit in der Kirche.
b) Schule und Konfirmandenunterricht.
c) Missionsstunden und Familienabende.

Das sind die bewährten alten Kanäle. Diese bringen den Protestanten in Deutschland jährlich 7 Millionen. Es fragt sich nur, gibt es daneben noch neue Kanäle und brauchen wir solche?

Dann erzählt er, wie in England und Amerika neben den genannten Hauptkanälen noch fünf große Bewegungen beigetreten sind und die Missionseinnahmen in wirksamer Weise beeinflußt haben.

1. Die Frauenmissionsbewegung.

Sie ist bedeutungsvoll, sagt Richter, und wirkt im engen Anschluß an die alten Hauptkanäle.

2. Die ärztliche Mission.

Diese ist noch in der Entwickelung. Sie ist äußerst kostspielig, hat sich an die alten kirchlichen Organisationen angegliedert und ist sehr begünstigt von der Regierung.

3. Mitte der achtziger Jahre folgte als dritte große Hilfsquelle

die Studentenmissionsbewegung,

anknüpfend und anlehnend an die christlichen Vereine junger Männer und Frauen. Die Missionsarbeiter zu beschaffen, ist eine Lebensfrage der Mission. Sie nun sollen die Riesenaufgabe lösen, die ganze heranwachsende Jugend ihrer Länder beeinflussen und ihr den Beruf zur Mission ins Gewissen schreiben. Ihre Parole lautet: „Evangelisation der Welt in diesem Menschenalter", eine Devise, die sich als zündendes und zugkräftiges Schlagwort erwies, so daß sich ein Heer von Aspiranten für den Missionsdienst zur Verfügung stellte.

4. Im letzten Jahrzehnt hat die angelsächsische Welt zwei neue Missionsbewegungen entstehen sehen:

Die Jugendmissionsbewegung.

Sie hat den Zweck, junge Leute von 16—25 Jahren in Missionskränzchen zu versammeln und sie durch Gebet und Unterricht für die Mission zu interessieren. Im Jahre 1906 wurden in Amerika etwa 10000 solcher Missionskränzchen gehalten.

5. Ferner die

Laienmissionsbewegung.

Sie bestreben sich, angesehene und vermögende Kaufleute zu gewinnen, zu organisieren und für den Missionsdienst mobil zu machen. Das offenbare Mißverhältnis zwischen der Vorwärtsbewegung auf dem Missionsfelde und der Gleichgültigkeit daheim war die treibende Kraft. Eine geradezu großartige Ausdehnung nimmt diese Laienmissionsbewegung in Amerika an.

Am 20. April dieses Jahres fand in Neuyork eine von mehr als 3000 Männern besuchte Versammlung statt, auf der nur Laien sprachen, unter ihnen

Sekretär Taft, der aussichtsvollste Präsidentschaftskandidat der Vereinigten Staaten. Auf Grund seiner eigenen, vornehmlich in Ostasien gewonnenen Kenntnis der Mission, hob er, als von seinem Standpunkte aus besonders wichtig, in kraftvollen Worten den Wert der christlichen Mission für die Zivilisierung der Welt hervor.

Zu gleicher Zeit tagte eine ähnliche Versammlung in Chattanooga (Tennessee), in der 1100 Vertreter der südlichen Methodistenkirche, fast lauter Geschäftsleute, den Beschluß faßten, für eine fast zehnfache Erhöhung der bisherigen Missionsbeiträge wirksam sein zu wollen. Hier sprach der englische Gesandte James Bryce.

„Diese, wie die steigenden Wellen der langsam vordringenden Flut, aufeinanderfolgenden Bewegungen nehmen ein großes Lebensgebiet nach dem andern in Arbeit", sagt Richter; „zuerst die Frauenwelt, dann die Kreise der Humanitätsbestrebungen, dann die gebildete erwachsene Jugend von 20—30 Jahren, dann die heranwachsende Jugend von 16—20 Jahren und schließlich die männliche Laienwelt. In jedem dieser Lebensgebiete suchen sie den besonderen Bedingungen entsprechende Kanäle zu graben, um die Kreise mit biblischen Missionsgedanken und mit geschichtlicher Missionskenntnis zu befruchten und sie so für die wirksame Mitarbeit an dem Missionswerke zu erziehen. Es ist wohlfeil, an diesen Bewegungen Kritik zu üben! Sicher ist nicht alles Gold, was glänzt! Aber es ist so viel heiliger Eifer, so viel glühende Begeisterung, so viel planvolle Organisation da, daß sich uns die Frage aufdrängt: Was hat das evangelische Deutschland an die Seite zu stellen?" (Allgem. Missionszeitschr. Juli 1908.)

Ja, und ich frage: Was hat das katholische Deutschland an die Seite zu stellen? Wir haben wohl den Franziskus-Xaverius-Verein, den Kindheit-Jesu-Verein, den Afrika-Verein, aber in wie vielen Pfarreien sind diese Vereine nicht eingeführt? Und wenn sie eingeführt sind, so bezahlt man seine 50 Pfennige oder seine Mark, aber damit haben wir noch keine Begeisterung für die Missionen unter dem Volk. Mit dieser großartigen Bewegung, den „alten und neuen Quellen", sind die 80 Millionen, die die Protestanten jährlich für die Missionen aufbringen, erklärlich. Wenn wir es ebenso machen wie sie, werden auch wir unsere 80 Millionen sammeln. Wir brauchen nur die Hauptkanäle zu eröffnen und die neuen Nebenkanäle nach und nach anzulegen. Es wird, es muß gehen, denn unser Volk ist reif und hat großes Verständnis für die Missionen, und da kann der Erfolg nicht ausbleiben. Warum sollte nicht auch bei uns das Missionswerk in die pastorale Arbeit eingegliedert werden, in die Predigt, in den Kommunionunterricht! Die deutsche Frauenbewegung fängt an mit der deutschen Frauen-Vereinigung und der St. Petrus-Claver-Sodalität. Aber wo bleiben unsere Studenten- und Laienbewegungen? Davon ist auch nicht eine Spur zu sehen! Ich bin überzeugt, daß die heimatlichen Bedürfnisse nicht im geringsten darunter leiden werden. Sie werden im Gegenteil dadurch ungemein gefördert werden. Je mehr wir für Gott tun, desto mehr wird Gott für uns tun. Durch den Eifer für das Reich Gottes wird

der Blick erweitert,
das Herz erwärmt,
der Wille gestärkt,
der Opfersinn entwickelt,
und echt katholischer Geist
wird der Erfolg sein.

„Wessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe!" Gehen Sie in ihre Heimat und singen Sie das Lied des Reiches Gottes auf Erden. Singen Sie es in Ihren Familien, in ihren Bekanntenkreisen, singen Sie es in Ihren Versammlungen, singen Sie es in all Ihren Vereinen, denn der Herr hat es gesagt, und es ist ein unfehlbares Wort: wenn Sie das Reich Gottes suchen, wird Ihnen alles andere beigegeben werden. Ganz besonders aber wäre es zu wünschen, daß dieses Lied des Reiches Gottes auf der ganzen Erde öfters von den Kanzeln unserer Kirchen herab ertönen würde, daß es ein besonderes Kapitel in unseren Katechismen für sich hätte. Welche Freude, welche Ehre wäre es für uns, wenn der Heiland bei der letzten Heerschau mit Stolz auf uns deuten und sagen könnte: die deutschen Katholiken sind meine beste Stütze gewesen in der Eroberung meines Reiches auf Erden!

Ein arabischer Blutzeuge.

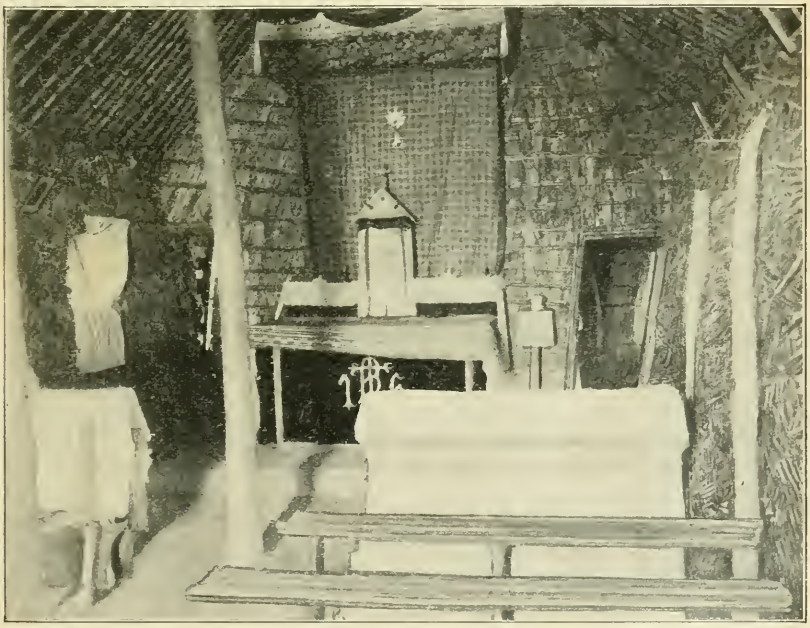
Von P. Heinrich Baurmann.

(Fortsetzung.)

8. Kapitel.

Ein erbitterter Kampf.

Ali-el-Eudi war entschlossen, das Aeußerste zu versuchen, um diesen Christenhund zu zwingen, zum Islam zurückzukehren. Er, der selbst seinem Glauben abtrünnig geworden war, hatte kein Verständnis für den Mut eines christlichen Martyrers und glaubte durch Drohungen und Schmeicheleien, im schlimmsten Falle durch die Qual des Hungers zum Ziele zu kommen. Nachdem er deshalb mehrere Tage hindurch den Bekenner ohne jede Erquickung gelassen hatte und glauben mußte, derselbe sei nun körperlich und geistig geschwächt, sandte er der Reihe nach mehrere Marabuts,



Altar der Missionskirche in Kabgaye. (Photographiert von P. Schumacher.)

arabische Schriftgelehrte, zu ihm, die ihn von der Torheit des Christentums überzeugen sollten. Aber Geronymo bewies ihnen so klar und deutlich die Wahrheit des katholischen Glaubens und die Verwerflichkeit des Islam, daß diese Gelehrten ihm nichts zu erwidern vermochten und dem Pascha meldeten, der gefangene Christ werde von Tag zu Tag verstockter in seinem Irrtum, und sie könnten ihm mit ihren Beweisgründen nicht beikommen. Andere Mohammedaner versuchten durch Schmeicheleien und lockende Versprechungen die Standhaftigkeit Geronymos zu erschüttern. Aber vergebens. Alle irdische Lust wies der Bekenner von sich, denn seiner warte die Krone des Himmels. Auch Drohungen vermochten ihn in seinem

Entschlusse nicht zu erschüttern. Zur Uebernahme aller Leiden, auch des Todes, erklärte er sich gerne bereit, wenn er nur seinen heiligen Glauben bewahren, als Christ leben und sterben könne. — Wenn Geronymo so stundenlang dieselben Drohungen und Schmeicheleien hatte anhören müssen, wenn er immer wieder dieselben nichtssagenden Beweisgründe widerlegt hatte und seine Bedränger ihn endlich in Ruhe ließen, dann wußten sich christliche Gefangene auf einige Minuten Zugang zu ihm zu verschaffen; sie erquickten ihn mit ein wenig Speise und Trank, ermutigten ihn zu standhafter Ausdauer und erbauten sich selbst an dem Beispiele seines Mutes und seiner Entschlossenheit. „Diese Unglücklichen", sagte er dann wohl zu seinen Mitgefangenen, „wissen noch gar nicht, welch übernatürliche Kraft das Christentum verleiht, sie bilden sich ein, durch Drohungen und Schmeicheleien einen Diener Christi einschüchtern zu können, aber ich hoffe mit der Gnade Gottes und unter dem Beistande Mariens ihren Angriffen gewachsen zu sein." Auch empfahl er sich zu wiederholten Malen seinen Leidensgenossen ins Gebet, dann nur können wir Mut und Kraft haben. Der Bekenner selber lag unaufhörlich dem Gebete ob, und wenn er auch, in rauhes Eisen geschmiedet, selbst zur Nachtzeit keine Ruhe fand, so freute er sich doch, stundenlang im Gebete mit Gott und seiner himmlischen Mutter verkehren zu können, und wenn dann seine Leidensgenossen des Abends das Gefängnis betraten und er in seiner süßen Beschäftigung gestört wurde, dann sagte er wohl: „Wann mag wohl die Stunde kommen, da auch diese unglücklichen Mohammedaner Afrikas dem Lichte der Wahrheit ihr Herz erschließen? Beten wir, Brüder, für unsere Bedränger, sowie Christus am Kreuze für seine Peiniger flehte." Ein besonderer Trost war es für Geronymo, daß einer der Priester, die sich heimlich in Algier aufhielten, von seiner Lage Kunde erhalten hatte und nun kam, ihn zu besuchen, ihm Trost und Mut einzusprechen. Wie dankte der Diener Gottes dem Allerhöchsten, daß er nun wieder auf kurze Zeit seinem Gesalbten sein Herz erschließen, in der Unterredung mit ihm neue Kraft gewinnen, von ihm die hl. Absolution erhalten und sogar, wenn auch nur heimlich und ohne Feierlichkeit, das Brot der Starken genießen konnte! Diese Speise, so vertraute er fest, die einst in den Katakomben unter den ersten Christen Wunder gewirkt, werde auch ihm übernatürliche Kraft verleihen, um nötigenfalls den Martyrertod zu erdulden. — Noch wollte der Pascha einen letzten Versuch machen, den standhaften Bekenner zu erschüttern. Er begab sich deshalb selbst zu ihm in den Kerker und stellte ihm, wenn er zum Glauben seines Stammes zurückkehre, die größten Reichtümer und die höchsten Ehrenstellen in Aussicht; er selbst, sagte er, wolle ihn der Huld des Sultans in Konstantinopel empfehlen und ihm einen angesehenen Posten verschaffen. Sogar die schmählichen Lüste eines zahlreichen Harems wollte er ihm in lüsternen Farben schildern, allein der mutige Bekenner unterbrach ihn:

„Glaubst du, Pascha, durch solche eitle Vorspiegelungen einen Christen in seinem Glauben zum Wanken zu bringen? Du irrst dich. Meiner warten die himmlischen Freuden; dir aber, der du deinen Glauben treulos preisgegeben hast, um irdischen, niedrigen Genüssen zu fröhnen, dir ist das Feuer der Hölle bei deinem Lügenpropheten aufbehalten. Besser wäre es für dich, statt einen Christen zum Abfall zwingen zu wollen, du kehrtest selber zur wahren Kirche zurück und tätest Buße für

deine Schändlichkeiten. Mich schreckt der Tod nicht, denn er bringt mir wahres Leben; dein Tod aber wird einst die Vorstufe der Hölle sein.“ —

Außer sich vor Wut, befahl der Pascha, den Bekenner zu peitschen, aber dieser erlitt die Züchtigung frohen Mutes, denn er erinnerte sich der Geißelqualen, die Jesus erduldet, und sah darin nur eine Vorstufe seiner baldigen Erlösung. — Noch einmal ließ der Pascha ihn am nächsten Tage versuchen. Die Ketten wurden dem christlichen Helden abgenommen, er wurde mit Speise und Trank erquickt und abermals aufgefordert, zur Religion des Propheten zurückzukehren. Aber die Henker hatten sich geirrt. Die ihm für kurze Frist gewährte Freiheit benutzte Geronymo, um von seinen christlichen Leidensgenossen sich zu verabschieden. Noch einmal empfing er das Sakrament der Buße und bat den Priester, ihm in den Morgenstunden des nächsten Tages den hl. Leib des Herrn zu bringen; denn eine Ahnung des kommenden Kampfes erfüllte den treuen Streiter Christi. — Auf seine wiederholte Weigerung, die Glaubensformel des Islam zu sprechen, wurde Geronymo abermals in Eisen geschlossen. Wie freute sich der mutige Bekenner, für Christus leiden zu können! Im Geiste weilte er schon dort oben im himmlischen Jerusalem, inmitten der Engelchöre, er sah seine liebe, himmlische Mutter Maria ihm entgegenkommen mit der Palme der Martyrer, und der Gedanke, nun bald den Kampf überstanden zu haben, erfüllte seine Seele mit unbeschreiblicher Wonne. Zu wiederholten Malen dankte er Gott und seiner Mutter Maria für das Glück des wahren Glaubens und brachte sich selbst vollständig Gott zum Opfer dar für die Bekehrung der unglücklichen Völker Afrikas, die noch im Wahne des Unglaubens dahinlebten. So gestärkt durch den Verkehr mit Gott, harrte er mutig dem Triumphe entgegen. Aber eine unerwartete Freude sollte ihm noch beschieden sein.

9. Kapitel.

Ein unerwarteter Besuch.

In Oran war man unterdessen nicht untätig gewesen. Kaum hatte sich die Kunde verbreitet von dem Unglücke, das die kleine Heldenschar betroffen, da erklärten sich auch alle Einwohner bereit, ihr Scherflein beizusteuern zur Rettung der Gefangenen. Der Statthalter selber ging allen mit edlem Beispiele voran, und auch andere wollten an Opferwilligkeit nicht zurückstehen. Wußten doch alle, wie groß das Elend der Unglücklichen sein mußte, die jetzt in harter Sklaverei schmachteten; vielleicht war mancher schon seinem harten Lose erlegen. Immerhin vergingen einige Monate, bis man die zum Loskauf so vieler Gefangenen notwendige Geldsumme aufgebracht und aus Spanien die notwendige Unterstützung sowie den vom Könige ausgestellten Schutzbrief erhalten hatte, der allein es ermöglichte, ohne Lebensgefahr das Räubernest Algier zu betreten. Don Caro, der so oft schon seinen Mitbürgern ein rettender Engel geworden und überdies zu wiederholten Malen zum Loskauf von Christensklaven in Algier gewesen war, erklärte sich diesmal, wo sein teurer Schützling selber in Banden schmachtete, doppelt gern bereit, eine Gesandtschaft an den Pascha nach Algier zu übernehmen. Während in der ganzen Stadt heiße Gebete zum Himmel emporstiegen für den glücklichen Ausgang des immerhin gefährlichen Unternehmens, trat Don Caro in Be-

gleitung eines jungen Spaniers in den ersten Tagen des September die Reise nach Algier an. In der Frühe des 7. September erreichte er die Stadt, und da er erklärte, gekommen zu sein, um christliche Gefangene für hohes Geld einzulösen, so wurde er unverzüglich beim Pascha vorgelassen. Dieser war bereit, alle spanischen Gefangenen gegen eine entsprechende Geldsumme freizugeben, aber von der Freilassung Geronymos wollte er nichts wissen. „Für alles Gold der Welt werde ich diesen Abtrünnigen nicht freilassen. Dieser Elende", erklärte er, „soll zum Islam zurückkehren, dann bedarf es für ihn keines Lösegeldes. Anderenfalls ist sein Los entschieden. Wenn euch an seinem Leben und seiner Freiheit etwas gelegen ist, so beredet ihn, zum Glauben seiner Stammesgenossen zurückzukehren!" Don Caro erkannte bald, daß hier mit Geld und guten Worten nichts zu erreichen sei. So sehr es ihn schmerzte, Geronymo nicht befreien zu können, so freute er sich doch noch mehr über die Standhaftigkeit des Bekenners und mochte ihn fast um sein herrliches Los beneiden. Noch am selben Abend wollte er den Gefangenen besuchen, um ihm Worte der Ermunterung und des Trostes zuzusprechen.

Geronymo hatte nach den Kämpfen des Tages endlich Ruhe gefunden. Seine Versucher hatten wohl eingesehen, daß hier ein Stärkerer ihnen entgegentrete, an dem ihre Ueberredungskünste sowohl wie Drohungen und Mißhandlungen machtlos abprallten. Vor Wut knirschend und beschämt zugleich hatten sie sich zurückgezogen, als Geronymo ihnen nicht ohne mitleidigen Spott sagte: „Müht euch doch nicht so ab, denkt lieber ein wenig über die Lächerlichkeiten des Islam nach, dann werdet ihr leicht einsehen, warum ihr einen Christen niemals zu euren Irrtümern bekehren könnt." Dann begaben sie sich zum Pascha, um ihm über ihre letzten fruchtlosen Bemühungen zu berichten und ihn, wenn es nötig gewesen wäre, noch mehr aufzuhetzen, diesen Christenhund, der seinem angeborenen Glauben untreu geworden, zu verderben und so für alle ein abschreckendes Beispiel aufzustellen.

Unterdessen war Geronymo in innigstem Verkehr mit Gott vereint. Die schmerzlichen Fesseln an Händen und Füßen schien er kaum zu fühlen, seine Gedanken weilten bei Jesus, der ihm ein letztes Mal durch den Mund des Priesters die Sünden vergeben und morgen zur Stärkung im letzten schweren Kampfe ein letztes Mal sich selbst mit ihm vereinigen wollte. Auch an seine christlichen Brüder in der Gefangenschaft dachte er, und dann trugen ihn seine Gedanken hinüber nach Oran, wo er seinen guten geistlichen Vater und Lehrer, den edlen Don Caro, und so viele ihm in Liebe und Freundschaft ergebene Glaubensgenossen zurückgelassen. Vielleicht schwebten sie seinetwegen in Angst und Sorgen und ahnten nicht, wie nahe er bereits der himmlischen Krone sei. Ein seliges Lächeln verklärte bei diesem Gedanken seine Züge, da — war es Wirklichkeit oder nur ein Spiel der fiebernden Phantasie — stand Don Caro vor ihm. Ein leiser Ruf der Staunens entrang sich seinen vor freudiger Erregung bebenden Lippen beim Anblick des geliebten Vaters. Wie gerne wäre er ihm in die Arme geeilt, wie ehemals, als er nach jahrelanger Trennung das Vaterhaus wieder betrat, aber er war ja gefesselt; da neigte sich der edle Priester zu ihm nieder, und während Geronymo in Ehrfurcht die geweihte Hand an seine Lippen führte, küßte Don Caro die Fesseln des mutigen Bekenners um Christi willen. Wer vermöchte zu erzählen, was die beiden

Männer in diesem weihevollen Augenblick empfanden, welch heilige Gefühle der Dankbarkeit gegen Gott, der Freude und des Schmerzes zugleich ihre Brust durchbebten.

Lange fand Don Caro keine Worte, um seinen Empfindungen Luft zu machen. Endlich faßte er sich, beglückwünschte den treuen Streiter Christi und ermahnte ihn zur Ausdauer im heiligen Kampfe.

Moschee in Tanger.

„Aus irdischer Knechtschaft und Sklaverei", sagte er, „kann ich dich nicht befreien, aber gar bald wird die Wonne des Himmels dein Aufenthalt sein." Mit Andacht hörte Geronymo die Worte an, die sein priesterlicher Freund an ihn richtete, aber Don Caro merkte bald, daß der Diener Gottes langer Ermahnungen nicht mehr bedurfte: Gott selber war ja in trautem Herzensverkehr sein Lehrer geworden. Nachdem er deshalb noch einige Zeit zusammen mit seinem Schützling gebetet und

von der Glorie der heiligen Blutzeugen geredet hatte, verabschiedete er sich, indem er sich seiner Fürbitte empfahl. „O ja", erwiderte innig bewegt Geronymo, „wie könnte ich diejenigen vergessen, denen ich nach Gott hier auf Erden all mein Glück verdanke! Ich werde für sie beten und auch für die Ungläubigen dieses Landes, damit auch ihnen bald das Licht der Wahrheit leuchte. Morgen", sagte er, „ist der 8. September, das Fest Mariä Geburt. Dieser Tag ist einstmals der Tag meiner hl. Taufe gewesen und meiner Rückkehr zum hl. Glauben, nachdem ich denselben in jugendlichem Leichtsinn verlassen hatte. Er wird auch der Tag meines Einzuges in die triumphierende Kirche sein." — Don Caro kämpfte die Gefühle nieder, die seine Brust erfüllten; noch einmal drückte er dem treuen Kämpen die Hand und legte seine Lippen andächtig an die Fesseln des Martyrers. Dann wandte er sich schnell ab und verließ das Gefängnis, um draußen seinen Tränen freien Lauf zu lassen.

Kleine Mitteilungen.

Einer der ältesten Afrikaner, Major Wilhelm Langheld, ist nach der Kreuz-Zeitung nach beinahe 20jähriger Dienstzeit aus der Schutztruppe ausgeschieden. Am 2. September 1889 ging der ehemalige sächsische Artillerieleutnant nach Deutsch-Ostafrika, um sich der Wissmanntruppe anzuschließen.

Der Verein der heiligen Kindheit hat im letzten Geschäftsjahre 1907/08 eine Einnahme von 3533940 Fr. 41 Cts. zu verzeichnen. Dabei ist Deutschland mit 1390698 Fr. 75 Cts. und Frankreich mit 849649 Fr. 64 Cts. vertreten. Belgien hat 456286 Fr., Italien 253163 Fr., die Vereinigten Staaten 162789 Fr., Holland 157714 Fr., Oesterreich-Ungarn 154987 Fr. 85 Cts. aufgebracht. In Deutschland verteilen sich die Beiträge wie folgt: auf Preußen kommen 653928 Fr. 70 Cts., auf Bayern 380887 Fr. 75 Cts., auf Elsaß-Lothringen 172574 Fr. 60 Cts., auf Baden und Hohenzollern 110000 Fr. usw. Der Bericht hebt mit Genugtuung hervor, daß die Einnahmen sich um 60821 Fr. 42 Cts. gesteigert, und daß insbesondere die Gaben Frankreichs sich trotz der schwierigen Verhältnisse um 70564 Fr. 21 Cts. gemehrt haben, ein Beweis, daß das Rundschreiben des Generalrats an die französischen Pfarrer nicht ohne Wirkung geblieben ist. Ferner weist der Bericht abermals darauf hin, daß Papst Pius X. wiederholt und noch zuletzt am 16. Januar den allgemeinen internationalen Charakter des Vereins durchaus gewahrt wissen wollte. Diesem ausdrücklichen Wunsch hat man nun auch bei der Zusammensetzung des Zentralvorstandes Rechnung getragen, denn es gehören demselben jetzt auch drei deutsche Mitglieder an, nämlich: Dr. Kreutzwald, Apostolischer Protonotar und Generalvikar von Köln, Dr. Laurentius Werthmann, Päpstlicher Geheimkämmerer und Erzbischöflicher Geistlicher Rat zu Freiburg i. Br., und Rentner Heinrich Oster, Geheimkämmerer S. H. des Papstes, bezw. als Stellvertreter dessen Sohn, Herr Alois Oster in Aachen.

Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen. Diese erst seit 1902 bestehende Vereinigung hat sich in dieser kurzen Zeit herrlich entwickelt und zählt heute nahezu 100000 Mitglieder. Die Einnahmen des vergangenen Rechnungsjahres belaufen sich auf 59558 Mk., während die Bewertung der im Laufe dieses Jahres nach den Missionen abgesandten Gegenstände fast ebensoviel, nämlich 55325 Mk. beträgt.

Die dem Vereine angehörigen Frauen und Jungfrauen verfolgen den Zweck, allen Missionen des Erdkreises, besonders jenen, welche unter deutschem Schutze stehen, Unterstützung zu bieten, und zwar:

a) durch Gebet und besonders durch die Verehrung des heiligsten Herzens Jesu im allerheiligsten Altarssakramente;
b) durch jährlichen Beitrag von mindestens 25 Pfg.;

c) durch Anfertigung und Beschaffung von Paramenten und hl. Geräten;
d) durch Besorgung aller für die Missionen notwendigen und nützlichen Dinge, als: Stoffe, Kleider, Bücher, Medikamente usw.

An der Spitze der Missionsvereinigung steht als Protektorin Ihre königliche Hoheit Frau Fürstin Leopold von Hohenzollern, Infantin von Portugal. Die Vereinigung hat ihren Sitz in Koblenz, Diözese Trier, und ist in allen Diözesen Deutschlands und in allen Kreisen der Gesellschaft verbreitet.

In einer der letzten Audienzen der Leiterinnen beim hl. Vater sprach dieser den Wunsch aus, daß das Werk, das ein heiliges Unternehmen sei, sich immer mehr ausbreite, sich immer reicher und segenbringender entfalten möchte im Interesse der Missionen; es bereite ihm eine besondere Freude dadurch, daß es alle Missionen der ganzen Welt zu unterstützen suche. Er segne es aus der Tiefe seines Herzens mit seinem väterlichen Segen.

Menschenfresserei am Kongo. Der Führer der Mission Lenfant, die das französische Kongogebiet erforschen und zugleich erschließen sollte, veröffentlicht in Le Tour du Monde einen fesselnden Bericht. Dieser gewinnt um so höheres Interesse, als es sich dabei um die Gebiete handelt, die unmittelbar an das Hinterland von Deutsch-Kamerun angrenzen, an jene Länderstrecken, die erst kürzlich durch die deutsch-französische Grenzregulierung in ihrer Zugehörigkeit zu Deutschland oder Frankreich bestimmt wurden. Hier hat die Mission Lenfants zahlreiche Spuren von Kannibalismus angetroffen und interessante Aufschlüsse gesammelt über die Rolle, die die Menschenfresserei im Leben der Eingeborenen einnimmt. Wie fast alle Negerstämme im hintern Kongogebiet, sind auch die Eingeborenen am Sanga dem Kannibalismus ergeben, und der französische Expeditionsleiter erzählt davon, wie er in einem Dorfe in einem dampfenden Fleischtopfe im Wasser kochend die Arme und Brustteile einer Frau fand. Es gibt keine Speise, die diesen Negerstämmen köstlicher und schmackhafter dünkt, als Menschenfleisch, und sie unterscheiden dabei genau zwischen Negern und Weißen. Das Fleisch der Europäer wird entschieden vorgezogen, und mit großem Freimut äußern die Neger sich über diese Vorliebe. Die Beobachtungen und Studien Lenfants sind um so wertvoller, als sie geeignet erscheinen, die weit verbreitete Annahme zu erschüttern, wonach der Kannibalismus im wesentlichen aus alten Bräuchen des Fetischismus, also aus religiösen Sitten heraus, sich entwickelt habe. In der Regel sind es Kriegsgefangene, getötete Feinde oder auch Frauen des eigenen Stammes, die „geopfert“ und dann verzehrt werden. Diese Schmausereien werden stets langer Hand vorbereitet, und ein großes Fest geht ihnen voraus. Der ganze Stamm tritt dann zusammen, die armen Opfer werden mit seltenem Oel und wohlriechenden Fetten gesalbt, man schmückt sie mit Arm- und Halsbändern aus Kupfer und Perlen, und nun werden sie mitten in den Kreis des tanzenden, jubelnden und lärmenden Volkes hineingeführt. Durch den Wald brausen dann die Tamtamschläge, weithin hallen die singenden Stimmen der begeisterten Teilnehmer, große, hoch auflodernde Freudenfeuer leuchten auf und werfen ihren phantastischen Glanz auf die wilden, dunkeln Gestalten, die hier mit gellenden Freudenrufen tanzen und springen. Dann plötzlich ertönt ein Signal. Alle kennen es. Einen Augenblick später sind die bereits vorher bestimmten Opfer erfaßt. Sie werden erdrosselt, und ihr keuchendes Stöhnen erstickt in dem lauten Gesang ringsum, der nun in diesem Augenblick laut und wild aufbraust. Dann schreitet man zur Verteilung des Fleisches, das Fest ist zu Ende, ein jeder eilt heim in die Hütte, um hier in Ruhe das Mahl zu bereiten und zu genießen. Lenfant ist der Ansicht, daß der Kannibalismus der Sanga-Stämme im wesentlichen seine Ursache in der unüberwindlichen Schwierigkeit des Negers habe, sich ausreichende Fleischnahrung zu verschaffen. Die Affen, Ratten und Schlangen, die im Walde gefangen und erlegt werden, reichten nicht aus, das Bedürfnis nach Fleischnahrung zu stillen, und aus dieser Notlage heraus entwickelte sich schließlich der Kannibalismus. Wo immer man auch in Mittelafrika den Kannibalismus beobachtet, wird man finden, daß seine schlimmsten Orgien stets mit den Zeiten des Mangels an anderen Nahrungsmitteln zusammenfallen; wo die Bananenzucht und der Maniok nur schlechte Ernte bringen, zeigt die Vorliebe der Neger für Menschenopfer den größten Fanatismus, er ersetzt schlechte Jagd und schlechte Ernte.

Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

Ein Opfer der Hottentotten. Dem Volke und der Jugend erzählt. Von P. Rob. Streit O. M. J. — Mit 7 Illustrationen (124). Elegant geb. M 1.—.

Zur Empfehlung des Büchleins genügt es, die Worte des Herrn Generalmajors a. D. Leutwein, eines gewiß authentischen Beurteilers, anzuführen. Dieser schreibt dem hochw. Herrn Verfasser am 29. September 1907 aus Ueberlingen: „Nachdem ich einmal dessen Lektüre begonnen hatte, habe ich sie auch in einem Zuge zu Ende geführt. So hat mich der Inhalt interessiert. Daß die Schilderungen aus dem afrikanischen Leben von einem Sachkenner herrühren, wird jeder Südwestafrikaner aus dem Buche herausfühlen, wie auch die drastische Darstellung der Kriegsstrapazen zum Teil geradezu erschütternd wirkt. Ueber den tief bedauerlichen Tod des mir bekannten Herrn P. Jäger habe ich in dem Buche zum ersten Male Authentisches erfahren. Ihrer Mission in Südwestafrika auch ferner unter der Leitung des tatkräftigen Präfekten Nachtwey alle Erfolge wünschend, verbleibe ich mit nochmaligem Danke Ihr aufrichtig ergebener

(gez.) Leutwein, Generalmajor a. D.“

Der letzte Franziskaner von Texas. Eine geschichtliche Erzählung. Von P. Robert Streit O. M. J. Mit 7 Vollbildern (124). Elegant geb. M 1.—.

Durch die kirchenfeindliche Politik Mexikos ist das blühende Missionswerk der Franziskanermönche vernichtet. Mit tiefem Weh im Herzen steht der letzte der Franziskaner von Texas auf den Ruinen der Kirchen und Klöster, sieht er die Indianer hirten- und heimatlos wieder verwildern und zu einer Geißel des Landes und der Weißen werden, und schaut er die Feinde am Vernichtungs- und Zerstörungswerk. Doch fest und unentwegt harrt er aus am Platze der Pflicht, in starkem Glaubensmute, in glühendem Opfersinn, bis er selbst der Wut der Feinde zum Opfer fällt.

Krankendienst und Krankentrost. Ein Lehr-, Trost- und Gebetbüchlein für Kranke etc. Von Heinr. Drestomark, Priester. 392 Seiten. M 1.75, 2.—, 2,40. Butzon & Bercker, Kevelaer.

Ein ausgezeichnetes Buch, das Kranken und allen, die mit Krankenpflege zu tun haben, treffliche Dienste leisten wird. Es bietet zunächst für den Krankendienst eine Reihe schöner, praktischer Winke, ferner besondere Abschnitte über Verhalten bei plötzlichen Unglücksfällen, die Sorge für besondere Kranke (Geisteskranke, Krüppel), Spendung der Nottaufe usw. Krankentrost hat der seeleneifrige Verfasser in reicher Fülle in dem Werkchen niedergelegt. Da findet der Kranke neben einer Auswahl von Andachtsübungen liebevolle Anleitung zur Heiligung der Tage der Prüfung, Ratschläge für solche, die sich in einem Hospital unterbringen lassen, für Aufstellung letztwilliger Verfügungen. Wir wünschen dem schlichten, reichhaltigen Buch weiteste Verbreitung.

M. Clara Fey vom armen Kinde Jesus und ihre Stiftung. 1815—1894. Dargestellt von Otto Pfülf S. J. Mit sechs Bildern. 8°. (XII u. 654) Herder, Freiburg 1907. M 5.60; geb. in Leinwand M 6.60.

In dem Werke findet man vor allem die Geschichte einer auserwählten Seele, die von Kindheit an durch Fügungen und Anregungen der Gnade bevorzugt, ein langes Leben hindurch nicht nachgelassen hat, nach der höchsten Heiligkeit zu streben. Den Fragen des inneren Lebens ist daher eine Hauptaufmerksamkeit zugewendet; das Buch stellt im vollen Sinne eine geistliche Lesung dar und empfiehlt sich allen, die das innerliche Leben wertschätzen. Die Lebensbeschreibung gewährt einen Einblick in das ganze Triebwerk des klösterlichen Lebens und in den merkwürdigen Prozeß, wie durch das Zusammenwirken der Gnade und menschlicher Bemühungen ein neuer Orden zu stande kommt. Das Buch bietet übrigens noch vieles, was zeitgeschichtlich von Bedeutung ist, so mancherlei über bekannte kirchliche Persönlichkeiten (Maria v. Mörl, Bischof Laurent, Kardinal Melchers), denkwürdige Vorgänge (Heiligtumsfahrten, Konzilswirren, Kulturkampf), Fürstenhäuser (Königin Elisabeth, Kaiserin Augusta, Erzherzogin Sophie), so daß es auch in Laienkreisen Interesse zu wecken geeignet ist. Vorzüglich aber wird die Jugendgeschichte der Stifterin, ein wahres Idyll aus der katholischen Mädchenwelt, junge Herzen anziehen. Vieles wird für die christliche Lehrerin für ihr Amt anregend oder tröstlich sein.

Domine, salvum fac regem!

Kaiser Wilhelm II.

Zum 27. Januar.

Kreuz und Schwert.

Es ward im gewaltigen Ringen,
Das Afrika Rettung soll bringen,
Dem Kreuz und dem Schwerte sein Teil.
Das Kreuz will den Neger umschweben
Mit schützendem Fittich, ihm geben
Die göttlichen Früchte, das Heil.

Das Schwert will das Kreuz unterstützen,
Mit leuchtender Kling' es beschützen,
Frei folgend dem Banner der Pflicht;
Es wahret die Frucht in der Blüte,
Verheißen von himmlischer Güte,
Und der Arm des Räubers zerbricht.

(Afrikaverein deutscher Katholiken, Aachen.)

Erbaulicher Tod einer armen Negerin.

Von Br. Gabriel, Missionar in Kayambi (Njassa).

Inmitten der Arbeiten und Mühen des Missionslebens ist es gar manchmal recht tröstlich, zu sehen, wie die göttliche Vorsehung diesem oder jenem Neger ganz unverhofft die Gnade der Bekehrung schenkt. Es kommt selten vor, daß in den Dörfern in der Nähe unserer Station Kayambi oder ihrer mit Katechisten besetzten Filialen ein Neger stirbt, ohne die hl. Taufe empfangen zu haben. Dagegen ereignet es sich manchmal, daß so ein Schwarzer nach langem Karawanenmarsch gerade in unmittelbarer Nähe der Station erkrankt und sich noch in letzter Stunde den Himmel sozusagen stiehlt. Nicht selten kommt ein Neger oder eine Negerin von weither zur Mission, um in Krankheit und Leid die Hülfe der Missionare in Anspruch zu nehmen. Neben der Pflege des Leibes findet der Schwarze da auch die der Seele und oft genug den sichern Weg zum Himmel. So ging es u. a. einer armen brustkranken Negerin, der ich kürzlich in der Nähe der Station begegnete. Ich war hinaus gezogen, um das erforderliche Holz zum Bau einer Hütte für die Missionsschwestern zu holen. Da stieß ich auf eine arme Negerin mit ihren drei Kindern. Nach dem üblichen Begrüßungszeremoniell, worauf unsere Kabemba sehr viel Gewicht legen, begann ich:

„Woher kommt ihr?"

„Von Kipukula, Bwana (Herr)! Ich bin krank, und darum hat mein Mann mich verlassen, um sich eine andere Frau zu suchen."

„Aber warum irrst du jetzt allein mit den Kindern in der Wildnis umher?"

„Herr, wohin soll ich gehen? Ich habe einen Bekannten, der in Kayambi wohnt. — Vielleicht, daß ich mit meinen Kindern auf der Mission ein Obdach finde?"

Sie schaute mich fragend und bittend zugleich an. Ich sprach ihr Mut zu und ermunterte sie, getrost zu P. Superior zu gehen: der werde gewiß Rat wissen.

Man sah dem unglücklichen Weibe an, daß ihr Leiden bereits in ein vorgeschrittenes Stadium getreten war. Auch das arme Kindlein, das sie in eine Ziegenhaut gebunden auf dem Rücken trug, schien den Keim der Krankheit mit der Muttermilch eingesogen zu haben. — Wie ich einige Tage später hörte, hatten die guten Missionsschwestern die arme Frau in Pflege genommen. Da war sie nun bestens aufgehoben; denn man widmete ihr eine wirklich mütterliche Sorgfalt.

Als die heiße Jahreszeit, hier lusuba genannt, begann, ging es mit der Kranken sichtlich abwärts. P. Superior besuchte sie öfters und sprach ihr auch von der hl. Taufe. Aber obwohl die Negerin in den besten Gesinnungen war, äußerte sie doch nie den Wunsch, Christin zu werden. War es Furcht, sie möchte eher sterben, wenn sie die Taufe empfinge? War es der Feind alles Guten, der diese Frau, die durch ihre Einfalt und Ergebung uns Missionare erbaute, dem Himmel entreißen wollte?

Da, eines Tages, als die pflegende Schwester an das Lager der Kranken trat, war das erste Wort der Negerin: „Mama (so nennen unsere Babemba die Schwestern), rufe den bwana mkubwa (P. Superior). Ich fühle, daß meine Seele (untima) den Leib verlassen will, und meine Brust (kifuba) tut mir so weh!"

Die Schwester rief unverzüglich den Pater herbei. „Bwana," redete ihn die Sterbende an, „ich will eine Christin werden, gieb mir die hl. Taufe."

Der Pater unterrichtete sie, so gut es ging, und spendete ihr dann wirklich die hl. Taufe auf den schönen Namen Maria. Es war gerade das Fest des Namens Mariä.

Die Negerin lebte noch bis gegen Abend und erbaute alle Christen, die sie besuchten, durch ihre Ruhe und freudige Herzensstimmung. „Wie glücklich bin ich," sagte sie, „als Christin bei den Missionaren sterben zu können!" — Gegen 6 Uhr schied ihre Seele im Gewande der Taufunschuld aus diesem Leben, um droben am Namensfeste der lieben Gottesmutter teilzunehmen.

* * *

Auch das kleinste der drei Kinder hatte die Taufe empfangen. Nach dem Tode der Mutter aber kamen die Verwandten und holten das Kind ab.

Da klopft es dieser Tage plötzlich an meine Tür. Ich glaube, es sei ein Schwarzer, der zur Arbeit käme. Wie ich aufmache, steht ein Knabe von 8—10 Jahren vor mir.

„Bwana," beginnt er in traurigem und doch entschlossenem Ton, „mein Brüderchen ist tot. Ich habe es mit meiner Großmutter diese Nacht hierhergebracht, damit es nicht bei den Heiden begraben wird; es ist ja getauft, und wir hätten am liebsten, daß es bei der Mutter ruhe."

„Warte, Kleiner," entgegnete ich, nicht wenig überrascht, „P. Superior hat gleich seine hl. Messe gelesen, dann kannst du ihn selber sprechen; ich will unterdessen das Grab machen."

Nach dem Begräbnis kam der kleine Shitima, so heißt der Knabe, nochmals zu mir. „Sag' mal, Shitima," fragte ich, „hattest du denn keine Furcht, mit deiner nakulu (Großmutter) und dem toten Brüderchen so in der Nacht fünf Stunden zu marschieren?"

„O nein, Bwana," erwiderte das Kind, „der liebe Gott hat mir Kraft gegeben und mich vor den Löwen und Leoparden beschützt."

Ich gab dem Kleinen einige Angeln zum Fischen und ein paar Nähnadeln, das liebste Geschenk für unsere Negerbuben, und ermunterte den Knaben, noch öfter zur Mission zu kommen, damit er auch ein Christ werde wie seine Mutter und sein Brüderchen. Die werden sicherlich nicht ablassen, für ihn beim lieben Gott um die große Gnade des wahren Glaubens zu bitten. Denn der Herr, der den Trunk Wassers nicht unbelohnt läßt, wird gewiß auch den mutigen Knaben segnen, der den weiten Weg in dunkler Nacht nicht gescheut hat, damit der Bruder in geweihter Erde begraben werde, und damit die heidnischen Verwandten keine abergläubischen Gebräuche am Grabe seines Bruders vornähmen.

So zeigt sich Gottes Hand auch im Leben der armen Schwarzen, und uns Missionaren drängt sich oft das Wort des Psalmisten auf die Lippen: „Wunderbar sind deine Wege, o Herr, und deine Erbarmungen sind reich ohne Zahl!"

P. Nikolaus Hoscheit †.

Im Verlauf des Jahres 1908 hat der unerbittliche Tod wieder mehrere empfindliche Lücken in die Reihen der Tanganika-Missionare gerissen.

Wir brachten bereits vor einiger Zeit das Hinscheiden des P. Nikolaus Hoscheit zur Kenntnis unserer Leser. Weitere Einzelheiten entnehmen wir dem Tagebuch der Station Simba:

30. Mai. — Die Raubtierplage nimmt zu. Immer frecher werden die nächtlichen Angriffe der zahlreichen Leoparden, die es auf die großen Ziegenherden unserer Schwarzen abgesehen haben. Jeden Augenblick klagt ein Neger über empfindliche Verluste; auch auf unserer Station ist eine Anzahl Tiere dem blutgierigen Räuber zum Opfer gefallen. Um endlich einmal gegen die nächtlichen Eindringlinge Front zu machen, hat sich P. Hoscheit einige starke Tellereisen mit kräftiger Ankerkette aus Deutschland kommen lassen. Die Fallen bewähren sich; eine ganze Anzahl großer Raubtiere hat bereits ihr Leben lassen müssen. — Auch heute wieder ist ein riesiger Leopard in der Falle festgeklemmt. P. Hoscheit sieht gleich, daß ihm der Räuber diesmal nicht entrinnen wird, und hat nur die eine Sorge, das prachtvolle Fell des Tieres möchte durch einen Fernschuß zu arg verletzt werden. Der Pater entschließt sich daher, seinen Schuß aus nächster Nähe abzugeben. Er tritt hinzu, aber kaum hat er die Büchse an die Wange gelegt, als die tückische Bestie plötzlich mit einem mächtigen Satze emporspringt. Der Pater sucht sich durch einen Sprung in Sicherheit zu bringen, verwickelt sich aber leider in der nicht aufgeschürzten Gandura und kommt zu Fall. Der Leopard springt auf ihn zu und schlägt ihm die Tatzen in die Schulter. P. Hoscheit bewahrt seine ganze Kaltblütigkeit und packt das Tier an der Kehle. Ein Ringen entspinnt sich. Leider sind die den Missionar begleitenden Schwarzen geflohen, so daß Hülfe nicht gleich zur Stelle ist. Der ohnehin leidende Pater ist bald erschöpft und läßt den Leoparden los. Das wütende Tier bearbeitet nun den Hülflosen abermals mit Gebiß und Pranken, bis ein Neger mit seiner Lanze hinzuspringt und den Leoparden

zwingt, von seinem Opfer abzulassen. Das Tier setzt, die Falle hinter sich herziehend, mit einigen Sprüngen in ein undurchdringliches Dickicht. Jetzt kommt auch Br. Kaspar, so schnell ihn die Füße tragen, mit seinem Gewehr herbeigeeilt und feuert aufs Geratewohl sechs Schüsse auf die Bestie ab. Der Leopard ist auch, wie sich später zeigt, wirklich tödlich getroffen. P. Hoscheit hat leider neben andern, weniger gefährlichen Wunden einen Prankenhieb auf die Brust erhalten, der tief in letztere eingedrungen ist, so daß ein Bluterguß ins Innere zu fürchten ist.

3. Juni. — P. Superior findet den armen P. Hoscheit heute schlechter und spendet ihm die Sakramente der Sterbenden nebst der Generalabsolution. Der Kranke hat weder Husten noch Auswurf mehr. Die Zugpflaster — er bittet dringend darum, und zwar um große — halten nicht mehr auf dem abgemagerten Körper. Alles läßt auf ein nahes Ende schließen. P. Hoscheit gibt sich keiner Täuschung hin und opfert mit rührender Einfalt sein Leben für die armen Schwarzen Afrikas.

P. Nikolaus Hoscheit † 5. 6. 08.

5. Juni. — Heute morgen früh um 1 Uhr hat P. Hoscheit ausgelitten. Er starb bei vollem Bewußtsein. Welch rührender Tod! „Ich leide derartige Schmerzen," sagte er noch 5 Minuten vor dem Hinscheiden, „wie sie nur je ein menschliches Wesen leiden kann, aber es ist für die Schwarzen und für die Station Simba." —

* * *

Mit P. Hoscheit ist ein hoffnungsvoller Missionar der vielgeprüften Tanganikamission entrissen worden. Ein starker Körperbau, rastloser Eifer, große Initiative, dabei Geistesgegenwart und Bedachtsamkeit ließen eine längere segensreiche Tätigkeit erwarten. Doch Gott hat es anders gefügt und den eifrigen Arbeiter schon nach $3^1/_2$ jährigem Wirken abgerufen.

Uebrigens hat der oben geschilderte Ueberfall den Tod des Missionars nur beschleunigt. Seit längerer Zeit schon war P. Hoscheit auf ein baldiges Hinscheiden gefaßt. Schon im Scholastikat machte sich bei ihm eine gewisse Schwäche in den Brustorganen geltend. P. Hoscheit hielt sie für eine ungefährliche Erkältung. Unter diesen Umständen hätte der Pater sich Schonung auferlegen sollen; statt dessen kannte er auf seinen ohnehin beschwerlichen apostolischen Wanderungen keine Schonung und Erholung, und hätte es sich auch nur um eine flüchtige Antilope gehandelt, der er nachsetzen zu müssen glaubte, um seine Begleiter mit einem Stück Wild zu überraschen. P. Hoscheits Leiden nahm endlich infolge einer neuen Erkältung solche Ausdehnung an, daß an Heilung nicht mehr zu denken war. Der Bischof schlug dem Pater vor, sich zur Erholung zum hochgelegenen Sanatorium Mwazye zu begeben. Allein der Kranke lehnte das Anerbieten seines Oberhirten mit Dank ab. „Wenn ich doch einmal bald sterben muß", meinte er „sterbe ich am liebsten in meinem lieben Simba!"

P. Hoscheit hat in Voraussicht eines frühen Todes seiner Mutter ein eigenhändiges Abschiedsbriefchen gesandt, das uns freundlichst zur Verfügung gestellt wird. Wir möchten es dem Leser nicht vorenthalten.

Simba, den (Datum fehlt).

Liebe Mutter!

Seit langem huste ich, bald mehr bald weniger. Ich achtete nicht darauf; denn ich glaubte, es sei nichts. Zwar habe ich mir einmal eine sehr starke Erkältung zugezogen, die sich auf die Brust geworfen hat und einen anhaltenden Husten zur Folge hatte; doch ich dachte: Es ist allein gekommen, es geht auch allein wieder weg. Vielleicht hätten ein paar gute Hausmittel das Uebel verhütet, aber die hat man hier nicht. Und zuletzt müssen wir doch sagen, daß es Gottes Wille ist, daß es so kam.

Also, liebe Mutter, fügen wir uns in den Willen des lieben Gottes. Uebrigens, wie viele meiner Kameraden sind schon vor mir gestorben! Und dazu läßt der liebe Gott mir genügend Zeit, mich auf mein letztes Stündlein vorzubereiten, während alle andern hier kaum 2—3 Tage krank sind und oft gleich die Besinnung verlieren.

Gewiß, wenn meine Brust so angegriffen ist, daß eine Heilung nicht mehr möglich ist, wird es mich schmerzen, daß ich Ihnen jetzt noch Leid verursache durch meinen frühen Tod. Aber ich weiß, liebe Mutter, Sie glauben an Gott und hoffen auf ihn wie ich. Sie glauben, daß Gott uns liebt und unser Bestes will, obgleich wir es oft nicht verstehen. Sie hoffen, daß wir uns wiedersehen, und zwar in einem bessern Jenseits, wo es keinen Schmerz, kein Leid mehr gibt. Und dieser Glaube und die Gnade Gottes wird Ihnen die Kraft geben, auch dieses Leid mutig zu tragen, mit demselben Mute, mit dem Sie den Schmerz bei meinem Abschied von Hause ertrugen.

Zum Andenken schicke ich Ihnen mein Brevier und meinen Rosenkranz. Beten Sie ihn für mich; der liebe Gott wird Ihr Gebet für mich gewiß vor allen andern erhören. — „Aber", so sagen Sie vielleicht, liebe Mutter, „wer wird denn mir nachbeten?" Liebe Mutter, ich tue es täglich bei der hl. Messe, und wenn ich nicht mehr da bin, wird es an meiner Stelle mein Freund und Genosse tun, P. Kappel, der zugleich mit P. Molitor in Mpimbwe ist.

Im Himmel hoffe ich den lieben Vater wiederzusehen, für den ich ebenfalls täglich bete. Wenn Sie dann auch einst dahin kommen, wird die Freude voll sein. Ich bete täglich zum lieben Gott für die ganze Familie, damit keiner den Weg dort zum Himmel verfehle. Und wenn ich selber einmal dort angekommen bin, gereinigt von all den Fehlern und Vergehen von Jugend an, so werde ich wie ein Schutzengel über alle wachen, die mir lieb waren.

Ich schreibe Ihnen dieses, liebe Mutter, um Ihnen selber diese schwere Nachricht zu bringen; es soll keine fremde Hand sein. Uebrigens ist vielleicht noch Hoffnung auf Genesung. Ich werde den Militärarzt in Bismarckburg konsultieren und mich dann vielleicht zu einer gesunden, hochgelegenen Station, Mwazye nämlich, begeben, vielleicht selbst nach Europa, wenn es der Arzt für notwendig hält. Beten

wir, daß der Wille Gottes in allem geschehe, und daß wir genügend Demut haben, uns ruhig darein zu fügen, wie es auch gehen mag.

Also, liebe Mutter, für den Fall, daß es vielleicht schneller mit mir zu Ende geht, als ich vorsehe, umarme ich Sie von fern zum letztenmal; adieu, liebe Mutter — auf Wiedersehen in Gott!

Ihr Sie innigst liebender Sohn

Pater N. Hoscheit.

* * *

P. Nikolaus Hoscheit war geboren am 3. Oktober 1878 in Roder (Luxemburg). Er absolvierte das Gymnasium zu Diekirch. Am 7. Oktober 1900 wurde er als Novize der Weißen Väter eingekleidet, und am 29. Juni 1904 empfing er in Carthago die hl. Priesterweihe. Im September gleichen Jahres traf er in Karema am Tanganikasee ein. Zunächst arbeitete er zwei Jahre in der Station Utinta, dann anderthalb Jahre in dem am Rukwasee gelegenen Simba. Dort entriß ihn der Tod seinen geliebten Schwarzen am 5. Juni 1908. In Scharen versammelten sich die Neger um die sterbliche Hülle des Paters und begleiteten sie zum stillen Friedhof der Mission, wo P. Hoscheit nunmehr der Auferstehung entgegenschlummert.

R. I. P.

Allerlei Schwarzes. = Afrikanische Miszellen.

Von P. P. Schumacher.

„Ich habe viel in der Welt versucht und immer dasselbe gefunden," läßt Goethe seinen Jarno aussprechen; „in der Gewohnheit ruht das einzige Behagen des Menschen; selbst das Unangenehme, woran wir uns gewöhnten, vermissen wir ungern."

Diese Bemerkung unseres Dichters fällt mir oft ein, wenn ich einen Blick in das Seelenleben des Negers zu werfen Gelegenheit habe. Ich stelle heute für den wißbegierigen Leser eine Reihe kleiner Episödchen in bunter Reihenfolge zusammen und darf dann als Gegenleistung wohl auf seine wohlwollende Nachsicht für die Darstellung des schwierigen Materials rechnen.

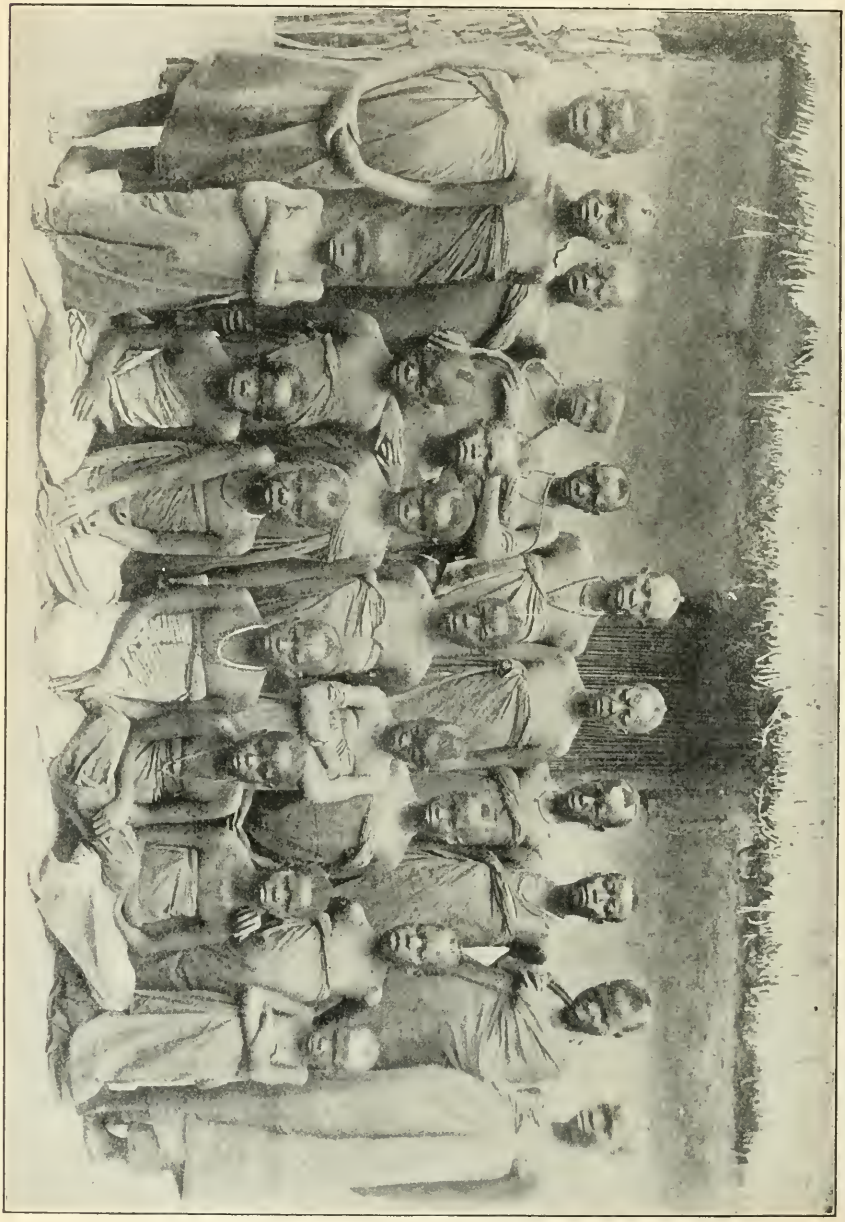
I.

„Grau, teurer Freund, ist alle Theorie."

Im fernen Kulturlande erfreut sich das in der Nase verkörperte Empfindungs- oder Wahrnehmungsvermögen mancherlei Aufmerksamkeiten und gesellschaftlicher Schutzmaßregeln. Man sollte sich daher für berechtigt halten, auf eine wohlgesittete Nase, die alle Sorgfalt einer aufmerksamen Erziehung genoß, stolz sein zu dürfen — zum mindesten in einem Lande, wo nach unserm Ermessen eine so vervollkommnete Nasen-Pädagogik nicht geübt, vermutlich nicht einmal geschätzt wird.

Wer beschreibt also mein Erstaunen, als meine bisherigen Anschauungen in der schmählichsten Weise über den Haufen gestürzt wurden

und ich mein edles Organ der hochnäsigsten Verachtung seitens der „wilden" Kollegen preisgegeben sah? Daß wir Kinder essen, daß unsere Gelehrten, die so eifrig nach Totenschädeln forschen, sich aus Leichenresten kannibalische Gerichte bereiten — diese Annahme der Neger hatte mich nicht sonderlich überrascht, obschon derartige Ansichten im Kopfe eines Negers schon ein bedenkliches Streiflicht auf das gesamte Europäertum werfen müssen. Allein, daß wir den Negernasen ein Greuel sind, hätte ich nicht ohne



Gefangene Frauen und Kinder am Kiaffa.

weiteres vermutet. Man muß auch schon in bedeutendem Maße das Vertrauen der Schwarzen erworben haben, bis sie einem solche Geständnisse eröffnen. Besonders bei der noblen Rasse der Batutsi genießen die Europäer die herzlichste Verachtung, wenn die Batutsi diese in den tagtäglichen Beziehungen nach außen auch geschickt zu verbergen wissen. Die Europäer werden von den Batutsi mit „impyisi“ (Hyänen) oder „inyamaswa“ (Bestien) bezeichnet, da der Weiße einen abscheulichen Leichengeruch ausströmen soll. Kein Wunder, wenn man bedenkt, was diese entsetzlichen weißen Menschen alles essen! Geflügel, Schaf-, Ziegen- und Schweinefleisch, frische Butter, sogar Käse und Eier verschwinden in ihrem Magen; dazu trinken sie noch Ziegenmilch und warme Kuhmilch! Und um das Maß voll zu machen, kochen sie auch noch aus der Minze einen Absud, den sie magenstärkenden Tee nennen — und die weichbefiederten Stengel gerade dieser Pflanze dienen unsern hiesigen Kinderwärterinnen zur Bekämpfung der Lebensüberschüsse ihrer magenstarken Schützlinge! Schicksal!

Wir armen Kulturleute wären somit in den Augen unserer Schwarzen arg im Nachteile. Daß die Eingeborenen in der Nahrung einigermaßen wählerisch sind, — ich spreche von den Batutsi — läßt sich allerdings nicht bestreiten. Selten werden sie anderes Fleisch genießen als Rindfleisch; ihre sonstige Vegetarier-Kost wird in reinlichen Holzschüsseln säuberlich aufgetragen. Vor den andern Negern rühmen sie sich einer vollkommenen Enthaltung von Speise und Trank — höchstens gestehen sie ein geringes Bedürfnis nach Milchgerichten zu. Sie bedienen sich beim Essen eines zierlich geschnitzten hölzernen Bestecks. Unsere Industrieprodukte interessieren sie. „Nette Spielsachen“ sind es in ihren Augen, und so mögen wir es höchstens zum Rufe kunstfertiger Zigeuner bei ihnen bringen. Aller Lebensernst konzentriert sich für sie als echte Hirtenvölker in der Viehzucht. Wären nicht die knallenden Donnerbüchsen, wir Weißen würden ihnen wahrlich sehr wenig Respekt einflößen. Aber vor den Gewehren der Europäer haben sie Angst, und die Negermütter bringen ihre kleinen Schreihälse schließlich immer dadurch zur Ruhe, daß sie ihnen drohen, der Weiße würde sie holen. Die kleinen Negerlein nehmen reißaus, sobald sich in der Ferne ein Europäer sehen läßt — oder sie müßten das Gruseln bereits einigermaßen verlernt haben. Wie sollte da der Missionar, dem äußere Machtzeichen nicht zu Gebote stehen, Anziehungskraft auf diese Schwarzen ausüben können, wenn ihm der liebe Gott nicht mit einer alles besiegenden inneren Macht hilfreich zur Seite stände?

Legen unsere Batutsi-Neger auch auf Körperpflege Gewicht? O ja, die Haut des Mututsi wird sorgfältig gewaschen und eingerieben und erglänzt in tadellosem Schwarz; die halbmondförmigen, strahligen Haarwülste ziehen sich in imponierender Ordnung über den Kopf. Zwar geht von den mit Butterfalbe durchtränkten Gewändern ein für uns unangenehmer Fettduft aus, aber das ist Heimatsparfüm und Landesessenz! Unsere europäischen Parfümerien finden überhaupt keine Gnade bei diesen Leuten; warf doch der König eine Kiste parfümierter Seife, die er von einem Weißen zum Geschenk erhielt, in den nahen Sumpf: „Es roch zu stark nach dem Europäer.“ Ich darf hier nicht einmal schildern, wie, abgesehen von der Kuh selbst, so auch alle deren Produkte für unsern Neger eine Kostbarkeit sind. Wolltest du dich darüber verwundern, so würdest du zweifellos großes Aufsehen erregen und deine Unberufenheit

in der Beurteilung der allertäglichsten Lebensfragen in ihren Augen nur besiegeln!

Hatte also der Dichter nicht recht, als er die Gebräuche der Menschen lediglich als „Gewohnheiten" bezeichnete, und prägte man eben deshalb nicht das Wort „Brauch"? Willst du also vorurteilsfrei die Anschauungen fremden Völker betrachten, so löse dich los von der heimatlichen Scholle; erst dann wirst du imstande sein, die menschlichen Gepflogenheiten selbst von ihren lokalen Bedingungen loszulösen und sie unbeeinflußt von Erziehung und Gewohnheit zu prüfen.

Freilich, ein alles umfassender Ausgleich aller Forderungen wird sich auf dieser Welt ja nun einmal nie herstellen lassen, denn „leicht beieinander wohnen die Gedanken, aber hart im Raume stoßen sich die Sachen."

Noch ein paar Beispiele entgegengesetzter Anschauungsweise bei Negern und Weißen!

P. P. Schumacher (X) und P. Lecoindre (XX) in Kabgaye (Marangara). (Vorn neben dem Hunde: Martini; der Knabe mit dem Krug auf dem Kopfe ist Rwarema.)

Unser junger Martini hatte gerade eine Funza-Operation an meinen hart heimgesuchten Extremitäten beendet. „Könntest du wohl auch ohne Schuhe gehen?" fragte er etwas schelmisch. — „Wohl kaum!" — Ein befriedigtes Lächeln glitt über seine Züge, und ein mitleidiger Blick traf meine armen Wickelfüße. Ich war entschieden im Nachteil.

„Gib uns den Pombekrug, daß wir Wasser schöpfen können", kamen Martini und Rwarema heute morgen heran. Gestern war ein gefüllter Pombekrug eingetroffen, den ich aber bereits abgetan glaubte. Der ungewohnte Eifer und das verklärte Wesen meiner Helden fiel mir auf: Ich dachte an Max und Moritz. „Warum denn gerade diesen Krug, und nicht den andern?" forschte ich. Keine Röte, wohl aber ein Schatten

der Verlegenheit überflog die schwarzen Gesichter. — „Nun?" — „Es ist noch ein bißchen Pombe drin!" hieß es. Lächelnd überließ ich ihnen den Gegenstand ihres Verlangens.

Kerzenlicht hat eine bedeutende Anziehungskraft auf die beiden. Als sie vernommen, daß man mit Wachs derartige Lichtspender gießen könne, fand ich sie eines Tages in der Küche in eifriger Arbeit beschäftigt. „Wir wollen Kerzen gießen!" Rwarema hatte einen Fetzen von seinem Zeug losgerissen, flüssiges Bienenwachs stand bereit, und Martini hielt ein Bambusrohr als Form in der Hand. Bald kamen sie triumphierend und zeigten mir das gelungene Meisterstück. Den Abend verbrachten sie bei Kerzenlicht.

Einiges Kopfzerbrechen macht ihnen die europäische Tonleiter, und man glaubt sich zuweilen mitten unter die Bremer Stadtmusikanten versetzt, wenn sie ihre regellosen Tonsätze dahinleiern. „Welche Gesänge sind nun die schönsten", fragte ich Nyikwabategelse, „die unsern oder die eurigen?" — „Die Bazungu-Gesänge gehen über die unsrigen", lautete die prompte Antwort. — „Was sagst du aber, wenn kein Muzungu es hört?" — „Dann sind die unsrigen die schönsten." — Paulo, ein schon getaufter, intelligenter junger Mann aber sagte mir gerade heraus: „Die europäischen Melodien sind nicht schön." — So muß es sein. Solange die Musik noch in den Kinderschuhen steckt, findet man mehr Gefallen am schmetternden Blechbaß fahrender Musikanten, als an den zarten, kunstvollen Modulationen des Gürzenich-Quartetts.

„Was heißt auf Runyarwanda deine Farbe haben?" fragte ich eines Tages Rwarema. — „Kwirabura, Padri." — „Und die Farbe des Himmels?" — „Auch kwirabura." — „Aber, Rwarema, du wirst doch nicht behaupten wollen, daß dein schwarzes Fell dieselbe Farbe hat wie der schöne Himmel!" — „Ah!" sagte er überrascht und legte den Zeigefinger an die Lippen. — „Nuko (Ja)", fiel Martini ein, „ich hab's gewußt — insigo ist es!" — Der Neger hat tatsächlich nur für 3 Farben eine Bezeichnung, nämlich für schwarz, grün und blau. „Insigo" ist offenbar eingeschleppt und bezeichnet wohl Indigoblau. In der Farbenkunde sind wir also den Schwarzen entschieden überlegen.

Unsere Neger beobachten sehr scharf. Nichts ist ihnen leichter, als jemanden bis auf die unscheinbarsten Bewegungen nachzuäffen, zum größten Gaudium der Unbeteiligten. Erfreulicherweise übertragen sie dieses Auffassungsvermögen auch auf würdigere Gegenstände: „Warum braucht denn der Meßdiener in der ersten Mitternachtsmesse zu Weihnachten nicht zum zweitenmal mit dem Kännchen zu kommen?" fragte mich Martini einmal. — „Weißt du denn nicht, daß man für die hl. Kommunion der folgenden Messen nüchtern sein muß?" — „Ach ja! Ich verstehe!" und befriedigt zog er von dannen.

I. Stand des Apostol. Vikariats Tanganika (Deutsch-Ostafrika).

Juni 1907 — Juni 1908.

Name der Station	Patres	Brüder	Schwestern	Katechisten	Christen	Katechumenen	Taufen Erwachsener	Taufen von Christenkind.	Taufen in Todesgefahr	Schulen	Knaben	Mädchen	Spitäler	Armenapotheken	Waisenhäuser	Gepflegte Kranke
1. Karema (U. L. Frau) . . .	5	2	6	9 + 1	1399	900	54	97	60	7	210	156	1 Spital zur Aufnahme von Schlafkranken.	13 Armenapotheken	4 Waisenhäuser. — 1 Asyl	12000
2. Utinta (St. Joseph)	2	1	—	3 + 2	391	127	1	17	22	3	66	58				2638
3. Kirando (St. Franz Xaver) .	3	1	4	6 + 2	901	2115	41	56	87	10	265	258				3600
4. Kala (St. Peter u. Paul . .	3	1	4	12 + 4	1081	730	57	26	167	10	522	431				8508
5. Simba (St. Petrus Claver) .	3	1	3	12 + 2	959	813	106	69	78	21	540	490				850
6. Mkulwe (St. Bonifatius) . .	2	1	—	8	177	150	8	17	8	5	300	200				600
7. Galula (St. Mauritius) . .	2	1	—	6 + 1	37	220	21	4	4	5	130	100				?
8. Urwira (St. Joseph)	2	1	—	2 + 2	34	1062	8	2	8	5	161	143				2170
9. Mpimbwe (St. Maria) . . .	2	1	—	5 + 3	60	850	—	3	14	6	291	234				846
10. Mwazye (St. Adolf)	3	2	3	4 + 3	12	650	—	—	42	4	300	230				1100
11. Kate (St. Anna)	3	1	—	7 + 5	222	400	35	4	37	6	540	360				1800
Zusammen .	30	13	20	74 + 25	5273	8017	331	295	527	82	3325	2660	1	13	5	34112

II. Stand des Apostol. Vikariats Unjanjembe (Deutsch-Ostafrika). Juni 1907 — Juni 1908.

Name der Station	Patres	Brüder	Schwestern	Katechisten	Christen	Katechumenen	Taufen Erwachsener	Taufen von Christenkind.	Taufen in Todesgefahr	Schulen	Knaben	Mädchen	Spitäler	Armenapotheken	Waisenhäuser	Gepflegte Kranke
1. Ushirombo	7	1	7	21	2307	556	29	78	18	14	304	68	3	2	2	35950
2. Msalala	3	1	—	6	589	210	11	31	3	1	22	—	1	1	1	9560
3. Ndala	3	—	—	14	443	300	10	20	6	1	35	—	1	1	1	3600
4. Tabora	3	—	4	2	109	160	8	7	6	3	25	10	1	2	2	3068
5. Marienthal (Ulungwa)	3	—	—	—	82	317	8	8	5	1	16	—	1	1	2	2118
6. Usambiro	3	1	—	1	75	125	4	4	6	1	70	—	1	1	1	3660
7. Muyaga	3	1	4	9	213	530	24	15	25	1	75	—	1	1	2	6390
8. Mugera	3	1	—	2	303	331	53	23	21	1	80	—	2	1	2	13477
9. Marienheim (Buhonga)	4	—	4	4	136	295	21	5	49	3	59	40	1	2	2	14083
10. Marienseen (Kanyinya)	3	—	—	—	26	366	1	6	25	1	40	—	2	1	1	11226
11. Neu-Trier (Iraku)	3	1	—	—	3	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	30
In Europa	1															
Zusammen	39	6	19	59	4286	3190	169	197	164	27	726	118	14	14	16	103162

III. Stand des Apostol. Vikariats Süd-Njansa (Deutsch-Ostafrika). Juni 1907 — Juni 1908.

Name der Station	Patres	Brüder	Schwestern	Katechisten	Christen	Katechumenen	Taufen Erwachsener	Taufen von Christenkind.	Taufen in Todesgefahr	Schulen	Knaben	Mädchen	Spitäler rc.	Gepflegte Kranke
1. Marienberg	6	3	7	37	2042	1760	199	87	112	6	250	160	5	13700
2. Buanja	3	1	—	19	464	784	37	21	89	5	242	—	1	9887
3. Kagondo	3	—	—	3	228	332	41	11	33	2	82	—	2	5566
4. Katoke	3	—	—	5	286	119	86	11	26	2	64	—	3	4214
5. Rubia	3	1	—	4	131	152	45	16	25	1	38	—	2	4192
6. „ Seminar	4	—	—	—	—	—	—	—	—	1	51	—	—	—
7. Bukumbi	4	—	—	20	838	286	44	72	33	3	45	7	3	1460
8. Muansa	3	—	—	—	66	27	—	3	3	—	—	—	1	200
9. Ukerewe	5	—	—	5	1508	452	9	41	372	1	30	—	1	8990
10. Kome	3	1	—	9	390	413	58	18	14	3	82	—	3	4680
11. Issavi	4	1	—	19	1150	2550	204	91	428	7	188	120	3	6105
12. Nsasa	3	—	—	11	671	408	9	63	45	2	95	—	3	9525
13. Nyundo	4	3	—	15	1151	915	147	81	140	4	164	—	3	11250
14. Ruasa	3	—	—	14	463	1251	151	81	115	3	140	—	2	8972
15. Mibirisi	3	—	—	5	239	535	86	20	13	3	166	—	2	3800
16. Marangara	4	1	—	7	23	297	20	—	24	3	83	—	3	10260
Zusammen	58	11	7	173	9650	10281	1136	616	1472	46	1720	287	37	102801

Königswahl auf der Insel Ukerewe.

Die regierende Dynastie der Basiranga stammt aus Ihangiro. Von dort ist sie nebst einer Anzahl Anhänger hier nach Ukerewe eingewandert. Zu diesen Ihangiro-Leuten zählen z. B. die Bahembe, Basubwa, Basa, Bayango, lauter Familien, die heute auf der Insel sehr verbreitet sind. Sie fanden in ihrer neuen Heimat schon eine Anzahl aus Mukwaya stammender Sippen vor wie die Babogo, Basegera, Bahira, Bagwe. Alle diese spielen eine Rolle bei der Wahl und Thronerhebung des Königs.

Die Leiche des verstorbenen Herrschers bleibt wochenlang unbeerdigt daliegen, manchmal einen Monat und länger. Die interimistische Regierung liegt in der Hand der Bagwe. Sie haben die Bestattungsfeierlichkeiten zu leiten, die Hinterlassenschaft zu verwalten, und besonders auch zur Wahl des glücklichen Nachfolgers zu schreiten.

Von Tag und Stunde ab, wo der Ruf durch das Land geht: „der König ist tot!“ ruhen alle Geschäfte; es herrscht allgemeine Landestrauer.

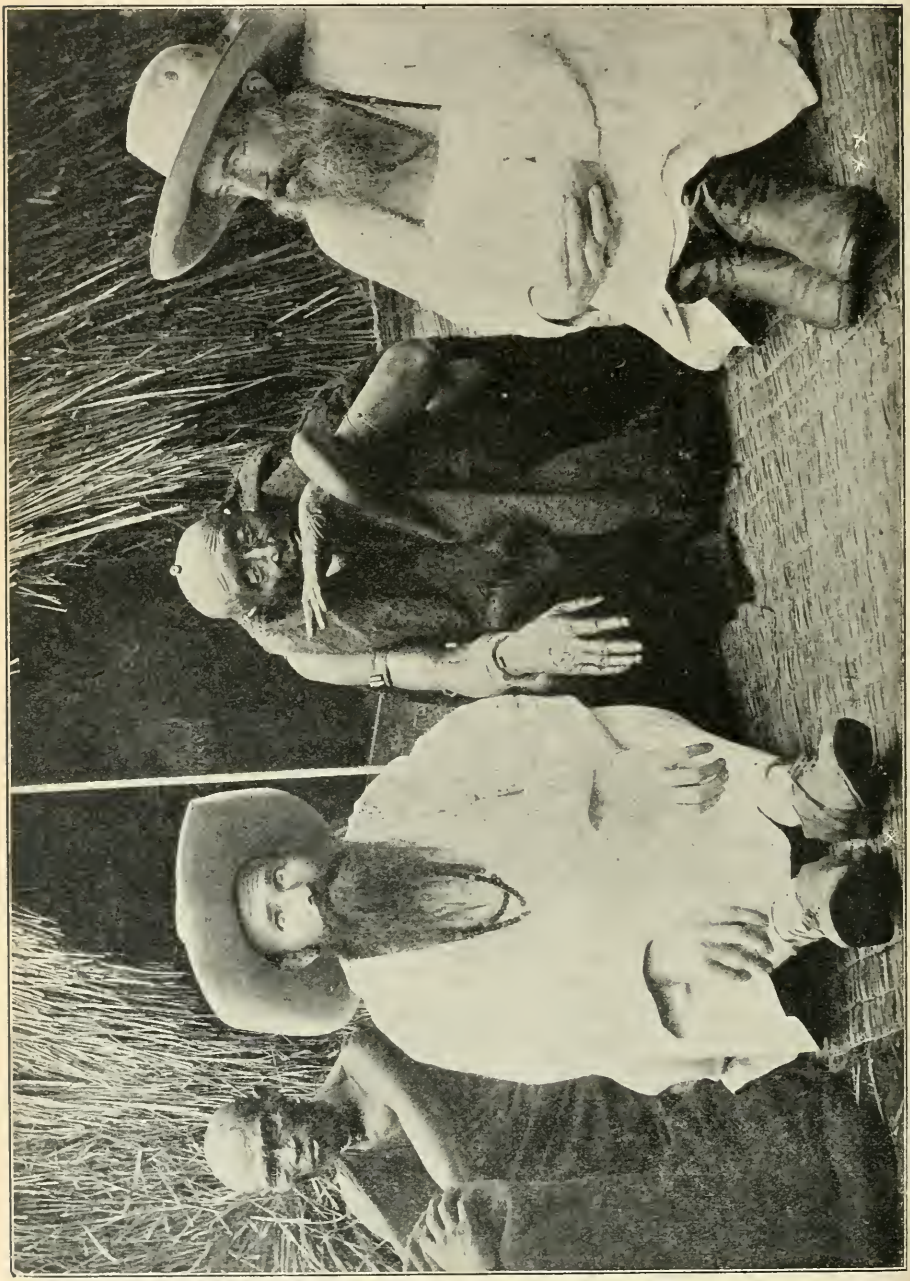
Erst nach der Beerdigung findet die Wahl des neuen Königs statt. Zu diesem Behufe kommen die Bagwe zur Beratung in der Residenz zusammen. Da werden denn die Rechte und Ansprüche der Kandidaten der Reihe nach erörtert. Zunächst kommt der älteste Sohn in Frage. Liegt ein Hindernis vor, wie z. B. wenn seine Mutter eine Fremde ist, so sind seine Kinder die Nächstberechtigten, endlich die Brüder des verstorbenen Königs selbst.

Natürlich herrscht bei dieser Wahl nichts weniger als Unparteilichkeit. Die Entscheidung fällt stets zugunsten dessen, der am meisten Kühe, Ziegen, Pombe (Bier) u. s. w. in Aussicht stellt.

Ist der Erwählte glücklich proklamiert, so wird er zunächst nach Kihungula (vom Zeitwort kuhungula, erben) geführt, einem Dorfe etwa 12 km vor der jetzigen Hauptstadt. Denn stets muß der neue König — gleich, woher er stammt — von Kihungula kommen. Von da hat er sich gleich auf dem geraden Wege nach Kitale, einem Dorfe 2 km jenseits der Residenz, zu begeben. Hier in Kitale nun findet eine Art feierlichen Gottesurteils ganz eigener Art statt. Es liegt nämlich dort ein riesiger Stein von sanftgewölbter Form. Vorn ist er nur ein paar Zentimeter hoch, steigt aber ganz sachte bis zu einer Höhe von stark einem Meter an. Das ist der sogenannte ruswa. Der neue König muß nun mit jeder Hand eine Anzahl Lanzen, Pfeile und Bögen fassen und mit großen Sandalen an den Füßen langsam und mit ganz kleinen Schritten den ruswa erklimmen. Gleitet er aus und fällt er hin, dann ist das ein Zeichen, daß er nicht würdig ist, Herrscher zu werden, und man jagt ihn ohne Erbarmen davon. So will es wenigstens der Wahlkodex; tatsächlich soll es nie vorkommen. Arbeitet sich der Erwählte glücklich nach oben, so jauchzt man ihm von allen Seiten zu; frohe Ju-Ju-Rufe erfüllen die Luft, und mit Freudengesängen und Scheingefechten wird der neue König gefeiert.

Nun nimmt die eigentliche Krönungsfeier ihren Anfang. Man fordert den neuen Herrscher auf, von dem Stein herunterzusteigen, und, von einer Menge Volkes begleitet, zieht er in die Hauptstadt ein. Dort nimmt der Senior der Sippe der Bayango auf dem Markte Platz, gleich am Eingangstor zu dem königlichen Hüttenkomplex. Schweigend sitzt er

da und wartet. Der König aber macht ihm eine Anzahl Sklaven, Kühe usw. zum Geschenke. Und sieh, der Muyango, der bis jetzt stumm dagesessen, tut plötzlich seinen Mund auf und — spuckt zu mehreren Malen auf den Boden; dann spricht er ein einziges Wort aus, einen Namen, und den



Kisabo, Häuptling von Urundi, zwischen P. X. Schulz (X) und P. Sweens (XX).

legt sich fortan der Erwählte bei. Allerdings ist dies bloß eine Formalität, denn der König führt diesen Namen offiziell doch nicht, sondern behält den früheren bei. Hierauf bezeigt ihm der Muyango an erster Stelle seine Huldigung. Er beugt ein Knie zur Erde nieder, streckt die gefalteten Hände zum König aus, sieht ihm fest ins Auge und spricht: „Kamere wetu, Kamere rugaba“. Der Herrscher antwortet mit einem leisen, unartikulierten Laut oder einer Verneigung des Hauptes. Der Huldigende aber richtet sich empor, setzt sich und gibt dem Neuerwählten noch ein paar gute Ratschläge: „Nimm dich von jetzt ab gut in acht, sorge für deine Untertanen, gib ihnen viel Regen!“ u. dgl.

Jetzt darf auch das Volk sich nahen und dem neuen Herrscher huldigen. Jeder spricht sein „Kamere wetu“ in der oben geschilderten Weise. Da der Platz schwarz von Menschen ist, nimmt diese Zeremonie sehr lange Zeit in Anspruch.

Inzwischen tritt ein Neger aus der Sippe der Bahembe auf. In den Händen hält er das bedeutungsvolle rufigo. Dieses besteht aus einem hölzernen Stäbchen und einem Holzklotz, der die Gestalt eines noch nicht ausgehöhlten Negerkahnes hat. Damit entzündet er das neue Feuer. Er setzt das eine Ende des Stäbchens auf den Klotz, hält es zwischen seinen beiden Handflächen und wirbelt es, so schnell er nur kann, hin und her, bis die Funken stieben. Alsbald fängt das Stroh, wovon er eine Handvoll beim Reiben an die Stelle hält, wo die beiden Hölzer sich berühren, Feuer. Sobald dies Stroh, das ganz trocken sein muß, aufflammt, werden sämtliche Herde in den königlichen Hütten gelöscht und ausgefegt, und der Muhambe versieht die Feuerstelle mit neuem Feuer. Ist das geschehen, so wird dem König Mitteilung davon gemacht. Sogleich erhebt er sich und hält feierlich Einzug in sein Palais.

P. Hurel, Missionar auf Ukerewe.

Ein arabischer Blutzeuge.

Von P. Heinrich Baurmann.

(Schluß.)

10. Kapitel.

Ein teuflischer Plan.

Während Geronymo sich zum letzten, entscheidenden Kampfe rüstete und mit seinen Gedanken schon inmitten der Scharen glorreicher Blutzeugen weilte, begab sich Pascha Ali-el-Eudi seiner Gewohnheit gemäß zur Besichtigung der Festungswerke vor die Stadt. Seinem Unmut über die verstockte Bosheit des gefangenen Christenhundes machte er dem Werkführer gegenüber in lauten Worten Luft, und dieser hinwieder, ebenfalls ein abgefallener Christ, glaubte seinen Eifer für den Dienst des Propheten nun dadurch bekunden zu müssen, daß er noch mehr wie sonst die christlichen Sklaven durch Drohungen und Stockstreiche zur äußersten Arbeit antrieb.

„Ich möchte“, sagte der Pascha, „diesen abtrünnigen Christenhund in einer Weise verderben, daß allen, die es sehen und hören, der kalte

Angstschweiß auf die Stirne tritt. Dann soll mir in Zukunft kein Mohammedaner mehr wagen, zu dieser Sekte — verflucht ist sie — überzutreten." Mit diesen Worten winkte er einen der Marabuts zu sich heran, der in ehrfurchtsvoller Entfernung und bittender Haltung stehen geblieben war. „Du warst heute wieder bei diesem Christenhunde und vermagst es nicht, ihn von der Wahrheit des Islam zu überzeugen?" „Sidi", erwiderte der Angeredete mit tiefer Verbeugung, „diese Christen — verflucht sind sie — wollen von den Freuden des gegenwärtigen Lebens nichts wissen und hoffen auf das zukünftige; aber bei Allah — sein Name ist groß — sie werden weder das gegenwärtige noch das zukünftige Leben genießen; die Hölle ist ihr Anteil, wenn sie nicht Anhänger des Propheten werden!"

„Ja, einen Vorgeschmack der Hölle will ich diesem Christenhunde zu kosten geben, aber auch du verdientest hundert Stockstreiche, weil du diesem Elenden nicht beweisen kannst, daß Mohammed der wahre Gesandte Allahs ist!"

„Die Weisheit Allahs hat durch deinen Mund geredet", antwortete der Marabut, indem er sich zu Boden warf. Der Pascha warf ihm einen verächtlichen Blick zu. Was mochte der Renegat wohl denken von diesen Schriftgelehrten, deren einzige Weisheit die Torheit des Pöbels ist! Dann wandte er sich wieder zur Besichtigung der immer höher und gewaltiger sich auftürmenden Festungswerke. Durch diese Stadt, dachte er, will ich meinen Namen verewigen, und leicht kann ich von hier aus mit meinen 200 Galeeren das Meer beherrschen; selbst die Macht und der Stolz Spaniens sollen an diesen Mauern zerschellen, wie vor 18 Jahren das Aufgebot Karls V. hier zu Grunde ging. „Und dieser Christenhund wagt es noch, meinen Befehlen zu trotzen!" wandte er sich plötzlich an seinen Begleiter, da der Gedanke an Geronymo ihn wiederum in seinen stolzen Plänen zu stören schien. „Aber ich will, daß er zum Islam zurückkehre, verstehst du, ich will" — hier stampfte Ali-el-Cudi vor Wut auf den Boden — „sonst werde ich diesen Elenden verderben, ja, erwürgen werde ich ihn!"

Unterdessen hatte der Pascha seinen Rundgang beendet. Mißmutig wandte er sich zur Heimkehr, denn noch immer hatte er kein Mittel gefunden, das ihm schrecklich genug schien, um den standhaften Bekenner zum Abfall zu zwingen. Da fiel sein Blick wie zufällig auf eine der gewaltigen Mulden, die eben mit Steinen, Sand und Mörtel ausgefüllt werden sollten. Er rief den Aufseher herbei, dem dieser Teil des Festungsbaues unterstand. „Siehst du diese Mulde? Laß sie bis morgen leer, ich will diesen Christenhund aus Oran dort lebendig einstampfen lassen, wenn er nicht zum Islam zurückkehrt!"

Mehrere Christensklaven, die dort beschäftigt waren, hatten die Drohung des erzürnten Paschas vernommen, und ein Grauen befiel sie beim Gedanken an das Los, das dem treuen Bekenner bevorstehe. Als sie abends in ihr Gefängnis zurückkehrten, traten sie zu Geronymo, beteten noch lange mit ihm und ermahnten ihn zur Standhaftigkeit im Kampfe für den hl. Glauben. Dann teilten sie ihm mit, welche Todesart Ali-el-Cudi ihm zugedacht habe. Bei dieser Nachricht hätte Geronymo vor Freude laut aufjubeln mögen. „Gott sei gepriesen", sagte er, „daß er mich würdigt, für ihn zu sterben! Glaubet ja nicht, daß eine solche Todesart mir Schrecken einflößt oder mich in meinem hl. Glauben wankend

machen kann. Nein, Gott und die hl. Jungfrau werden an meiner Seite sein. Aber betet noch in dieser Nacht für mich, daß Gott sich meiner Seele erbarme und mir die Menge meiner Sünden verzeihe."

Lange blieben die christlichen Mitgefangenen noch an der Seite des Martyrers, unaufhörlich mit ihm betend, ihn ermutigend und an seinem Mute sich erbauend. Wie in den ersten christlichen Jahrhunderten die Anhänger Christi in den Katakomben sich versammelten und dort die Nächte durchwachten an den Grabstätten ihrer Blutzeugen, um dann am kommenden Morgen durch das hl. Opfer den Tag ihrer Geburt für das himmlische Leben festlich zu begehen, so durchwachten auch hier die gefangenen Diener Christi einen großen Teil der Nacht im Gebete, ihrem Mitbruder Kraft und Stärke von oben zu erflehen für den Tag seines Einzuges in das ewige Leben. Dann zogen sie sich zurück, und Geronymo benutzte die Einsamkeit und Stille, um noch inniger zu beten und zu betrachten im Verlangen nach dem Lebensbrote, das er noch einmal vor seinem Tode zu empfangen wünschte.

11. Kapitel.

Lebendig begraben.

Schon dämmerte der Morgen des 8. September 1569. Noch lag Geronymo gefesselt da in innige Andacht versunken und erwartete den Priester, der ihm den Leib des Herrn in früher Morgenstunde bringen sollte. Bald versammelten sich um ihn ein Teil seiner Mitgefangenen, die ihn noch einmal sehen wollten, bevor sie selbst zur harten Schanzarbeit abgeführt wurden. Da erschien auch schon Don Caro, der es sich nicht hatte nehmen lassen, selber dem edlen Bekenner die letzte stärkende Speise für den Todesgang zu reichen. Andächtig knieten die Christen nieder und verehrten das hl. Sakrament, das der Priester auf seiner Brust verborgen trug. Mit Tränen der Andacht empfing der Diener Gottes die Himmelsspeise, und auch die von schweren Arbeiten und mannigfachen Leiden abgehärteten Sklaven wischten sich eine Träne aus dem Auge. Don Caro selbst blieb noch längere Zeit bei dem Martyrer, um mit ihm zu beten und Gott zu loben. Geronymo sprach nur noch von den Freuden des Himmels und von dem Glück, als Martyrer zu sterben. Besonders dankte er zu wiederholten Malen Gott dafür, daß er ihm gestatte, durch sein nunmehriges Glaubensbekenntnis seine frühere Schwäche wiedergutzumachen. Er dankte Maria für ihren mütterlichen Schutz und freute sich, heute, am Tage ihrer Geburt, an demselben Tage, der ihm schon zweimal ein Tag der Wiedergeburt geworden, in den Himmel einziehen und dort die Königin der Martyrer zum ersten Male schauen und begrüßen zu dürfen. Nicht minder innig dankte er seinem treuen geistlichen Vater und versprach, dort oben am Throne Gottes seiner zu gedenken.

Unterdessen war es neun Uhr geworden. Da betraten vier Soldaten des Paschas das Gefängnis, um Geronymo zum Tode zu führen. „Warum willst du Christenhund, du elender Verräter, nicht zum Islam zurückkehren?" schrieen sie ihn an, stießen ihn hin und her und überhäuften ihn mit allerlei Schimpfworten. Geronymo erinnerte sich, wie auch sein göttlicher Meister gelästert worden sei und dabei den Mund zur Widerrede nicht geöffnet habe. Seinem hehren Beispiele folgend, erwiderte auch er seinen Henkern kein Wort, sondern ließ sich schweigend von ihnen

mit Faustschlägen mißhandeln und durch die Gassen schleppen bis zum Westende der Stadt, wo der Pascha mit zahlreichem Gefolge ihn erwartete. Don Caro hatte gerade noch Zeit, dem Bekenner ein letztes Wort der Ermutigung zuzurufen, dann verließ er, schmerzbewegt und freuderfüllt

Martertod des ehrw. Geronymo. (S. 117.)

Aus „Zeitmann, Rund um Afrika". H. H. Herder, Freiburg.

zugleich, das Gefängnis, um in einiger Entfernung dem Martyrer zu folgen. So schwer es ihm auch werden mochte, Geronymo sterben zu sehen, er wollte Zeuge seines Heldenmutes und seines endlichen Sieges sein.

Die Stunde des letzten, entscheidenden Kampfes schlug. Geronymo stand vor dem Pascha. Wutschnaubend schrie dieser ihn an: „Du Hund,

warum willst du nicht Muselmann werden?" „Ich bin ein Christ", erwiderte gelassen der Bekenner, „und werde Christ bleiben!" „Ich lasse dich lebendig hier einstampfen, wenn du nicht zum Islam zurückkehrst", rief der unselige Renegat, erbittert durch die erhabene Ruhe des Bekenners, und dabei wies er mit der Hand auf die nebenstehende, nur zur Hälfte gefüllte Mulde. „Tue, was du willst", entgegnete der Martyrer, mit einem Mute, der alle Zuschauer in Staunen versetzte, „ich bin zu jeder Todesart bereit. Aber glaube ja nicht, daß du durch Todesdrohungen und Todesqualen einen Bekenner Christi zum Abfalle von seinem Glauben zwingen kannst." Knirschend vor Wut winkte der Pascha seinen Soldaten. Er, der selbst in so feigem Verrate seinen Glauben verleugnet hatte, kannte nicht die übernatürliche Kraft des Christentums. Im Nu hatte man Geronymo an Händen und Füßen gefesselt in die Mulde geworfen und mit Steinen, Erde und Kalk überschüttet. Erbittert über die Standhaftigkeit des Glaubenshelden, sprang ein spanischer Renegat, der es an Grausamkeit den Muselmännern zuvortun wollte, in die Mulde, trat den Leib des Martyrers mit Füßen, stampfte Erde und Steine fest und schlug mit einer zu diesen Maurerarbeiten dienenden Kelle aus Leibeskräften auf das schon teilweise mit Lehm bedeckte Antlitz des Dieners Gottes. Kein Laut der Klage, kein Seufzer des Schmerzes stieg herauf aus der Tiefe der Mulde, aber wenige Augenblicke später entschwebte die Seele des Blutzeugen empor in die lichten Höhen der ewigen Heimat.

12. Kapitel.

Der Triumph.

Gefühle innigen Dankes gegen Gott, der auch heute noch seinen Dienern eine Kraft verleiht, gegen die alle ihre Widersacher nichts vermögen, schwellten die Brust des edlen Don Caro, als er die glorreiche Stätte des Kampfes verließ und mit den losgekauften Christen die Heimreise nach Oran antrat. Der Pascha selber war außer sich vor Staunen ob des Mutes und der Standhaftigkeit dieses Christen. „Bei Allah", sagte er zu seinen Begleitern, den ihm umgebenden Türken und Renegaten, „ich hätte diesem Christenhunde einen solchen Mut nicht zugetraut!" Es war der erste Triumph des Glaubenshelden, das erste Zeugnis seiner Größe, das ihm aus Feindesmund ausgestellt wurde. — Geronymo war lebendig begraben, eingemauert in das gewaltige Festungswerk, das Algier im Westen gegen feindliche Angriffe schützen sollte, und es war einstweilen nicht daran zu denken, den Leib des Martyrers zu heben und an einer würdigeren Grabstätte beizusetzen. Doch welches Grab hätte auch für ihn ehrenvoller sein können, als gerade die Mulde, in der er seinen Tod gefunden! So blieb der kostbare Leib denn mehrere Jahrhunderte lang in den Festungswerken Algiers verborgen, und selbst die genaue Kunde von seinem Grabe ging verloren. Wohl wußten die Christen, die in Algier in der Knechtschaft schmachteten, daß dort einer ihrer Brüder für Christus den Tod erlitten habe, doch von der Stelle, wo sein Leib ruhe, hatten auch sie nur eine dunkle Ahnung. Aber die Erinnerung an solchen Heldenmut durfte nicht verloren gehen. Don Caro, der selbst besser als jeder andere das Leben und den glorreichen Tod des Dieners Gottes kannte, sorgte auch dafür, daß sein Andenken nicht in Vergessenheit gerate, und wohl von ihm und andern Augen-

zeugen hat der spanische Chronist Haedo die leider allzu dürftigen Nachrichten erhalten, die hier zu einem kurzen Lebensbilde verwoben worden sind. —

Aber auch der Leib des Dieners Gottes sollte der Vergessenheit entrissen werden. Als im Dezember des Jahres 1853 die Festungswerke der alten Piratenstadt Algier geschleift werden sollten, da erinnerte man sich des Blutzeugen Christi, der vor nahezu dreihundert Jahren hier ein glorreiches Ende gefunden. Beim Sprengen der Befestigungen im Westen der Stadt, nahe dem Tore Bab-el-ued, wo den Angaben Haedos gemäß Geronymo seinen Tod und sein Grab zugleich gefunden hatte, ging man mit größter Vorsicht zu Werke, und wirklich gelang es, die Ueberreste des Martyrers, dessen Körpergestalt und Gesichtszüge im Lehm abgedrückt waren, wiederzufinden. Feierlich wurden die Gebeine des Dieners Gottes erhoben und in die Hauptkirche der Stadt übertragen (28. Mai 1854). Hier ruhen sie in einer Seitenkapelle, und eine schlichte Inschrift in vergoldeten Lettern kennzeichnet die Marmorplatte, welche die glorreichen Ueberreste des Blutzeugen deckt.

Unterdessen wurde über das Leben und den Martyrtod Geronymos nach Rom berichtet, und der hl. Stuhl hat ihm den Titel eines „ehrwürdigen Dieners Gottes" zuerkannt. Möge der Tag nicht mehr allzu ferne sein, wo dieser edle Blutzeuge, hervorgegangen aus dem Arabervolke, auf die Altäre erhoben wird und die hl. Kirche seinen Namen anruft in ihren Gebeten, um desto schneller und wirksamer von Gott die Bekehrung jener Millionen zu erflehen, für deren Rettung ohne Zweifel Geronymo, der Blutzeuge Christi, sein Leben Gott aufgeopfert hat.*)

Kleine Mitteilungen.

Der Tod des Häuptlings Kisabo von Urundi. — Der alte Häuptling Kisabo hatte dem Verwalter der Residentur Urundi mitgeteilt, er wolle dem Residenten einen Besuch abstatten. Krankheitshalber konnte er aber zunächst nicht kommen. Dann ließ er sagen, er könne jetzt überhaupt nicht kommen, die Sonne sei zu heiß usw. Hauptmann Fonck ließ ihm sagen, es wäre ihm lieb, wenn er käme, er würde sich sehr freuen, ihn zu sehen, es hätte aber keine Eile, und er solle nur warten, bis er wieder gesund sei. Gleichzeitig schickte er dem Häuptling einige Nummern einer illustrierten Zeitschrift und einen mit vielen großen Abbildungen aller möglichen Gegenstände ausgestatteten Katalog einer Stahlwarenhandlung.

Diese Sendung hatte den unerwarteten Erfolg, daß Kisabo sich alsbald auf die Reise machte und dem Hauptmann Fonck durch vorausgesandte Boten sagen ließ: Er komme schnell; er hätte große Angst, denn in dem „Buche" (dem Katalog) seien viele Messer abgebildet; es scheine ihm daher, als ob Hauptmann Fonck ihn bekriegen wolle. Daher käme er sofort, obwohl er krank sei.

Einen Tagemarsch von Usumbura wollte Kisabo wieder umkehren, da er erstens wirklich krank war und dann wohl auch sehr besorgt um sein Leben gewesen sein muß. Fonck beruhigte ihn aber, und er kam.

Am 20. August traf Kisabo mit vielen seiner stattlichen Söhne und einer Menge festlich geschmückter Leute in Usumbura ein. Er lag auf einer Tragbahre und war derart schwach und erregt, daß der Resident besorgt war, er möge in seinem Zimmer sterben.

*) Von Interesse dürfte die Notiz sein, daß die Missionsgesellschaft der Weißen Väter ursprünglich den Titel führte: Gesellschaft der Missionare vom ehrwürdigen Geronymo. — Alli-el-Eudi ist derselbe berüchtigte kalabrische Renegat, der in der Schlacht bei Lepanto (1571) gegen die christliche Flotte gekämpft hat.

Der ganze Besuch verlief unter vielen Ruhepausen und unter dauerndem freundlichen Zureden sehr befriedigend. Kisabo war außerstande, sich zu erheben und blieb, in eine Decke gehüllt, auf seiner Bahre liegen. Er sagte mehrmals, die Hand Foncks ergreifend: „Ich sterbe jetzt bald und empfehle dir meine Söhne."

Kisabo hatte sich allmählich beruhigt und etwas geschlafen und war dann viel zutraulicher und zuversichtlicher geworden. Hauptmann Fonck besprach mit ihm verschiedene Angelegenheiten, besonders die Notwendigkeit seiner Hilfe im Kampfe gegen die Schlafkrankheit. Kisabo versprach, alles zu tun, was er könne, und ließ sich nach etwa dreistündigem Verweilen wieder forttragen. Die üblichen Geschenke wurden ihm zugesandt.

Die Aufregung vor dem Besuch und dieser selbst waren aber zuviel für Kisabo gewesen. Sein alter, bereits verfallener Körper hielt das nicht mehr aus. Am 21. August starb der alte Häuptling, vier Stunden von Usumbura entfernt, auf dem Rückmarsch.

Nach dem „Deutschen Kolonialblatt".

P. Leo Pfeffermann schreibt unterm 5. Oktober 1908 aus Ulungwa: „Vor 2 Monaten stand ich am Rande des Grabes. Das Schwarzwasserfieber ergriff mich am 14. Juli, als ich etwa eine Stunde von der Mission entfernt Katechismus hielt. Zu Hause angekommen, mußte ich mich sofort niederlegen. Dann begann der Tanz. In regelmäßigen Zwischenräumen kehrten schwere Fieberanfälle wieder und benahmen mir nach und nach die Kräfte. Am 18. Juli war ich so schwer krank, daß man glaubte, ich würde sterben. Die Krisis hielt fast die ganze Nacht an. Nach etwa 10 Tagen wachte ich wie aus einem Traum auf. Man hat mir des langen und breiten vom Verlauf der Krankheit erzählt; ich selber habe kaum einige Erinnerung daran. Die Genesung war langwierig. In den ersten Tagen verfolgte mich ein schleichendes Fieber Tag und Nacht. Dabei litt ich sehr an Zahn- und Ohrenschmerzen. Noch heute bin ich taub am linken Ohr, und die Zähne wackeln noch. Nächst Gott verdanke ich meine Genesung der hingebenden Pflege des P. Bedbeder. Früh oder spät kehrt jedoch diese Krankheit wieder; es ist jetzt das zweite Mal, daß ich von ihr befallen wurde. — Ulungwa liegt etwas abseits von der Karawanenstraße Muansa-Tabora; gleichwohl hatte ich die Freude, Br. Irenaeus hier zu treffen; er reiste später weiter nach Tabora, wo er jetzt weilt. — P. Gaß und seine Mitbrüder in Iraku haben einen schweren Anfang. Möge der liebe Gott diese Zeit harter Prüfung abkürzen! . . . Gedenke unserer armen Schwarzen in Ulungwa, auf daß sie sich bekehren und leben!" —

Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

Gesammelte Werke von Alban Stolz. Billige Volksausgabe:

Witterungen der Seele. Sechste Auflage. Herder, Freiburg 1907.

Die Nachtigall Gottes. Fünfte Auflage. Herder, Freiburg 1907.

Die heilige Elisabeth. Ein Buch für Christen. — 15. Auflage. — Herder, Freiburg 1908.

Alban Stolzens Werke dringen durch die Veranstaltung der billigen Ausgabe mehr und mehr in die weitesten Kreise unseres deutschen Volkes ein. Interessant ist, was von Hefele, der spätere Bischof von Rottenburg, als Professor der Kirchengeschichte einst (1864) über Alban Stolzens „Elisabeth" bemerkte. „Sie wissen, meine Herren", sagte er, „daß ich nicht in allem denke, wie mein verehrter Kollege (Alban Stolz) drunten an der Dreisam, aber das will ich laut bekennen, daß in diesem unserm 19. Jahrhundert in deutscher Sprache kein Buch geschrieben worden ist, das nach Form und Gehalt dem „Leben der hl. Elisabeth" von Alban Stolz an die Seite zu setzen wäre. Es ist dies das schönste und nützlichste Buch dieses Jahrhunderts. Hätte Alban Stolz auch nichts anderes als dieses nach Form und Gehalt wahrhaft klassische Buch geschrieben, sein Name wäre unsterblich, solange die deutsche Sprache besteht — wie es unschätzbaren Wert hat für die katholische Glaubens- und Sittenlehre. Wo immer Sie dieses Buch — aber zuvor auch selber lesen und betrachten — zu empfehlen Gelegenheit haben, tun Sie es; Sie machen sich dadurch um die heilige Kirche und ums katholische Leben verdient."

Ein Wort an die junge Welt! 3. Aufl.
Ein Wort an die heiratslustige Welt! 3. Aufl.
Ein Wort an die eingebildete Welt!
Ein Wort an die Männerwelt! 3. Aufl.
Ein Wort an die Frauenwelt! 3. Aufl.

Von PP. J. u. G. Dieffel, Redemptoriſtenprieſtern. Verlag der Alphonſusbuchhandlung, Münſter i. W.

Dieſe ſchönen Volksſchriften ſind in ihrer eindringlichen, herzlichen und oft von köſtlichem Humor gewürzten Sprache ſo recht geeignet, als liebevolle Mahner in den Kreiſen unſeres Volkes reichen Segen zu ſtiften. Sie eignen ſich bei ihrem mäßigen Umfang (88—111 Seiten) und billigen Preiſe zur Maſſenverbreitung.

Leitſterne. Lehrreiche Erzählungen. Geſammelt und herausgegeben von Dr. F. X. Himmelſtein. Neue, verbeſſerte und illuſtrierte Auflage von Rektor C. Ommerborn in Charlottenburg. (272.) Bucherſcher Verlag, Würzburg. M 1.—

„Die Jugendſchriften von dem rühmlichſt bekannten kath. Schriftſteller Dr. F. X. Himmelſtein gehören zu den beſten, die wir kennen. Sie ſind geeignet, den tiefſten Eindruck auf Herz und Gemüt zu machen, zu rühren, zu bewegen, ja, oft zu erſchüttern. So bildet dieſe Sammlung eine Zierde für jede Jugendbibliothek, und jedes einzelne Bändchen wird eine willkommene Gabe für den Leſer ſein." Dr. H. Rolfus.

Laumannſche Kinderlegenden. Herausgegeben von Freunden chriſtlicher Jugend.

Laumannſche Jugendbibliothek. Herausgegeb. von Freunden chriſtlicher Jugend.

Die beiden Sammlungen erſchienen bei A. Laumann in Dülmen und koſten pro Bändchen (64 Seiten) M 0.25, je drei Bändchen zuſammen in hübſchem Einband M 1.—. Von den Kinderlegenden ſind bis jetzt 18 Nummern erſchienen. — Es ſind in der Legende gerade ſolche Heilige vertreten, die die Liebe des chriſtlichen Volkes in hohem Maße beſitzen und daher ſo recht geeignet ſind, ins Kinderherz die Liebe und Anhänglichkeit an die hl. Kirche, die in dieſen Helden und Heldinnen ſich verkörpert, zu wecken. — Auch die hübſchen Bändchen der „Jugend-Bibliothek" verdienen warme Empfehlung.

Marthas Ferien von Helene Pagés. Herausgegeben im Auftrage des Vereins katholiſcher deutſcher Lehrerinnen. (164) Alphonſus-Buchhandlung, Münſter i. W. 1907.

Wir haben das hübſchgebundene Bändchen aus der „Jugend-Bücherei des Vereins katholiſcher deutſcher Lehrerinnen" mit Genuß geleſen. Das iſt wirklich die ungekünſtelte Sprache des Kindes, und doch vorbildlich ſchön, edel in Wort und Ausdruck, unterhaltend und erhebend zugleich. Für Mädchen von 7—11 Jahren durchaus zu empfehlen.

Fürs Leben. Praktiſche Hauptpunkte der kathol. Religionslehre, den Jünglingen und Jungfrauen gewidmet von P. Cöleſtin Muff O. S. B (46) Benziger, Einſiedeln 1907. Preis das Dutzend M 0.50, in Partien billiger.

Ein gediegenes populär-apologetiſches Schriftchen, das für die ins Leben tretenden jungen Leute ein äußerſt willkommenes, nützliches Vademecum ſein wird. Auch der Katechet findet darin einen praktiſchen Leitfaden, um mit den Schülern der oberſten Volksſchulklaſſe noch kurz die ganze Religionslehre zu wiederholen.

Der ſelige Markgraf Bernhard von Baden. Von P. Odilo Ringholz O. S. B. Volksausgabe. Mit einem Titelbild in Farbendruck und zwölf Textbildern. Zweite Auflage. 16° (VIII u. 98) Herder, Freiburg 1908. M —.60; geb. in Halbleinwand M —.80; in Leinwand M 1.—.

Dieſe zweite Auflage der Volksausgabe, die nach dem im Jahre 1892 erſchienenen größeren Werke über den ſeligen Bernhard von Baden bearbeitet iſt, erſchien zur 450. Wiederkehr des Todestages des Seligen (15. Juli 1908). Die erſten neun Kapitel ſchildern den Lebensweg und ſeligen Tod Bernhards, der gezeigt hat, wie man auch auf dem Fürſtenthron, am Königshof und im Kriegsgetümmel nach dem Willen Gottes leben und die himmliſche Siegespalme erringen kann. Daran reiht ſich eine Zuſammenſtellung der nach ſeinem Tode durch ihn geſchehenen Wunder und die Seligſprechung. Den Schluß bilden Gebete zum ſeligen Bernhard.

Missionsstation und Negerdorf.

Apostolisches Vikariat Njassa.

Der unermüdliche Bruder Gabriel berichtet uns aus Kayambi (NO Rhodesia) unterm 8. Dezember 1908:

„Mit raschen Schritten geht das Jahr zu Ende, und wenn diese Zeilen Sie erreichen, schreiben wir längst 1909. So beeile ich mich denn, Ihnen und den Freunden unserer Mission allen meine herzlichsten Segenswünsche zum neuen Jahre darzubringen. Was ich heute vor 18 Jahren beim Abschied aus der Heimat den teuern Eltern zurief, das ist [illegible] mein Neujahrsgruß an Sie und alle ihre Leser: Gott gebe Glück zum neuen Jahre! Möge seine Gnade und sein Segen im kommenden Jahr ihre Arbeiten begleiten; möge er, der Lenker der Herzen, unserm gemeinsamen Werke recht viele Freunde erwecken im lieben deutschen Vaterlande! Denn obzwar uns Welten und Meere trennen, gilt ja unsere Arbeit einem Zwecke und Ziel: Gottes Ehre und dem Heil der unsterblichen Seelen auf dem afrikanischen Kontinent.

In meinem letzten Briefe vom 23. 10. 08 teilte ich Ihnen mit, daß demnächst eine Bischofsweihe hier im Innern Afrikas stattfinden werde. Herr Bischof Dupont, unser Oberhirt, derselbe, der schon mit P. Schynse 1885 am Kongo tätig gewesen, sollte am 4. Oktober dem Apostolischen Vikar der Schire-Mission, Msgr. Preseau aus der Gesellschaft Mariä, zum Bischof konsekrieren. Herr Bischof Dupont weilte eben in der Station Nyumbo, im Westen des Bangweolo-Sees. Von da ist er in 12 Tagemärschen über Kilubi nach Kilonga gereist. Msgr. Preseau hatte ebenfalls zwei Wochen zu marschieren, um in Kilonga mit dem hochw. Herrn Bischof Dupont zusammenzutreffen. Selbstredend sollten 2 Missionare die beiden bischöflichen Assistenten ersetzen. Jetzt kommt aber das Schönste. Als Bischof Dupont an dem verabredeten Stelldichein in Kilonga ankam, wurde ihm ein Brief von Msgr. Preseau überbracht, worin dieser ihm mitteilte, er habe sich nach Sansibar begeben, um sich dort konsekrieren zu lassen. Allem Anschein nach ist also ein früherer Brief an unsern Herrn Bischof verloren gegangen. So geht es manchmal hier im Innern! Um die Reise nicht umsonst gemacht zu haben, hat Bischof Dupont in Kilonga die letztgetauften Schwarzen gefirmt und ist von da nach Kilubula zurückgekehrt.

Vorige Woche hatten wir 8 Tage den Collector der hut-tax (Hüttensteuer-Einnehmer) in Pflege. Der arme Beamte war von einer riesigen Löwin schrecklich zugerichtet worden. Freitag vor 8 Tagen, abends gegen elf, pochten auf einmal Schwarze ans Tor und begehrten unter lautem Schreien Einlaß. Es waren die ersten Träger des Collectors. Sie erzählten, der Weiße, bei dem sie in Diensten ständen, sei morgens um 9 Uhr von einem Löwen angefallen worden und sehr krank. Wir richteten alles Nötige her, bereiteten dem Schwerverwundeten ein Lager, und richtig langte um 2 Uhr nachts die Karawane hier an. Der Engländer hatte, wie sich bei der alsbald vorgenommenen Untersuchung herausstellte, 3 große Wunden an den Füßen, 2 an den Armen, 2 tiefe, klaffende Wunden an den Beinen und nicht weniger als 46 sonstige Bißwunden. Der Mann hatte einen heißen Kampf mit dem Raubtier zu bestehen gehabt, und wären nicht einige mutige Neger gewesen, er wäre zweifellos ganz zerrissen und gefressen worden. Er hatte, obwohl äußerst schwer verwundet, noch so viel Geistesgegenwart, gleich einen Mann nach Kaumba, einer Station der protestantischen London-Mission, zu schicken und den dortigen Arzt herbeizurufen. Letzterer traf am 6. Tage hier ein. Er hieß die Behandlung, die ich im Verein mit 2 Schwestern dem Verwundeten hatte zu teil werden lassen, durchaus gut, und drei Tage später erklärte er den Mann für so weit gekräftigt, daß er in einer mashila (Hängematte) zu 4 Trägern nach Abercorn transportiert werden konnte.

Ich glaube, der arme Mann ist von seiner Liebhaberei, Löwen zu schießen, gründlich kuriert. Das Tier war um so rasender, weil der Engländer es angeschossen, aber nicht tödlich getroffen hatte.

* * *

Bezüglich unserer Mission Kayambi muß ich Ihnen leider eine betrübende Nachricht geben. Seit bald sechs Wochen nämlich herrscht hier Hungersnot, oder, wie unsere Schwarzen sagen, nsala. Den ganzen Tag hört man nichts anderes als: Bwana, nsala; bwana, nsala! Von dieser Plage machen Sie sich in Europa kaum einen Begriff. Wer die Neger kennt, weiß nur zu gut, daß diese großen Kinder nicht die geringste Vorsorge für den kommenden Tag treffen, von der entfernteren Zukunft gar nicht zu reden. Bleibt nun der Regen aus, oder fällt nicht genug, oder kommen die Heuschrecken ins Land, so ist gleich Hungersnot da; in kürzester Zeit sieht man die Neger zu Skeletten abgemagert, kraft-, energie- und willenlos. Das Sprichwort sagt: „Mit einem leeren Magen ist nicht gut wagen." Das ist auch der Grund, daß am hl. Weihnachtsfest nur 20 getauft werden. Es waren ihrer vor 6 Wochen an 60, die den Vorbereitungsunterricht besuchten. Aber da wir ihnen keine Nahrung mehr geben konnten, sind bei 40 wieder in die weiter entlegenen Dörfer zurückgekehrt, um bessere Zeiten abzuwarten, wo es wieder Hirse zum bwali (Hirsebrei) gibt. Unsere Hirsespeicher, die vorsichtshalber ganz gefüllt worden waren, stehen alle leer. Woher nun die nötigen Lebensmittel nehmen für all die hungernden Schwarzen, die uns umgeben? Denn im ganzen Umkreis der Mission herrscht Hungersnot, und es wird noch immerhin nahezu 2 Monate währen, ehe der erste Mais oder die mumbo (eine Art kleiner Kartoffel) reif sind. Seit Wochen sind wilde Früchte und Schwämme, die unsere Neger sich Tag für Tag im Walde suchen,

ihre einzige Nahrung. Andere bereiten sich aus den Blättern der Tapiokapflanze, hier kalundwe genannt, eine Art Gemüse. Aber dies ist eine sehr gefährliche Speise, denn sind die Blätter nicht genug zerstampft, so enthalten sie Gift. Diese Woche noch hat sich eine ganze Familie vergiftet. Glücklicherweise konnten wir Brechmittel verabreichen; die halfen. Nur bei einem Knaben von 10 Jahren war das Gift schon zu weit ins Blut gedrungen; er starb unter heftigen Krämpfen, doch konnte er noch die heilige Taufe empfangen.

Wir stehen jetzt im Anfang der Regenzeit, und ich hätte Schwarze nötig, die mir bei der notwendigen Feldarbeit zur Hand gehen und helfen könnten, Weizen und Bataten zu pflanzen. Aber woher die Arbeiter nehmen? Frage ich den einen oder andern: „Sag' mal, kannst du auf einige Tage zur Arbeit kommen?" Dann heißt es: „Ach, Bwana, nsala! nsala! (Hunger! Hunger!) Woher soll ich Kräfte bekommen, um mit Hacke und Schaufel zu arbeiten? Glaubst du, Bruder, die masuku oder mpundu (wilde Früchte) gäben mir Kraft? Sie erhalten mir das Leben; ohne bwali (Hirsebrei) kann ich nicht arbeiten!" Gewiß, wahr ist es, und wenn man die armen Schwarzen sieht, diese abgemagerten Gestalten, besonders wenn's noch dazu regnet und sie vor Kälte am ganzen Leibe zittern, dann hat man tiefes Mitleid mit ihnen. Nun, hoffen wir, daß der liebe Gott uns eine tüchtige mainsa (Regenzeit) mit viel Regen gibt, damit alles gut wächst und gedeiht, auf daß diese Plage, unter der gegenwärtig die Mission in Ubemba seufzt, vorübergehe, ohne das Werk der Bekehrung allzusehr zu beeinträchtigen. Der liebe Gott kann sich ja alles dessen bedienen, um die Menschen der Erlösung teilhaftig zu machen und die jungen Christen noch mehr zum Guten anzueifern, wenn sie sehen, daß denen Hülfe kommt, welche zum wahren Gott ihre Zuflucht nehmen, und nicht denen, die es mit den Opfern und der Abgötterei ihrer heidnischen Stammesgenossen versuchen. Ich empfehle unsere liebe Njassamission recht herzlich und angelegentlich den Gebeten und der Mildtätigkeit unserer deutschen Katholiken."

Br. Gabriel.

Von der Schlafkrankheit.

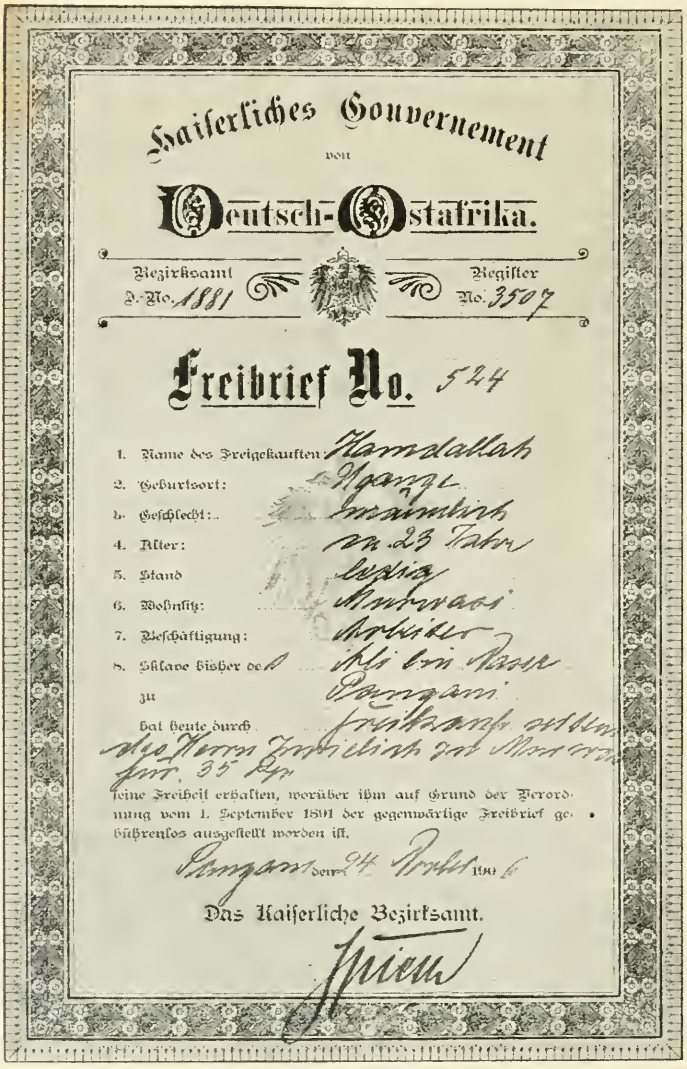
Einer der ältesten Missionare des Vikariats Südnjansa, P. Roussez, schreibt uns aus Marienberg:

„Jedenfalls bin ich nicht der erste, der Ihnen Mitteilung macht von der furchtbaren Plage, die unser armes Aequatorialafrika zur Zeit durcheilt. Die Sklavenjagden, die einst die schwarze Bevölkerung lichteten, haben aufgehört; aber dafür ist auch schon ein neues Unheil über Innerafrika hereingebrochen, eine Plage, die noch mehr Opfer verlangt als der Sklavenraub. Ist's der Fluch Chams, der in neuer Form sich bei den armen Schwarzen geltend macht? Oder sollte gerade in dieser neuen Heimsuchung ein Segen vom Himmel liegen, der die Neger mahnt, an ihr ewiges Heil zu denken, bevor es zu spät ist? Ich wage es nicht zu entscheiden.

Jedenfalls verbreitet die Schlafkrankheit Grauen und Schrecken, wohin sie kommt. Weite Strecken, Inselgruppen, die einst gut bevölkert

waren, sind menschenleer und verödet; ehemals blühende Christengemeinden sind zerstreut, und das Herz des Missionars blutet beim Anblick solchen Leids, dem er nicht steuern kann.

Bis jetzt hat man in weiteren Kreisen als Verheerungsgebiet der Schlafkrankheit lediglich Uganda und die Inseln im nördlichen Teil des Sees bezeichnet. Allein die Seuche gewinnt an Boden, und zur Zeit,



Kaiserliches Gouvernement
von
Deutsch-Ostafrika.

Bezirksamt J.-No. 1881 — Register No. 3507

Freibrief No. 524

1. Name des Freigekauften: Hamdallah
2. Geburtsort: Ngangi
3. Geschlecht: Mannbar
4. Alter: ca. 23 Jahre
5. Stand: ledig
6. Wohnsitz: Mwerwaoi
7. Beschäftigung: Arbeiter
8. Sklave bisher des: Ali bin Nasr
zu: Pangani
hat heute durch: Freikauf seitens des Herrn Zwielich auf Mwerwa für 35 Lpf.

seine Freiheit erhalten, worüber ihm auf Grund der Verordnung vom 1. September 1891 der gegenwärtige Freibrief gebührenlos ausgestellt worden ist.

Pangani den 24 Oktober 1896

Das Kaiserliche Bezirksamt.

Sklaven-Freibrief
ausgestellt vom Kaiserlichen Bezirksamt zu Pangani in Deutsch-Ostafrika.

Der deutsche Pflanzer Zwielich hat von dem Araber Ali bin Nasr einen Sklaven namens Hamdallah freigekauft. Der Schwarze mußte die bezahlte Summe auf der Pflanzung des Herrn Zwielich abarbeiten und war dann sein eigener Herr.

wo ich dies schreibe, hat sie sich auch in Kisiba (Deutsch-Ostafrika) eingenistet. Nun hat man aber in unserer Gegend den eigentlichen Träger der Krankheit, die Kivufliege, bisher nicht nachgewiesen. Wie kommt aber dann die Schlafkrankheit hierher? Nun, die Hauptschuld an der Einschleppung liegt an den allzu häufigen Wanderzügen der Eingeborenen. In der Heimat stehen die Schwarzen derart unter der Knute der Häuptlinge, daß es schwer fällt, sich so viel Geld zu sparen, um diesen schwarzen Machthabern den Tribut und der Regierung die Steuern zu zahlen. Darum gehen sie nach Uganda hinüber und bringen von dort außer den ersehnten Rupien, die sie sich durch Handel oder ihrer Hände Arbeit verschafft, auch den Keim der Krankheit mit nach Hause. Dann verbreiten sie die Krankheit auch in der Heimat; denn wenn man den Krankheitserscheinungen nachgeht, so scheint sich mit ziemlicher Sicherheit zu ergeben, daß die Kivufliege (Glossina palpalis) nicht allein als Trägerin der Krankheit anzusehen ist. Es steht nämlich fest, daß das Insekt hier nicht vorkommt, und doch gibt es Neger, die nie in Uganda gewesen sind und sich das furchtbare Leiden zugezogen haben.

* * *

Sobald es erwiesen war, daß die Schlafkrankheit auch auf die Westküste des Sees übergegriffen hatte, schickte man sich an, sämtliche Eingeborenen einer ärztlichen Untersuchung zu unterziehen, deren Leitung Prof. Koch übernahm. Alle Schwarzen, bei denen man die Anzeichen und Keime der Krankheit vorfand, wurden in einem großen Feldlazarett vereint, das eigens zu dem Zwecke eingerichtet wurde und unter Leitung zweier Aerzte steht. Unsere Schwarzen haben volles Zutrauen zur deutschen Wissenschaft und kommen, ohne sich's zweimal sagen zu lassen, zum Lazarett, um sich hier in ärztliche Behandlung zu begeben.

Aber mit der Sorge für den Leib war es doch nicht abgetan. Es erschien vielmehr als ein dringendes Bedürfnis, daß auch in religiöser Beziehung für die Armen, die da in einer Zahl von über fünfhundert untergebracht waren, Sorge getragen wurde. Fanden sich doch auch Christen und Katechumenen darunter, und was die Heiden betrifft, so muß auch diesen Gelegenheit geboten werden, die christliche Religion kennen zu lernen und wenigstens in letzter Stunde durch den Empfang der Taufe auf die Ewigkeit vorbereitet zu werden.

Das Hospital liegt ungefähr gleich weit von den Stationen Marienberg und Buanja entfernt. Mir ist nun vom Herrn Bischof die Seelsorge unter den armen Schlafkranken anvertraut worden. So gehe ich denn allmonatlich auf eine Woche dahin; abwechselnd kommt ein Missionar von Marienberg und Buanja mit. Außer dieser Zeit werden die Kranken von den Katechisten besucht. Wir haben da in der Nähe des Krankenlagers eine bescheidene Kapelle errichtet, die auch als Schule dient; daneben befinden sich 2 Zimmer für die Missionare. Diese Filialstation liegt im Dorfe Bugombe, eine gute halbe Stunde vom Hospital; letzteres ist ganz nah der Ortschaft Kigarama errichtet.

Vor vierzehn Tagen bin ich zum ersten Male zu den Schlafkranken gegangen, und zwar in Gesellschaft des P. Hautmann. Erst durchwandert man den großen Bananenhain, in dessen dichtem grünen Laubwerk die

zahlreichen Hütten von Kigarama versteckt liegen. Dann kommt man an eine kahle, unbebaute und auch nicht anbaufähige Anhöhe, die sich etwa 100 m über dem See erhebt. Wir sind dort ganz nahe an der Grenze von Uganda, und bei heiterem Wetter erblickt man in der Ferne die Inseln der Sesegruppe. Auf diesem freien Hügel sind die Hütten der Schlafkranken angelegt, und zwar teils oben auf dem Gipfel, teils etwas tiefer in einer Einsenkung. Diese Behausungen sind keineswegs so hoch, geräumig und so schön und stark aus künstlich verflochtenem Schilfrohr gebaut wie die der Baziba-Neger; es sind vielmehr höchst einfache, provisorische Räume, die jedoch für ihren Zweck völlig ausreichen. Die Kranken sind dort gut und bequem untergebracht und finden vor allem darin Schutz gegen Regen, Wind und Kälte. Ein Teil des Lagers ist für die Aerzte reserviert. Die Herren wohnen in rechteckiggebauten Häusern aus Stroh und Schilfrohr. Auf den ersten Blick möchte man glauben, nicht in ein Spital, sondern in ein gewöhnliches Negerdorf zu kommen, wo allerdings alles recht reinlich und gut in Stand gehalten ist.

Kaum haben uns die armen Leute erblickt, da kommen sie schon auf uns zugeeilt, namentlich die Christen und Katechumenen, die in uns ihre Väter erblicken. Bei den meisten ist äußerlich nichts von der Krankheit zu sehen, abgesehen von dem scheuen, unsteten Blick und dem mehr oder weniger aufgedunsenen Gesicht. Manche sind erblindet — auch eine Folge der Krankheit — andere gelähmt. In der Hütte dort deklamiert ein Geisteskranker vom Morgen bis zum Abend allerhand tolles, unzusammenhängendes Zeug; seine Frau ist beständig an seiner Seite und hält ihn mittels eines Stockes in Schach, wie der Tierbändiger seine Bären und Leoparden. Die Schwerkranken kommen aus ihrer Behausung, wo sie von den Anverwandten gepflegt werden, nicht mehr heraus. Es mag auffallend erscheinen, daß die Verwandten selbst die Pflege übernehmen, und gewiß spricht das außerordentlich zugunsten unserer Schwarzen. Ein anders organisiertes Krankenhaus, wo nicht jeder seine Hütte hätte, in der er mit einem Verwandten zusammen wohnen könnte, wäre hierzulande beinahe nicht denkbar.

Wir teilen an die Allerärmsten einige Almosen aus, damit sie sich Nahrung und Kleidung kaufen können. Viele kommen eben aus weit entfernten Ortschaften und sind schwerlich imstande, sich von dort mit Lebensmitteln versehen zu lassen. Aber auch die übrigen gehen nicht leer aus; wir schenken ihnen wenigstens eine kleine Leckerei, z. B. ein Stück Zuckerrohr, ein bißchen Salz u. dergl. Die armen Kranken sind so dankbar für eine derartige kleine Aufmerksamkeit!

Eines Tages trat ich in die Hütte eines Schlafkranken, um den Armen zu besuchen. Er lag ausgestreckt am Boden, ganz eingehüllt in eine Decke aus Rindenstoff. Ich redete den Kranken an. Keine Antwort. Nun erkundigte ich mich, ob er etwas zu essen hätte, und ließ die Absicht erkennen, ihm eine kleine Gabe als Almosen dort zu lassen. Da erhob der Kranke sofort den Kopf, dankte mir und hörte mich gern an. Ich konnte ihm sagen, so viel ich wollte, um ihm Mut zu machen und seine Gedanken auf das andere Leben hinzurichten. Der Kranke horchte aufmerksam und antwortete auf meine Fragen. Als ich ihm zum Abschied die Hand reichte, fand er nicht Worte genug, um mir zu danken: „Du bist mein König, sprach er, du bist mein Weib, du bist mein Gott u. s. w.“

Wir setzen alles daran, um zu den schlimmsten Kranken Zutritt zu erhalten und sie ganz sanft und allmählich vorzubereiten, damit sie gegebenen Falles die hl. Taufe empfangen können. Im Maße wie die Trypanosomen ihre Verheerungen im Körper des Kranken ausdehnen, trachten wir Missionare in anderem Sinne auf die Armen einzuwirken. Zuweilen heißt's sich beeilen. So fand ich einmal einen unserer Schlafkranken, der in entsetzlichen Krämpfen und Zuckungen dalag. „Hier ist meine Kunst zu Ende," sagt mir der Arzt; „ich überlasse Ihnen den Patienten." Ich trat zu dem Schwerkranken hinzu und versuchte, zu ihm zu sprechen; er aber begann plötzlich derart den Mund weit aufzureißen und zu gähnen, daß ich glaubte, er wollte mich fressen, und unwillkürlich einen Schritt zurückwich. (Noch nach mehreren Tagen konnte sich mein Mitbruder eines Lächelns nicht erwehren, wenn er an den Schrecken dachte, der mich da plötzlich überkam). Ich unterrichtete den armen Kranken, so gut ich es vermochte, und konnte ihm noch bedingungsweise die hl. Taufe spenden.

Mehr Freude und Trost bereiteten mir zwei andere Kranke. Es waren 2 Kinder, die in derselben Hütte zusammenwohnten. Beide waren blind und an den Beinen gelähmt. Ihr Vater hatte sich ihrer angenommen, und da er Katechumen war, so konnte er mir behilflich sein, seinen beiden kranken Kindern die Hauptwahrheiten des christlichen Glaubens beizubringen. Allabendlich ging ich zu ihnen und setzte meinen Unterricht fort.

Die Geistesfrische und der herzlichgute Wille der beiden Kranken waren wirklich auffallend und erleichterten mir meine Aufgabe. Ich entschloß mich, den Brüdern noch vor meiner Rückkehr nach Marienberg die Taufe zu spenden. Tags vor meiner Abreise begab ich mich noch ein letztes Mal zu ihrer Hütte und taufte die beiden Kranken genau nach dem vollständigen Ritus der Kirche. Alsdann spendete ich den glücklichen Neophyten noch die hl. Firmung und die Letzte Oelung. Wohl noch nie hatte ich so viel Sakramente nacheinander gereicht, und besonders unter so ergreifenden Umständen: in einer halbdunkeln, raucherfüllten Hütte, in der ich kaum aufrecht stehen konnte; bei zwei armen Schlafkranken, die hingestreckt dalagen auf ihrem Schmerzenslager, das auch ihr Todesbett werden sollte; als einzigen Zeugen einen noch heidnischen Neger, der an der Türöffnung stand, um neugierige Besucher fernzuhalten, und 2 Katechisten, die mir zu Hand gingen und auch als Taufpaten fungierten.

* * *

Wären unser nur mehr, damit wir öfter und auf längere Zeit zu den Schlafkranken gehen könnten! Mitte operarios — Senden Sie uns Arbeiter! Das ist meine stets wiederholte Bitte. Dann sind wir vor allem auch zu arm, um solcher Not zu steuern. Es fehlt den Schlafkranken manches, das sie notwendig brauchten, und wenn man sich bemüht, ihnen ihr trauriges Los leichter und erträglicher zu machen, so erschließt sich um so eher auch ihr Herz und wird den tröstlichen Wahrheiten des Glaubens zugänglich, die wir nach und nach hineinzusenken trachten. Von den 500 Unglücklichen — so viele sind es nämlich annähernd — würden dann wohl nur wenige ohne die Gnade der hl. Taufe sterben.

Es wäre zudem sehr, sehr zu wünschen, daß wir uns in Bugombe dauernd niederlassen könnten; denn ich weiß nicht, wie lange das Hospital

dortselbst bestehen bleibt. Viele der jetzigen Kranken können noch jahrelang leben, und die Seuche fordert ja auch ständig neue Opfer. Aber noch einmal, woher sollen wir die Missionare nehmen? Woher das Geld? Möge der allmächtige Gott uns Hülfe senden!"

L. Roussez.

Hospital für Schlafkranke in Baldwinstadt (Oberkongo).

Brief eines jungen Schwarzen an seinen ehemaligen Obern.

P. M. Dennefeld, der nach langjährigem Wirken in Trier zunächst im Seminar zu Rubia, dann auf der Insel Ukerewe tätig gewesen, und nun wieder als Leiter des genannten Seminars nach Rubia zurückberufen wurde, sandte uns eine ganze Anzahl Briefe, die er in Ukerewe von seinen ehemaligen Schülern aus Rubia empfing. Wir greifen das Briefchen des jungen Schwarzen Coelestinus Kipanda heraus. Der Leser mag aus dem Schreiben selbst entnehmen, ob dem Neger das Gefühl der Dankbarkeit und Anhänglichkeit fremd ist, wie man oft behaupten hört. Es sei bemerkt, daß der Schreiber von der Insel Ukerewe stammt und vernommen hat, daß die Arbeit der Missionare unter den Bakerewe, wo P. Dennefeld eben tätig war, auf Schwierigkeiten stieß.

†

J. M. J.

Ihangiro, Rubia, den 7. Juni 08.

Hochwürden Herrn Pater!

Indem Sie uns verlassen haben, habe ich keine Zeit gehabt, daß ich Ihnen einen Brief schreiben könne.

Also in diesen Tagen habe ich diese Zeit und Erlaubnis bekommen, daß ich Ihnen diesen Brief schreiben könne. Aber schreibe ich Ihnen diesen Brief mit größeren Freuden, um Ihnen Dank zu sagen, für alles, was Sie mir in der Schule Gutes getan haben, und alles, was Sie jetzt in diesen Tagen für die Bekehrung meines Vaterlandes tun.

Von jenem Tage, wodurch Sie von hier fortgegangen sind, habe ich Sie, mein geliebter Pater, nicht vergessen, sondern jeden Tag erinnere ich mich an Sie in meinem Gebete, und ich bitte Gott, daß er Ihnen viele Gnaden gebe, und alles, was Ihnen nötig und nützlich ist, damit Sie alles für die Bekehrung aller Bakerewe gut und recht erfüllen können.

Besonders, ehrwürdiger Pater, in meinem Gebete bitte ich Gott den Herrn, daß er, unser gütigster Vater, Ihnen die Tugenden des heiligen Marzellus, Ihres himmlischen Patrons gebe, damit Sie dessen Beispiel jetzt auf Erden durch die Gnade Gottes nachahmen können.

Jetzt, geliebter Herr Pater, will ich Ihnen etwas sagen, weil ich bin sehr traurig geworden, als ich gehört habe, daß jetzt in diesen Tagen alle Bakerewe nicht beten wollen. Indem ich das gehört habe, jeden Tag in meinem Gebete, besonders in der heiligen Kommunion bitte ich Gott der Barmherzigkeit für die Bekehrung aller Bakerewe, besonders für alle Menschen meiner Familie, daß sie zum wahren, christlichen und unfehlbaren Glauben sich durch die Gnade Gottes bekehren können.

Dann glaube ich, daß unsere liebe Mutter, die Jungfrau Maria, aller Bakerewe sich erbarmen wird, weil ihre Barmherzigkeit ist sehr groß; darum wird sie alle Bakerewe zum Glauben Christi bekehren. — Ihnen aber, ehrwürdiger Pater, sag' ich tausendmal Dank für alles Böse und alle Traurigkeit, welche Sie in diesen Tagen für die Bekehrung aller Bakerewe empfangen haben.

Also, ehrwürdiger Pater, jetzt habe ich kein anderes um Ihnen zu sagen, weil in diesen Tagen in der Schule machen wir auch wie früher als Sie hier gewesen sind, darum will ich kein anderes mehr sagen, weil Sie wissen alles, was wir jeden Tag in der Schule tun. Jetzt, Hochwürden Herrn Pater, will ich etwas von Ihnen bitten; wenn Sie mir es geben können, so wünschte ich sehr ein kleines Gebetbüchlein haben.

Also leben Sie wohl, ehrwürdiger Pater. Ich bitte um die Hilfe Ihres Gebets, damit ich meinen Beruf gut bewahren könne und in der Schule jeden Tag meine Arbeit mit guter Gehorsamkeit erfüllen könne. Ich will auch für Sie Gott den Herrn beten, damit Sie Ihre Arbeit gut erfüllen können.

Ihr ergebenstes Kind, das sich Ihren Gebeten empfiehlt,

Coelestinus Kipanda.

Hochwürden Herrn
Pater Marzell Dennefeld
Ukerewe, Kagunguli.

Stand der Missionen der Weissen Väter.

Juni 1907 bis Juni 1908.

Missionsbezirke	Stationen	Missionare	Schwestern	Katechisten	Christen	Katechumenen	Taufen von Erwachsenen	Taufen von Christenkind.	Taufen in Todesgefahr	Schulen	Knaben	Mädchen	Gepflegte Kranke	Spitäler &c.
1. Nordafrika	12	55	82	8	921	185	33	41	925	14	423	370	113704	22 { 3 Spitäler. 19 Apotheken.
2. Apost. Präfektur Sahara[1])	3	14	13	--	3	2	—	—	250	6	216	120	25000	8 { 6 Apotheken. 2 Spitäler.
Die Apost. Vikariate:														
3. Sudan	10	43	11	10	883	1561	66	65	46	7	183	44	18307	22 { 8 Waisenanstalt. 2 Spitäler. 12 Apotheken.
4. Njassa	9	40	8	152	2649	34447	417	232	499	288	7271	1560	37308	12 Apotheken.
5. Oberkongo	7	35	14	64	5504	27372	357	285	1848	27	2799	1221	171651	46 { 14 Waisenhäuser. 9 Spitäler. 23 Apotheken.
6. Tanganika	11	43	20[2])	99	5273	8017	331	295	527	83	3222	2653	31494	19 { 4 Waisenhäuser. 2 Spitäler. 13 Apotheken.
7. Unjanjembe	11	45	19	59	4286	3188	169	197	164	27	726	112	103162	42 { 16 Waisenhäuser. 12 Spitäler. 14 Apotheken.
8. Süd-Njansa	15	69	7	173	9650	10281	1136	616	1472	46	1720	287	102801	37 { 19 Waisenhäuser. 1 Spital. 17 Apotheken.
9. Nord-Njansa (Uganda) . .	21	96	16	930	98009	112579	3202	3615	2613	342	5492	3707	282067	37 { 11 Spitäler. 2 Lazarette. 24 Apotheken.
zusammen	99	440	190	1495	127178	197632	5711	5346	8344	840	22052	10074	885494	245

[1]) Da die Statistik dieser Mission uns nicht vorliegt, geben wir die nämlichen Zahlen wie voriges Jahr.

[2]) Darunter 3 eingeborene Schwestern.

Aus Neu-Trier (Landschaft Iraku, Deutsch-Ostafrika).

Iraku, den 23. September 1908.

Hochwürdiger, lieber Freund!

Sie wünschen einige kurze Nachrichten aus erster Quelle über unsere Neugründung in Iraku, die, so Gott will, den Namen Triers in Deutsch-ostafrika verewigen soll. Am 28. August ist nach langer, anstrengender Reise P. Schregel mit seinen Begleitern hier in Iraku angekommen. Schon 2 Tage, bevor er sein Ziel erreicht hatte, traf er mitten in der Wildnis Herrn Ruff, den derzeitigen Chef der Militärstation Iraku. Zunächst schlugen die Missionare etwa 2 Stunden vom Fort in der Provinz Mbulu ihr Zelt auf. Auf den Rat des Stationschefs indes wählten sie die Provinz Iraku selbst zur ersten Niederlassung, und zwar die Residenz der Mama Ishara, wie man hier gewöhnlich die Mutter des Königs bezeichnet.

Der erste Versuch.

Mama Ishara bereitete uns keineswegs eine liebenswürdige Aufnahme. Sogar die notwendigste Nahrung wurde den Trägern und uns selbst verweigert. Um so dringender erschien es, den Platz für die Gründung der Missionsstation rasch endgültig zu bestimmen. Aber selbst ein landeskundiger Führer war einfach nicht zu haben. So sahen sich die Missionare gezwungen, sich schnell und ohne lange Wahl zu entscheiden, denn die Träger aus Mdala litten unter Hunger und Kälte und bestanden darauf, recht bald die Erlaubnis zur Heimkehr aus diesem ungastlichen Lande zu erhalten.

So verließ P. Schregel denn den Hügel mit der Residenz Mama Isharas und schlug das Lager an der Hauptwasserader Irakus, Quao oder Sambisa mit Namen, auf. Der Sambisa, wie der Fluß hierzulande heißt, entspringt auf den Mureibergen, die mit undurchdringlichem Urwald bedeckt sind, und wo die zahlreichen Elefantenherden Irakus sich tummeln. Der Fluß ergießt sich in den Manyarasee, auf der Grenze zwischen unserm Vikariat und dem des hochw. Herrn Bischofs Vogt. In einer Einsenkung, die einigen Schutz gegen den Wind bot, wurden die Zelte aufgeschlagen. Die Missionare waren also, so dachten sie wenigstens, endlich an Ort und Stelle. Nur ein paar Schritt trennte sie vom Fluß, so daß es an Wasser nicht fehlte und sie hoffen durften, dem Boden bald einiges Gemüse abringen zu können.

Um diese Zeit traf Herr Methner, Bezirkschef von Iraku, ein. Er gestattete den Missionaren zu bleiben. Damit bewilligte er ihnen nach den hiesigen Anschauungen auch gleichzeitig die nötigen Arbeiter. Sonst wäre wohl so leicht kein Schwarzer bereit gewesen, uns seine Dienste zu leihen, denn die Schwarzen hierselbst sehen es keineswegs als ehrenvoll an, bei den Weißen zu arbeiten, und das ärgste Schimpfwort, das man jemand beilegen kann, wäre „boy ya Mzungu“ („Diener des Weißen“).

So aber stellten sich alsbald 25 Arbeiter ein, und ich war froh, bei meinem Eintreffen am 13. Dezember diese Hilfskolonne vorzufinden.

Ich langte ganz unerwartet an. Zwar hatte ich von Tumatis Dorf aus, wo ich tags zuvor kampierte, einen Boten geschickt, der meine baldige

Ankunft melden sollte. Aber die Wanambulu-Leute haben es nicht eilig, und erst zwei Tage später konnte ich selber mein bei Tumati geschriebenes Briefchen in Empfang nehmen! Allerdings hatte ich bei meinem Abschied von Tumati den Boten hinter mir gelassen; allein ich dachte, er kenne ja den Weg und werde ganz sicher noch vor mir eintreffen.

Am Manyarasee.

Kurz nach meiner Ankunft in Iraku verließ uns P. Schregel. Die neue Station war ihm nach so viel Mühen und Strapazen bereits ans Herz gewachsen, aber der Missionar ist ans Scheiden gewöhnt. Vor P. Schregels Abmarsch beschlossen wir indes noch erst gemeinsam den Manyarasee zu besuchen nebst der interessanten Bergkette, die den Rand des Großen Ostafrikanischen Grabens und damit auch die Grenze zwischen den beiden Vikariaten bildet. Erst ging es ganz steil bergan; kaum daß hie und da eine Strecke mit sanfterer Steigung uns etwas zu Atem kommen ließ. So gelangten wir nach angestrengtem Marsche, mit blutenden Füßen und in Schweiß gebadet, an den Fuß des eigentlichen Gebirges. Dort rasteten wir an einer kristallklaren Quelle, die da im Schatten vielhundertjähriger Stämme murmelte, und warteten, bis unsere wenigen Träger mit ihrer Last auf dem Kopfe nachgekommen wären. Dann nahmen wir den Marsch wieder auf und folgten nun 8 Stunden lang der gewaltigen Bergkette, die sich zu unserer Rechten in nördlicher Richtung hinzog.

Dieser Höhenzug erstreckt sich bis an den Manyarasee. Es war uns jedoch nicht möglich, letzteren an einem Tage zu erreichen, und so wurde der Marsch am folgenden Morgen fortgesetzt.

Es war ein brennendheißer Tag. Die Sonnenstrahlen fielen sengend auf uns nieder, und die weite, mit einer weißen Salzkruste bedeckte Ebene, die sich zwischen uns und dem See ausdehnte, warf die glühenden Pfeile des Tagesgestirns ebenso heiß zurück. Dieser Teil der Landschaft Mbugu ist nicht angebaut, aber gleichwohl gut bevölkert. Es haben sich nämlich Hirtenstämme hier niedergelassen, die von den Erträgnissen ihrer Herden leben. Aber es herrscht kein Leben rings um die Negerhütten; keine fröhlichen Kinderstimmen klingen an unser Ohr. Diese kräftig gebauten, kriegerischen Leute, die einst allein im Stande waren, ihre Rinder vor den streitbaren Massai zu schützen, sind dem Untergang geweiht. — —

Jetzt tönt immer vernehmlicher das Rauschen des Sees an unser Ohr. Wir lauschen. Unsere Aufmerksamkeit, die durch das ewige Einerlei dieser Sand- und Salzwüste gleichsam eingeschläfert war, erwacht. Jetzt hebt sich von der Wasserfläche eine merkwürdige, endlose, buntgefärbte Linie ab, die sich von einem Ende des Sees bis zum andern hinzieht und an eine ungeheure Steinbruchwand erinnert, in die die verschiedenfarbigsten Gesteine eingesprengt sind. Was mag denn das wohl sein? Noch eine kleine Strecke, und wir haben des Rätsels Lösung. Es ist nichts weiter als eine unabsehbare Reihe buntfarbiger Wat- und Schwimmvögel, die sich im seichten Wasser des Sees herumtummeln. Alle möglichen Arten sind vertreten. Uebrigens ist der See, aus der Ferne gesehen, weit schöner, als in der Nähe. Unter der Einwirkung der heißen Sonnenstrahlen ist der Wasserstand sehr zurückgegangen und hat einen Schlamm zurückgelassen, der gerade nicht nach Veilchen duftet, und der

es uns sogar unmöglich macht, an das Wasser selbst heranzukommen. Ich machte eine photographische Aufnahme vom See und der riesigen Bergkette, die sich als Grenze der Vikariate weithin südwärts erstreckt; dann traten wir den Rückmarsch an.

Stationsbau in der Wildnis.

Nach P. Schregels Abschied machten wir uns hurtig an die Arbeit. Handelte es sich doch darum, endlich aus dem Zelt herauszukommen und ein Obdach gegen Kälte, Wind und den Regen zu schaffen, der jeden Tag einsetzen konnte. Ich sage Kälte. Denn des Nachts war es äußerst kühl, und wenngleich die Monate Dezember, Januar und die folgenden am wärmsten sind, so brauchten wir doch alle unsere Decken und noch Gandura und Burnus dazu, um uns hinreichend zu wärmen. Der Wind weht unablässig, besonders Nachts und des Morgens.

P. Van der Wee× und P. Schregel×× im Kreise der schwarzen Zöglinge in Ndala.

Als Arbeiter standen uns 25 Mann zu Gebote, die uns die Militärstation besorgt hatte. Immerhin eine beschränkte Zahl, wenn man die Menge der Arbeiten selbst in Betracht zieht. Es waren ja Ziegel zu backen; es mußte Holz gefällt und herbeigeschafft und gesägt werden; Maurer- und Bauschreinerarbeiten schlossen sich daran an; also reichliche Beschäftigung für unsere Schwarzen. Dazu kam, daß man es mit ganz ungeübten Kräften zu tun hatte, denn der Neger weiß von solchen Arbeiten natürlich nicht viel. Dazu kam ferner, daß wir die Leute jedesmal bloß für einen Monat mieten konnten. Sobald sie sich mal etwas eingearbeitet hatten, war ihre Arbeitszeit herum. Da hieß es, sozusagen von vorn beginnen und die neuen Arbeiter zunächst wieder in die gewöhnlichsten Arbeiten einführen.

Was das Drolligste war — die Schwarzen verstanden uns nicht, und wir verstanden sie nicht. Wir mußten uns mehr durch Zeichen als durch Worte verständigen; es sei denn, daß mal wieder eine kapitale Dummheit gemacht wurde und unsere Verblüffung sich in einem Ausruf des Staunens Luft machte. — Wir bauten mit Ziegeln, um Holz zu sparen, denn Bauholz ist weit und breit nicht zu haben, und die Weiber müssen sogar das Feuer mit dürrem Farrenkraut, anstatt mit Holz, unterhalten.

Die Wataturu sind, das muß ich zu ihrem Lobe sagen, ein gutmütiges Völkchen, von Natur fügsam und willig. Die jungen Leute prägen sich leicht und schnell ein, was man ihnen sagt und beibringt. Sie haben nur einen Fehler, nämlich den, daß sie die Sprache der Wanirakú nicht verstehen. Insofern war der Verkehr mit ihnen in sprachlicher Beziehung für uns von geringem oder keinem Nutzen, denn es wäre eine nutzlose Arbeit gewesen, sich zwei grundverschiedene Dialekte auf einmal aneignen zu wollen.

Anderthalb Monate ging alles gut. Mit Hülfe von P. Etienne gelang es mir, zwei kleine Häuser zu errichten, die uns vorläufig Unterkunft boten. Nun ging es gleich an den Bau einer großen ibanda (festes Wohnhaus, Tembe). Aber damit sollten wir wenig Glück haben. Wir hatten noch nicht genügend Ziegelsteine gebacken, da überraschte uns die Regenzeit. Hierzulande hätte es nämlich wohl 3—4 Wochen bedurft, um die Steine zu trocknen, natürlich nicht an der Sonne, sondern unter einer Schicht Stroh oder unter den Zelttüchern. Wie oft mußten wir die Nachtruhe opfern, um die Ziegel zu retten! Manchmal war ich genötigt, mitten in der Nacht aufzustehen und mit den beiden Boys, 2 jungen Schwarzen aus Ndala, eine Anzahl von 400—500 halbgebackenen Ziegelsteinen vor dem ausbrechenden Gewitter in Sicherheit zu bringen.

So brach einmal des Nachts ein furchtbares Gewitter herein. Bei unserer beschränkten Arbeiterzahl war es uns nicht möglich gewesen, den Bau unserer Tembe zu Ende zu führen. Der Regen floß in Strömen nieder und drang natürlich durch das unvollendete Dach wie durch ein Sieb ins Innere. Ich brachte, so schnell ich konnte, alles in Sicherheit, was der Regen verderben konnte, und begab mich dann zu den beiden andern Patres. Diese hatten ihre wasserdichten Regenmäntel umgeworfen und saßen da, den Regenschirm über dem Kopfe. Ich weckte schleunigst die beiden Boys, die im Zelte draußen schliefen. Wir mußten vor allem unser Haus retten. Da fielen mir die Zelttücher ein, die zum Schutz über die Ziegel gelegt waren. Wir opferten die letzteren, nahmen im strömenden Regen die Zelttücher ab und legten sie zum Schutz über das Dach unseres Hauses. Schaudernd vor Kälte und Nässe richteten wir uns dann ein Lager her, um die jäh unterbrochene Nachtruhe fortzusetzen.

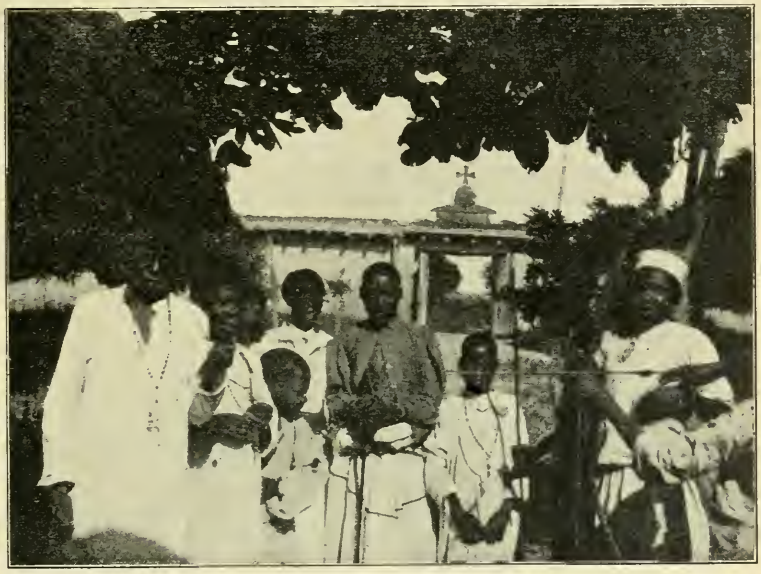
Eines schönen Tages fanden wir eine ganze Mauer unserer ibanda eingestürzt am Boden liegen. Ich hatte nichts von dem Geräusch gehört, so fest war mein Schlaf gewesen. Zum Glück waren die Ziegel nicht zerschlagen. — Als wir mit dem Aufsetzen des Dachstuhls beschäftigt waren, brach ein furchtbarer Orkan aus Nordost herein und warf die drei Dachgebinde um. Gottlob wurde niemand verletzt. Ein wahres Glück! Denn es hieß schon, wir plagten die Leute zu Tode; ein Schwarzer, der bei uns gearbeitet hatte, war nämlich gestorben; was wäre das erst gewesen, wenn bei der Arbeit selbst ein Unfall vorgekommen wäre!

Abermals auf der Wanderung. — Endgültige Niederlassung.

Endlich war die ibanda, die uns so viel Mühe und Arbeit gekostet hatte, fertig. Leider war aber dort unseres Bleibens nicht gar lange. Zum hl. Pfingstfest traf der hochwürdigste Herr Bischof ein und weihte die Kapelle ein. Zum erstenmal Pontifikalamt mit Predigt in Iraku! Indes hielt es der Herr Bischof für ratsam, an einer geeigneteren Stelle

zur endgültigen Gründung zu schreiten. Zur Stunde, wo ich dies schreibe, ist der Schauplatz unserer ersten Mühen ein Trümmerfeld. Das läßt sich im Missionslande nun einmal oft nicht vermeiden.

Aber auch an dem neuen, im Einverständnis mit dem Herrn Bischof gewählten Punkte sollte uns keine bleibende Stätte beschieden sein. Der König verweigerte uns erst das kleine Wäldchen, das unsere Augen auf diesen Punkt gezogen hatte, und schließlich weigerte er sich überhaupt, uns den zu einer normalen Missionsstation erforderlichen Grund und Boden zu überlassen.



Freigekaufte schwarze Sklaven in Ndala.

Der Stationschef, der anfänglich am liebsten gesehen hätte, daß wir uns bei den Wataturu niedergelassen hätten, machte uns auf den unter dem Häuptling Marmo stehenden Teil von Iraku aufmerksam. Der betreffende Platz erschien uns tatsächlich ganz geeignet. Da außerdem der genannte Offizier uns in liebenswürdiger Weise entgegenkam und der König sich bereit erklärte, alle unsere Materialien umsonst hinüberschaffen zu lassen, gingen wir gern auf den Vorschlag ein.

So hat es denn die göttliche Vorsehung gefügt, daß wir beim Häuptling Marmo endlich festen Fuß gefaßt haben. Unsere Station liegt nicht weit vom Ufer eines hübschen kleinen Sees, in unmittelbarer Nähe eines anmutigen Flüßchens und gar nicht weit von dem Urwald mit seinen zahlreichen Elefanten.

Achthundert Mann — sage und schreibe achthundert — waren erforderlich, um unser Inventar an Ort und Stelle zu bringen. Die Wanuraku sind nämlich nichts weniger als gute Träger. So sah ich einmal, wie sie zu zweien zusammen zwei Bambusstengel trugen, die etwa 3 m lang und so dick wie ein Finger waren. Ich ließ die beiden gewähren, da ich sie ja nicht zu bezahlen brauchte.

Schwarze und Wazungu (Europäer).

Die Wanirakú zeigten sich im ganzen von unserer Ankunft nicht gerade erbaut. Wir mußten uns namentlich anfänglich die Gunst des Königs und seiner Leute teuer erkaufen. Ein paar grellbunte Tücher genügen hier nicht mehr. Man muß schon teuere Stoffe von 4—5 Rupien und mehr geben; sonst gilt man in den Augen der hiesigen Schwarzen als armer Schlucker und hat es von vornherein mit ihnen verdorben. Oder sie verlangen ganze Rollen Kupferdraht, namentlich aber Schnaps, den sie alle, groß und klein, kennen und konyakiro (offenbar aus „Kognak") nennen. Diese armen Leute meinen, wir hätten überhaupt in allen unseren Kisten und Flaschen bloß konyakiro, und verlangen ganz ungeniert von dem berauschenden Feuerwasser. Schlägt man ihnen diese Bitte ab, so nehmen sie das sehr übel. Woher dieser leidenschaftliche Hang nach Alkohol? Er erklärt sich leicht aus der früher herrschenden Unsitte, daß die Somalis, die Inder, Griechen und Europäer beim Kauf der Rinder sich ausschließlich des Schnapses als Zahlungsmittel bedienten. Daher kommt es, daß es noch heute schwer fällt, um andern Preis solche Artikel zu erstehen. Glücklicherweise hat die Regierung ein wachsames Auge darauf. Als wir kürzlich bei Marmo eintrafen, war sein erster Vorschlag der, wir möchten ihm bei den Indern konyaki kaufen; er werde uns mit Rindern bezahlen.

Da wir anfänglich mit der Landessitte nicht vertraut waren, verfuhren wir im Umgang mit den Schwarzen, wie es in Unjanjembe Brauch ist. Inde irae. Der König verbreitete überall, wir hätten ihm nicht einmal ein Glas konyaki gereicht, auch keinen Stuhl zum Sitzen. Man beachte, daß wir nur einen Feldstuhl besaßen und uns nicht entschließen konnten, dies einzige Exemplar dem König zu schenken. Majestät bildete sich ein, wir müßten ihn nach dem Beispiel der genannten Wazungu auf unserem Feldbett schlafen lassen und uns selbst unten darunter legen.

Wir sollten unser ungebührliches Verhalten gegen den König büßen. Es wurde den Schwarzen nämlich ganz einfach verboten, zu uns zu kommen oder uns das Geringste zu bringen. Die bittere Not pochte an unsere Tür, denn die Nahrungsmittel, die schon an Qualität sehr gering waren, nahmen auch hinsichtlich der Menge sehr ab. Wir mußten schließlich zur Militärstation unsere Zuflucht nehmen und dort um das Notwendigste bitten. Unsere Nahrung bestand aus Mais, Sorgho, Kürbissen und Kürbisblättern und hie und da einer Handvoll Reis. Es waren keine rosigen Zeiten. Wir wurden in ähnlicher Weise dreimal boykottiert.

Unsere Wanirakú zollen den Weißen im allgemeinen ziemlich wenig Achtung. Eine Ausnahme macht die Militärstation mit ihren Soldaten. Einer fragte mich ganz keck: „Weye bwana mkubwa gani? Askari wako wapi?" — „Was für ein bwana mkubwa bist du denn? Wo sind denn deine Soldaten?" — Einige brachten uns ihre Kiste oder Hacke zum Ausbessern. Wir Missionare sind eben in ihren Augen keine Wazungu (Europäer) wie die Offiziere der Station, sondern Weiße zweiter Klasse, eine Art Waingrizya (Engländer), und Gott weiß, was sie unter letzterer Bezeichnung verstehen. Es wird also nicht wenig Mühe und Geduld kosten, bis wir uns bei den Schwarzen Geltung verschafft haben.

* * *

Mein Brief ist schon reichlich lang, und ich will für heute nicht auf weitere Einzelheiten eingehen. Nächstens mehr!

Im Trierer Lande wird ja so eifrig der hl. Mathias verehrt. Wissen Sie niemand, der die Güte hätte, uns ein Bild oder eine Statue des Apostels zu schenken? Unsere Station ist ja dem hl. Mathias geweiht, und wir haben nicht das geringste, was uns an unsern hl. Patron erinnerte!

Diesen Monat finden die gemeinsamen Exerzitien für die Missionare des Vikariats statt. Wie gerne würden wir daran teilnehmen! Welche Freude wäre es für uns, so viele teure Mitbrüder wiederzusehen! Aber es ist nicht möglich; wir sind zu weit vom Zentrum der Mission entfernt. Nun, so muß eben das Opfer gebracht werden; möge Gott der Herr es hinnehmen für die Bekehrung unserer lieben Wanirakn, die der Gnade von oben so dringend bedürfen!

Fragen Sie Herrn P. Provinzial, ob er uns nicht auf ein Jahr wenigstens sein Talent für fremde Sprachen abtreten will. Wir wären ihm äußerst dankbar. Bis jetzt ist mir die Landessprache noch ein Buch mit sieben Siegeln. Es heißt also vorderhand Geduld und fleißig studieren, bis wir mal die ersten zusammenhängenden Worte an unsere Schwarzen richten können.

P. Joseph Gaß, Missionar.

Ein junger Tanganikamissionar

und ehemaliger Zögling des Missionshauses in Trier berichtet unterm 14. November aus Karema:

Eine kurze Mitteilung hat Dir bereits die jetzige Verteilung der Dir bekannten Missionare gebracht. Zu meinem Bedauern habe ich P. Hörner nicht getroffen. Während ich zu Lande von Utinta nach Karema zurückkehrte, begab er sich zu Wasser nach Kala. Hoffentlich wird die nächste Reise uns zusammenführen. P. Haefele hatte anfangs etwas Fieber; P. Hörner ist gesund und widmet sich neben seinen übrigen Aufgaben mit bekannter Hingabe der Bienenzucht, die seit dem Tode des P. Depaillat etwas vernachlässigt worden war. — Ein Wort über meine jüngste Reise während der Ferien unserer Seminaristen. Wie Du schreibst, hast auch Du die Ferien fleißig zu Wanderungen aller Art benutzt; aber mit mir darfst Du es doch nicht aufnehmen. Gleich zu Beginn führte mich eine Reise mit P. Thomas nach Kabende, um die dortigen Nebenstationen und Schulen zu besuchen. Das dauerte acht Tage. Darauf war ich einige Zeit Pfarrer in Karema; von da begab ich mich zu den gemeinsamen Exerzitien nach Simba. Ich hatte die Ehre und Freude, Se. Bischöflichen Gnaden dorthin zu begleiten. Du kannst Dir denken, wie interessant das war. Ist unser Bischof schon zu Hause auf der Station die Güte selbst, auf Reisen ist er es erst recht. Nimmer werde ich die interessanten Abende vergessen, die ich mit ihm vor dem Zelte zubrachte. Schon fünfzehn Jahre durcheilt der Bischof jetzt diese Länder, und wer, wie er, „offenen Aug's gegangen, weiß viel Schickliches zu reden von Landesbrauch und Weise". Unser erster Rastort war Mpimbwe, wo der Bischof die Visitation abhielt und die Firmung spendete. Wir

weilten dort 3 Tage, und Du kannst Dir denken, daß diese Zeit nur zu schnell dahinflog in Gesellschaft meines Landsmannes P. Molitor und des guten P. Kappel. Letzterer ist anfangs hart mitgenommen worden, hat aber jetzt eine geradezu blühende Gesundheit und ist ganz derselbe, wie Du ihn ehedem unter den schattigen Johannisbrotbäumen von Gamart gekannt hast.

Massai-Hirte.

Von Mpimbwe ging es nach Simba. Wir trafen gerade an einem Sonntag nach dem Hochamt ein, als somit viele Christen versammelt waren. Ich wollte, Du hättest diese Kundgebungen der Freude, diese Juju-Rufe hören können, mit denen der Bischof empfangen wurde. Mehrere Male wurden wir im Gedränge buchstäblich eingekeilt und festgehalten. Ein paar Tage später feierten wir das Fest des Patrons der Mission Simba, St. Petrus Claver. Der Bischof legte am Morgen des Festtages im Wohnhaus der Missionare die Pontifikalgewänder an und wurde dann in feierlicher Prozession zur Kirche geleitet. Erst fand die Ausspendung der Firmung statt; es waren vielleicht 150 Schwarze, meist Neugetaufte von diesem letzten Jahre. Daran schloß sich ein feierliches Pontifikalamt nach allen Regeln, mit Festpredigt im Landesdialekt. P. Kappel, der an Stelle seines Obern zu den Exerzitien erschienen war, fungierte als Subdiakon, unser Oberer war Diakon, P. Avon assistierender Priester und meine Wenigkeit natürlich, wie immer, Zeremoniar. — Die Mission Simba zählt bereits 1200 Christen und zahlreiche Katechumenen und wird bald die bedeutendste Station des Vikariats sein.

Nach dieser Feier nahmen die hl. Uebungen ihren Anfang. Alle Oberen des Vikariats waren anwesend, dazu eine Anzahl anderer Missionare. Die Gesamtzahl betrug 18. P. Boyer hielt die Betrachtungen, der hochwürdigste Herr Bischof die Konferenzen. An die Exerzitien schloß sich während zweier Tage eine Synode, d. h. der Bischof beriet gemeinsam mit den anwesenden Missionaren die wichtigeren Fragen der Mission. Man verfährt dabei nach allen Regeln der modernen Versammlungen: Kommissionsanträge, gemeinsame Beratungen, Abstimmung ꝛc. Für einen jungen Missionar waren diese Beratungen höchst lehrreich.

Nach Schluß dieser Beratungen, die 2 volle Tage dauerten, kehrten die Missionare wieder in ihre Missionen zurück. Ich wählte jedoch nicht den kürzeren Weg durch die Rukwa-Ebene, auf dem ich gekommen, sondern kehrte über die Manyika (Hochebene zwischen Tanganika und Rukwa) zurück.

Erst hieß es, die Manyikaberge ersteigen. Dieser Aufstieg ist äußerst steil und dauert 3 Stunden. Welch herrliche, reine Luft dort auf der Höhe! Kein Wunder, daß sich die dort stationierten Missionare der besten Gesundheit erfreuen. P. Hinkelbein, der hier am See stets Fieber hatte, ist droben in Kate so gesund wie ein Fisch im Wasser. Morgens und abends hüllte ich mich in meinen dicken Wollburnus, und einmal war mir derart kalt an den Füßen, daß ich anfing zu springen wie in Haigerloch im strengsten Winter. Allerdings sind wir auch nicht mehr an kalte Witterung gewöhnt. Ueber Kate, Kirando und Utinta kehrte ich dann nach Karema zurück. Meine Reise hatte im ganzen etwa sechs Wochen gedauert.

In Karema nahm ich meine Lehrtätigkeit wieder auf. Unsere Schüler sind gegen 80 an der Zahl; 20 davon studieren auch Latein. Wünschest du einen Einblick in meine Beschäftigung? Von 8—9 Deutsch im zweiten Kursus (im zweiten unterrichtet P. Haefele), 9—10 Kiswahili, 11—11¾ Deutsch im obern Kursus, 3—4 Religionsunterricht, 4—5 Latein. Meine Lateiner sind zu 16; dazu kommen 4 andere, die weiter fortgeschritten sind und schon Schriftsteller übersetzen. — Das macht für jeden Tag 5 Stunden; bei dem Mangel an Lehrbüchern und der Schwierigkeit, welche man hat, in fremden Sprachen zu lehren, kannst Du leicht er-

messen, daß so eine Professorenstelle in der Mission keine Sinekure ist. Dazu bin ich jetzt auch noch zum Dompredigt ernannt; der Bischof hatte die Gewohnheit, jeden Sonntag in der Frühmesse zu predigen, aber seine wachsenden Beschäftigungen erlauben ihm das fürder nicht mehr; so muß ich jetzt alle 14 Tage die Kanzel besteigen, was ich vordem nur ausnahmsweise getan. Doch genug, „es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken!" Ich bin gesund und zufrieden wie nur je. Gebe Gott, daß meine geringen Arbeiten zum Heile der Seelen beitragen!

P. P. Majerus.

Allerlei Schwarzes. — Afrikanische Miszellen.

Von P. P. Schumacher.

III.

„Eigner Herd ist Goldes wert."

Wie atmet der Missionar auf, wenn er nach langen Entbehrungen endlich seinen Einzug in ein geräumiges Wohnhaus halten kann, die Frucht seiner Müh' und Arbeit.

Hier in Marangara fand ich bereits ein derartiges Gebäude vor, eine bewundernswerte Leistung des rührigen und fachkundigen P. Lecoindre, der aber kürzlich schweren Herzens von seiner geliebten Mission Abschied nehmen mußte, um einer andern vorzustehen. Apostellos!

Erst wer es selbst durchmachen mußte, die europäerfeindlichen Landarbeiter zu werben, die bei ihren Häuptlingen und Stammesgenossen nachher förmlich geächtet sind; wer selbst die nötigen Vorkehrungen treffen mußte zum Herstellen von Tausenden von Luft-, Back- und Dachziegeln; wer mit unsäglicher Mühe das erforderliche Brenn- und Bauholz tagewelt herbeischleppen mußte — um nach diesen „kleinen" Vorbereitungen schließlich an den eigentlichen Bau zu gehen: der allein weiß den Wert eines solchen Werkes unter tropischem Himmel zu schätzen. Wenn dann ein „Forscher" oder Straußenjäger gelegentlich herausfindet, daß die Ausführung der Dachziegel doch nicht genau den modernen Anforderungen entspricht, so, meine ich, pfeifen ihm alle hiesigen Spatzen vom Dach die richtige Antwort:

„Nein! hochmodern ist unsere Einrichtung nicht, bei weitem nicht; Gott bewahre uns davor!" Der mildherzige Leser sei versichert, daß seine opferwilligen Gaben andere Verwendung finden als uns Mettlacher Platten herbeizuschaffen. Auf einem soliden Ziegelunterbau steht das bewohnte Erdgeschoß, und darüber erhebt sich gleich das Dach. Dieses springt in seiner ganzen Länge etwas vor. Dieser Dachvorsprung ruht auf Pfeilern, und so entsteht auf beiden Seiten des Hauses die in den Tropen nicht gut entbehrliche Veranda. Die Pfeiler oder Säulen bestehen aus gebrannten Rundziegeln. Die gesamten Gebäulichkeiten umgibt eine Schutzmauer. Ich hoffe, dem Leser gelegentlich eine Ansicht unseres Gebäudekomplexes vor Augen führen zu können.

Damit du nun auch die innere Einrichtung kennen lernst, erlaube ich mir, werter Leser, dich in meine eigene Privatwohnung einzuführen.

Vor kurzem hat unser Bruder Anselmus mit geübter Schreinerhand die langersehnten Türen vollendet. Bis dahin hingen statt dessen Schilfmatten vor den Oeffnungen. Da blies denn die heulende Windsbraut herein, daß die hängenden Türen nach oben, innen und außen flogen, die Kleidungsstücke flatterten, die Bettdecken emporwirbelten und die Briefschaften einen Hexentanz aufführten. Dabei verbreiteten die eindringenden Staubwolken eine wahre ägyptische Finsternis, und da die Zimmerdecke einstweilen noch fehlt, rieselte es auch von oben noch in Gestalt von knisternden Mörtelteilchen hernieder — eine selbsttätige, unerreichte Streusandbüchse.

Krieger vom Stamme der Massai.

Meine Reise-Doppelkisten habe ich sorgsam auseinandergenommen. Die Wände entlang stehen ringsum die innern Zinnladen, woran die berüchtigten weißen Ameisen ihre Zähne üben können. Die äußeren Holzkisten habe ich über meinem Tisch zu einem Büchergestell aufgestapelt. Unser Tisch ist nicht mit persischen Teppichen belegt, doch ist die Schreibtinte darum nicht minder schwarz. Fensterscheiben gibt es nicht, denn diese sowie die Vorhänge vertritt gemeinsam ein Tuchverschlag aus weißem Kattun, so daß zugleich für Licht und Ventilation reichlich gesorgt ist. Zu eigentlichen Bettstellen haben wir es noch nicht gebracht, und so verbringen wir die Schattenzeit unserer irdischen Wanderschaft auf dementsprechenden Feldbetten. Wie bereits erwähnt, ist der Fußboden ein Parkett aus harigestampfter Lehmerde.

Aber in einem Punkte sind wir auf der Höhe, denn schon beut uns im Dunkel der Nacht eine echte Petroleum-Lampe ihren hellenden Strahl. Bis vor kurzem behalfen sich die Missionare mit Butterlampen. Man balsamierte das Innere einer „entleibten" Sardinenbüchse mit Butter ein, vergrub darin einen Fetzen von einem ausgedienten und altersschwachen Strumpf oder Taschentuch und setzte dann diese Serie von schlafenden Beleuchtungskräften in Tätigkeit. Einige unbeabsichtigte Begleiterscheinungen zeigten sich dabei mitunter. Manchmal fiel der genannte Strumpffetzen in das Butternaß hinein — oder die Kuh hatte zu wässerige Milch verzapft, woran folgerichtig die Butter auch krankte, so daß der Lichtspender hie und da versagte; auch die Ratten fanden zuweilen an der Lichtquelle Gefallen und benutzten sie gern — und endlich hatten Nase und Augen nicht wenig von der Beleuchtungsanlage zu leiden.

Vielleicht zerfließt nun, teurer Leser, dein Herz gleich unserer Brennbutter in Mitleiden für die armen Missionare. Doch siehe, da muß der gute Humor dem Missionar über das Fehlende oder Verbesserungsbedürftige hinweghelfen.

Trotzdem, und hier berühre ich wieder den Gedanken, den ich vorhin aussprach, hängt der Missionar mit ganzer Seele an der Stätte seines Wirkens; je mehr Schweiß und Mühe das Erdreich verlangt, desto teurer wird ihm die zweite Heimat; es fällt ihm schwer, sie zu verlassen. Und es ist gut so. Denn Opfer ist das Geheimnis des Erfolgs.

Der scheidende Missionar.

Fern nach langer, weiter Reise
Auf Rwandas ras'ger Flur —
Wo der Berge Blau träumt leise —
Sah'n sie sorgend seine Spur.

Auf dem Hügel moorumschlungen
Hat gegründet er sein Heim:
In die Herzen ist gedrungen
Hehrer Lehre Himmelskeim.

Ziehet nun in stiller Trauer
Weit von dem geliebten Hort:
Sie erfaßt ein Wehmutsschauer;
Träne rinnet fort und fort.

Kleine Mitteilungen.

Die Heuschreckenplage in Algier. Aus den Grenzgebieten Algiers und von Tunis liefen im letzten Jahre gleichzeitig die Alarmnachrichten ein von dem Hereinbrechen gewaltiger Heuschreckenschwärme, die Jahresarbeit der Bauern und Pflanzer vernichteten und damit zu Vorboten einer verderblichen Hungersnot wurden. Biskra, die prachtvolle reiche Oase, Laghouat, Schellaha mit seinen entzückenden Gärten, sie alle sind von den gefräßigen Insekten vollkommen verwüstet; ja, die Schwärme sind bis zu der Umgebung von Algier, Arba und Rivet vorgedrungen und haben die sorgsam gepflegten schönen Kulturen fast vollkommen vernichtet. Man muß einmal in den Tagen dieser furchtbaren Plage in Afrika geweilt haben, um sich eine Vorstellung von diesen gewaltigen und endlosen Wolken von Tieren zu machen, die in einer langen Linie, oft 100 km breit und mehr, wie ein Hagelwetter über das Land hinziehen. Man muß gesehen haben, wie diese Tiere sich in wildem Wirbel, gleich dem windgepeitschten Flockenspiel des Schnees, auf den Boden niedersenken, Felder und Gärten buchstäblich zudecken und in kurzer Zeit die grüne Landschaft in ein ödes Bild abgenagter kümmerlicher Gewächse und kahler Büsche umwandeln. Es ist eine wahre Ueberschwemmung, die über das Land hingeht, und wo man hinkommt, wo man hinsieht, wo man hintritt, an den Flußufern, an der Küste, auf den Feldern, in den Gärten oder draußen in der Wüste, überall kommen diese gefräßigen, gierigen Insekten in wilden Haufen dahergekrochen. Anfangs sind sie grau, aber rasch werden sie braun und schließlich schwarz. Ein ruheloses Rascheln, Knistern, Knattern begleitet ihren Einbruch. Und wo sie dann vorübergezogen sind, da liegt wenige Stunden später das Land öde und leer, und jede Pflanze, jedes Blatt und jedes Gras ist verschwunden. Fünf oder sechs heiße Tage genügen, um diese Plage über das Land heraufzubeschwören. Dann, nach Ablauf der Frist, taucht im Süden, in der Wüstengegend die große schwarze Wolke auf, die man längst allzu genau kennen gelernt, und jeder weiß, die Flut der Heuschrecken kommt . . . Der Präfekt von Algier hat seine Ferien in Europa unterbrochen, um auf seinen Posten zurückzukehren und für die Bekämpfung der Plage alle Maßnahmen zu treffen.

Die katholischen Missionen im belgischen Kongo. Nach einer Darstellung des Senats-Berichterstatters Léger über die Kongovorlage sind im Gebiete der zukünftigen belgischen Kolonie folgende Orden und Kongregationen tätig: Die Weißen Väter, die Patres von Scheut, die Jesuiten, die Herz-Jesu-Patres, die Prämonstratenser von Tongerloo, die Redemptoristen, die Väter vom Heiligen Geist, ferner die Schwestern von U. L. F. und vom hl. Herzen Mariä. Auch Trappisten und Franziskaner haben sich im Kongostaat niedergelassen. Die religiösen Orden bedienen 26 Hospitäler im Gebiete des Kongostaates. Religiöse Anstalten gibt es 86, gegen 20 im Jahre 1896. Die Zahl der getauften Christen beträgt 60000, die der Katechumenen 80000.

Das Seminar für orientalische Sprachen in Berlin wird im laufenden Winterhalbjahr von 314 Personen besucht, unter denen sich 291 Seminaristen und 23 Gastteilnehmer befinden. Die Zahl der Ausländer beträgt 14. Auch 9 Frauen sind im Seminar eingeschrieben, von welchen eine gemeinsam mit ihrem Gatten, einem Regierungsassessor, Realien studiert. Nach den Berufsarten sind von den 291 Seminaristen 99 Assessoren, Referendare und Angehörige der juristischen Fakultät (48 Dragomanatsaspiranten), 50 Lehrer, Gelehrte und Angehörige der philosophischen Fakultät, 51 Kaufleute und Beamte, 16 Angehörige der Reichspostverwaltung, 45 Offiziere, 3 Mediziner, 7 Theologen und 12 Techniker. Die einzelnen Klassen haben folgenden Besuch: Chinesisch 28, Japanisch 20, Arabisch 32, Amharisch 1, Aethiopisch 1, Persisch 9, Türkisch 19, Suaheli 64, Hindustani 2, Guzerati 2, Haussa 8, Fulbe 4, Ewe 9, Herero 3, Ovambo 5, Phonetik afrikanischer Sprachen 10, Englisch 151, Französisch 61, Neugriechisch 9, Russisch 27, Spanisch 15, Realien 276. Von den Sprachen ist in diesem Winter das Ovambo hinzugekommen, mit dessen Unterricht der Missionar Hermann Tönjes beauftragt ist. Als neuer Lehrer trat ferner Dr. Max Krause mit einer Vorlesung über Chemie und chemische Technologie hinzu. Der Lehrkörper umfaßt gegenwärtig 46 Personen.

Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

Gesammelte Kleinere Schriften von Moritz Meschler S. J. — Drittes Heft: Aus dem kirchlichen Leben. 8° (IV u. 180) Freiburg 1909, Herdersche Verlagshandlung. M 2.—; geb. in Leinwand M 2.60.

Was P. Meschler im vorliegenden dritten Hefte seiner Kleineren Schriften (S. 41) von der eucharistischen Opferfeier sagt, könnte man in gewissem Maße auf die ganze katholische Liturgie anwenden: „Es möchte einem ungeübten Auge vorkommen, unser Opferzeremoniell sei ein gar viel verschlungenes und selbst schwer zu entwirrendes Gewebe von Gebeten und Handlungen." Zu groß ist leider noch immer die Zahl jener, deren „Auge ungeübt" ist, und für welche alle liturgischen Einrichtungen nur tote Gebräuche sind, nicht aber ein lebender und lebenspendender Organismus, vom Geiste Gottes selbst beseelt. Mit Freuden ist es daher zu begrüßen, wenn P. Meschler einige der wichtigsten Punkte des kirchlichen Lebens herausgreift und in dem ihm eigentümlichen, für Geist und Gemüt so anziehenden Stile einen Einblick gewährt in den unerschöpflichen Reichtum der göttlichen Geheimnisse und Erbarmungen. Mit wahrer Freude folgt man dem Verfasser, wenn er z. B. von der Schönheit der eucharistischen Opferfeier redend uns zuerst die innere Schönheit dieser erhabenen Handlung vor Augen führt und zeigt, wie in ihr die drei Hauptgeheimnisse unseres Glaubens sich zu „einem herrlichen Lichtbilde" verbinden, um so eine „ganze Welt zu bilden, viel großartiger, prächtiger und wundervoller als die gesamte übrige Schöpfung." — Mit welch heiliger Begeisterung unternimmt man dann wieder mit P. Meschler die „Fahrt zu den sieben Kirchen in Rom". Nicht so sehr als Kunstkenner betreten wir diese erhabenen Stätten, sondern vielmehr als treuliebende Kinder der katholischen Kirche, und wir fühlen uns mit Liebe und Dank erfüllt, wenn die zahlreichen Erinnerungen, die sich an diese hl. Orte knüpfen, wachgerufen werden.

Möge auch dieses 3. Heft der „Kleineren Schriften" in die Hände recht vieler Leser gelangen und in ihnen besonders dies eine bewirken: daß die Liebe zur katholischen Kirche und die Anhänglichkeit und Hingabe an dieselbe immer mehr in ihren Herzen gestärkt werde! P. Betz.

Kreuzwegbüchlein von Moritz Meschler S. J. Mit 14 Bildern. 16° (XII u. 96) Herder, Freiburg 1907. M —.75; geb. in Leinwand M 1.30.

Der erste, allgemeine Teil enthält Erwägungen über die Bedeutung des hl. Kreuzweges und die rechte Art, ihn zu gehen. Wir wüßten kein Kreuzwegbüchlein, das mit seiner lieblichen Sprache, seinen innig frommen Betrachtungen und Gebeten und seinen hübschen Bildern mehr geeignet wäre, das gläubige Gemüt zu erbauen und zur aufrichtigen Teilnahme an unseres Herrn bitterem Leiden zu bewegen, aber auch dem geprüften Menschenherzen für den eigenen Kreuzweg Trost zu spenden. Möge das Werkchen viel dazu beitragen, daß die so beliebte, schöne und segensreiche Uebung des hl. Kreuzweges immer mehr gepflegt werde!

Edelsteine aus reicher Schatzkammer. Eine Sammlung schöner Stellen aus den Schriften von Alban Stolz. Ausgewählt von Professor Heinrich Wagner, Oberlehrer am Gymnasium zu Hagenau. Mit einem Bildnis von Alban Stolz. Zweite Auflage. 12° (XII u. 234) Herder, Freiburg 1907. M 1.80; geb. in Leinwand M 2.40.

Eine treffliche Lektüre für die reifere Jugend. Indes wird das Buch wegen des hervorragenden religiösen und pädagogischen Wertes der ausgewählten Stellen auch allen Freunden der Jugend, namentlich den Eltern und Erziehern, eine willkommene Gabe sein. „Die Lektüre der Stolzschen Schriften", so sagt der Herausgeber mit Recht im Vorwort, „bildet eine Quelle des reinsten und edelsten Genusses für Geist und Gemüt, aber auch des reichsten Nutzens für die Seele." — Wer aus irgend einem Grunde Alban Stolz nicht gekannt oder nicht Zeit gefunden hat, sich in seine größeren Werke zu vertiefen, dem sei Wagners Auswahl empfohlen.

Bericht des P. J. Laane aus dem Missionsbezirk Villa Mariya (Uganda).

Wollte man über alles Interessante und Erbauliche, das sich auf unseren Stationen in Uganda zuträgt, ausführlich berichten, so gäbe das jedes Semester einen ansehnlichen Band. Wir Missionare werden von den Arbeiten unseres Berufes ganz in Anspruch genommen; der Strudel der täglich neu auftauchenden Sorgen und Beschäftigungen reißt uns mit sich fort, die religiösen Bedürfnisse unserer an Zahl ständig wachsenden Christen- und Katechumenenschar mehren sich. Wo sollten wir Zeit und Ruhe hernehmen, um langatmige Schilderungen zu entwerfen? Dazu kommt, daß der Missionar in Uganda alle Tage Zeuge der wunderbaren Wirkungen der göttlichen Gnade unter unseren Bagandas ist, und schließlich hat er sich dermaßen daran gewöhnt, daß selbst solche Vorkommnisse, die an sich recht beachtenswert wären, nur in selteneren Fällen in seinem Geiste haften. Aber andererseits ist es eine liebe Pflicht für uns, den Freunden in Europa drüben Kunde vom Fortgang der Mission zu geben; darum will ich heute einige kurze Mitteilungen über meine Mission Mitala Mariya aufs Papier werfen.

Weihnachten in der Mission.

An den hohen Festtagen des Jahres konzentriert sich das kirchliche Leben der Mission im Festgottesdienste. So etwas müßten Sie sehen! In der Mitternachtsmesse fielen beim Gloria des Priesters viertausend Christen jubelnd ein in die Freudenbotschaft der Engel an die arme Menschheit. Eine für Europa ungewöhnliche, aber hier unentbehrliche Begleitung mischte sich in diese festlichen Klänge. Denn 15 gewaltige Trommeln, deren Ton auf 4 Stunden in der Runde vernehmbar ist, trugen den Engelsgruß hinaus über Wald und Pori in die Hütten der Christen, Muselmänner und Heiden. Wir teilten in dieser ersten Weihnachtsmesse 700 hl. Kommunionen aus, nachdem wir zu dreien die beiden Tage vorher fortwährend Beichte gehört hatten, am Vorabend des Festes sogar bis ½12 Uhr nachts.

Um 8 Uhr morgens war Hochamt. An 3000 Personen waren in unserer geräumigen, wenn auch äußerst ärmlichen, mit Schilf gedeckten Kirche versammelt, und etwa 2500 Schwarze mußten sich mit einem Plätzchen vor der Tür draußen begnügen.

Osterfeier.

Nicht weniger erhebend war das Osterfest. Alle Negerhütten, die sich in großer Zahl um die Residenz der Missionare herumziehen, waren überfüllt mit Besuchern, die aus den umliegenden und fernsten Dörfern des Bezirks herbeigeströmt waren. Wir waren genötigt, die als Unterrichtsräume dienenden Schuppen als Schlafsäle zu benutzen; ebenso die Verandas der Stationsgebäude. Trotzdem waren viele Christen genötigt, unter freiem Himmel zu nächtigen. Es war ein Schauspiel, seit der Passionswoche bis zum Feste die Schwarzen aus allen Richtungen der Windrose herbeieilen zu sehen: Männer, Frauen und Kinder, meist in Gruppen von 10—12 Mann, jeder mit einem Paket Bananen und anderen Nahrungsmitteln für mehrere Tage auf dem Kopf. Die Bessergestellten hatten auch wohl ein Huhn oder gar eine Ziege mitgebracht, um gemeinsam mit Verwandten und Freunden die Auferstehungsfeier würdig zu begehen. Die Mütter trugen außer der genannten Last noch ihre Kinderchen auf dem Rücken. Eine Anzahl von unseren Christen mußten einen Weg von 2—3 Tagen zurücklegen, um Ostern bei den Missionaren zu feiern. Was das heißt, kann nur der würdigen, der einmal die tropischen Gebiete aus eigener Anschauung kennen gelernt hat. Da gibt es keine schönen gebahnten Wege wie bei uns; stellenweise geht's bis zu den Hüften, ja zuweilen bis an die Brust durch Sümpfe hindurch. Doch nichts ist imstande, diese frohen Scharen fernzuhalten; und so strömen sie denn, nachdem sie die Fastenzeit in alter Strengheit verlebt, herbei, nehmen an der missionsartigen Vorbereitungsfeier auf Ostern teil und empfangen die Osterkommunion mit einer Ehrfurcht und Andacht, die mir oft die Tränen in die Augen treiben. Die Fasten werden in Uganda in der ursprünglichen strengen Form beobachtet; von Aschermittwoch bis Ostern kommt kein Fleisch und Fett auf den Tisch der Baganda, und zudem findet die Mahlzeit, gerade wie einstens, erst abends statt. Von Dispens ist selten die Rede; niemand fällt es ein, um solche zu bitten; jeder würde sich dessen schämen. Da greift natürlich der Missionar ein, aber erst auf seine ausdrückliche Weisung verstehen sich die Familienmütter zu einer Kollation am Mittag. Und welche Kollation! Zwei oder drei Bataten, die ohne alles Gewürz gekocht oder geröstet werden, das ist alles.

Am Palmsonntag waren gegen dreitausendfünfhundert Christen hier in unserer Residenz versammelt. Am Abend des gleichen Tages um 5 Uhr begann die Mission, die bis zum Ostersonntag dauerte. Jeden Tag riefen die Trommeln die Gläubigen zum Gotteshause, wo sie drei Predigten anwohnten und zusammen den feierlichen Kreuzweg gingen. Beim Klang der ersten Trommelschläge, die zur Einleitungspredigt in die Kirche riefen, verstummte auf einmal von selbst der Lärm, der begreiflicherweise unter den zusammengeströmten Schwarzen herrschte; es trat tiefe Stille ein, und diese wurde, ohne daß ein Einschreiten unserseits nötig gewesen wäre, bis zum Schluß der Mission beobachtet: so sehr wissen unsere guten Neophyten die Vorteile des Stillschweigens in diesen Tagen des Gebetes und der Geistessammlung zu schätzen.

Ich brauche nicht besonders hervorzuheben, wie sorgfältig die schwarzen Christen sich unter solch günstigen Umständen auf den Empfang des Bußsakramentes vorbereiten; wie ernst und tief die Reue ist, die sie da zu

Füßen des gekreuzigten Heilandes erwecken, wie redlich der gute Wille, wie viel gute Vorsätze da für die Zukunft gefaßt werden. Wir 3 Missionare der Station standen den guten Leuten den größten Teil des Tages zur Verfügung, und doch gelang es leider nicht, alle bis Ostern zu befriedigen.

Am Ostertag konnte unsere Kirche die Menge der Besucher nicht fassen; kaum die Hälfte der Leute hätte darin Platz gefunden. Wir konnten uns nicht anders helfen, als dadurch, daß wir im Freien einen Altar errichteten. Wir schmückten denselben nach bestem Können mit Blumen und Grün, und nun wurde vor sechs- bis siebentausend Christen das feierliche Amt gehalten. Wie da die liturgischen Gesänge der Osterfeier von der dichtgedrängten schwarzen Schar zum Himmel emporstiegen! Die schöne Sprache der Kirche kam zwar hie und da etwas übel weg; aber Gott sieht auf den Grund des Herzens, und er wird an der schönen Osterfeier im Bagandalande seine Freude gehabt haben.

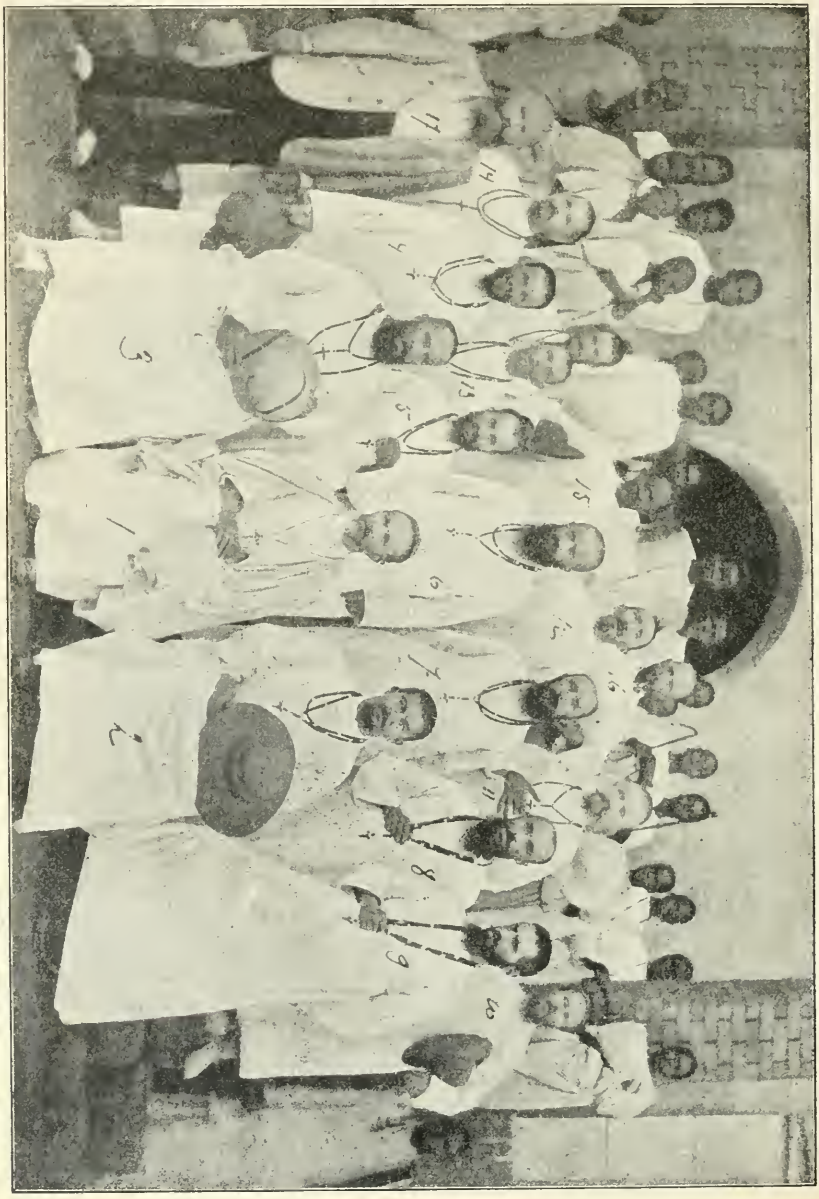
Nach dem Gottesdienste unter freiem Himmel kamen unsere Christen in Gruppen herbeigeströmt und boten uns den Ostergruß. Man beglückwünschte sich unter einander, man gestikulierte, schrie, rief, kurz, es herrschte heller Osterjubel. Nur ein Schatten fiel auf dieses Bild der allgemeinen Festesstimmung. Es war uns nämlich in den letzten vierzehn Tagen der Fastenzeit nicht möglich gewesen, alle Beichten zu hören, und zweitausendfünfhundert Christen hatten infolgedessen heute am Ostertage nicht zum Tisch des Herrn gehen können. Wir schenken ihnen die nächsten 12 Tage vom Morgen bis zum Abend.

Die Arbeiter der elften Stunde.

Die Station Mitala Mariya bewegt sich nun wieder im alltäglichen Geleise. Jeden Tag vier Katechismusvorträge, 2 Stunden Schule und 40 oder 50 Beichten auf den Missionar. Wir haben außerdem einen besonderen Unterricht für die „alten Semester", betagte Männer und Frauen, angesetzt. Es sind das Leute, die schon seit 4 Jahren den Unterricht besuchen und somit die Grundwahrheiten des Glaubens kennen. Um aber den gewöhnlichen Katechesen mit Nutzen beiwohnen zu können, hätten wir diese bedeutend abkürzen, hätten wir insbesondere viel Rücksicht auf das altersschwache, gründlich eingerostete Gedächtnis dieser guten Leutchen nehmen müssen. Wir halten also für sie eine Stunde vor- und eine Stunde nachmittags; auf diese Weise gelingt es uns, den Unterricht so weit zu fördern, daß wir alle 2 Monate dreißig bis vierzig dieser Leute taufen können.

So gebrechlich und hinfällig viele dieser alten Männlein und Weiblein auch sind, es herrscht unter ihnen Leben und Eifer. Selbst die Lieder, womit der Unterricht beginnt und schließt, finden großen Anklang bei ihnen. Freilich, ein Künstlerohr würde sich arg beleidigt fühlen, wenn es diese ungeschulten, nichts weniger als angenehm klingenden Stimmen erschallen hörte, aber welcher Trost für den Missionar, und welche Freude erst für das Herz des Heilandes, so viele Arbeiter in letzter Stunde in seinem Weinberg sich versammeln zu sehen! Diese armen Schwarzen haben sechzig Jahre und mehr (der Neger altert rasch!) im Heidentum verlebt, haben Morde und Diebstähle auf dem Gewissen, haben Zauberei und die schlimmsten Dinge getrieben, und nun kommen

sie, werfen ihre Amulette ins Feuer, tragen auf der schwarzen Brust die Medaille der unbefleckten Gottesmutter und beugen ihre zitternden Knie vor dem, in dem allein das Heil zu finden ist, Jesus Christus dem Herrn, mit dem festen Willen, ihm fortan bis zum letzten Atemzug treu zu sein. Sind diese Leute einmal bekehrt, dann reden sie in der Unterhaltung hauptsächlich von religiösen Dingen, die der Trost und die Hoffnung ihrer alten Tage sind, gleich als hätte außerdem nichts mehr in der Welt Interesse für sie.



Bischof J. Streicher mit einer Anzahl seiner Missionare bei der feierlichen Einweihung der Kirche zu Tutzabbe (Uganda).

Neben diesem Unterricht für die Greise haben wir einen eingerichtet als Vorbereitung der Kinder auf die erste hl. Kommunion. Das ist nun das gerade Gegenstück und führt Tag für Tag eine muntere Kinderschar von 100—150 Knaben und Mädchen zur Mission.

Merkwürdige Begegnungen.

So strömen denn hier in der Station Schwarze jeden Alters und von den verschiedensten Gegenden in großer Zahl zusammen. Manche sehen einander hier zum ersten Mal, und es kommt da oft genug zu ganz unerwarteten und rührenden Begegnungen.

Da war u. a. eine Negerfrau, die vor etwa fünfzehn Jahren von den arabischen Sklavenhändlern von ihren Kindern getrennt und weithin verschleppt worden war. Ihr Mann war zu König Mtesa's Zeit auf dem Kriegspfade getötet worden. Zur Zeit befand sich die Frau bei ihrem Herrn in einer Provinz, wo wir gar keine Missionsstation, wohl aber einen Katechisten haben. Dieser schwarze Katechist hatte der Negerin den ersten Unterricht erteilt und sie uns alsdann zugesandt, damit sie hier unmittelbar auf die Taufe vorbereitet würde. Gleich am ersten Tage gewahrte die Frau im Unterricht einen erwachsenen jungen Neger unter den Zuhörern, der wie sie dem Katechismus beiwohnt und sich jeden Tag am selben Platze einfand. Die Negerin fühlte sich unwiderstehlich zu dem genannten Schwarzen hingezogen; endlich faßte sie sich ein Herz und redete ihn etwas schüchtern an:

„Sebo! (Herr!) woher bist du?"

„Ich bin aus Kitabuya."

„Wie heißt dein Vater?"

„Ich habe keinen Vater mehr; als ich noch ganz klein war, haben die Araber mich geraubt und mich als Sklaven verkauft."

Die Negerin forschte weiter, und nach einigen Fragen war jeder Zweifel beseitigt: sie war seine Mutter, und er war ihr Kind, das Ebenbild ihres Mannes. Sie flog dem jungen Mann um den Hals, zog ihn an ihre Brust und rief außer sich vor Freude: „Mein Kind! Mein Kind! Ich bin deine Mutter!"

* * *

Ich hatte hier einen Schwarzen, der mein ständiger, unermüdlicher Begleiter war und mir folgte wie mein eigener Schatten. Er heißt Mikaeli Miro und ist jetzt ein Greis von 65 Jahren, ziemlich klein, mager, mit kahlem Kopf und grauem Bart; das Gesicht hat er voller Falten und Runzeln, aber Mikaeli ist voll Lebenslust und Freude, seitdem er durch die Taufe Christ geworden.

Selbst auf meinen Reisen war er stets um mich herum; gewöhnlich ging er ganz stolz vor mir her und sang. Man nannte ihn darum allgemein meinen Großvater. Mikaeli war und ist übrigens ein recht gescheiter Kopf und zu allem zu brauchen. Kommen z. B. ein paar alte Neger zu mir auf Besuch, und erlaubt mir meine Zeit nicht, mich länger ihnen zu widmen, dann rufe ich Mikaeli. Der kommt im Galopp herbeigesprungen, immer heiter und vergnügt: „Hier bin ich, Pater!" — „Gut, Mikaeli, da ist ein Krug mit Bananenwein, nimm ihn und setze dich zu unsern Gästen ans Feuer und schenk' ihnen ein!" Mikaeli läßt

sich nicht zweimal bitten, und meinem Besuch fällt die Zeit nicht lang, bis ich wieder da bin und mich mit ihnen unterhalten kann; denn Mikaeli ist ein interessanter Erzähler. Erst wird von neuen und besonders von den guten alten Tagen geplaudert, und dann packt Mikaeli seine Erlebnisse auf der Büffeljagd aus, der er sich die meiste Zeit seines Lebens mit wahrer Leidenschaft gewidmet hat.

Es ist jetzt ein paar Wochen her, da kam ein alter Neger, der im vorigen Jahre die Taufe empfangen hat, aus seinem Dorfe hierher, in der Absicht, zu den hl. Sakramenten zu gehen. Er hat unter der Regierung Semakokiro's das Licht der Welt erblickt. Dieser Semakokiro war der Vater des Kamanya, Vater des Suna, Vater des berüchtigten Mtesa, Vater des gleichfalls zu trauriger Berühmtheit gelangten Mwanga, der als Gefangener der Engländer vor einigen Jahren auf den Seychellen gestorben ist. Der gute Alte hat also über 100 Lenze gesehen. Der liebe, grundgütige Gott hat ihn ein ganzes Jahrhundert hier auf Erden lassen müssen, bis er seinen Schöpfer kennen und dann auch lieben und mit dem jetzigen Eifer ihm dienen lernte.

Als ich den Alten herankommen sah, natürlich todmüde nach einem Wege von 4 Stunden durch die tropische Sonnenhitze, rief ich Mikaeli herbei: „Schau", sagte ich zu diesem, „da ist ein ehrwürdiges Männchen, dagegen bist du ein Kind. Setze ihm gleich etwas zu essen vor, damit er wieder zu Kräften kommt, und unterhalte dich ein wenig mit ihm, so schön, wie du es immer machst!"

Als ich nach einer Weile zu ihnen kam, saßen die beiden am warmen Feuer, als wenn sie sich schon zwanzig Jahre gekannt hätten. So schnell geht's bei den Schwarzen gewöhnlich nicht; aber unsere hl. Religion weiß die Herzen einander nahezubringen und eint sie im selben christlichen Glauben und derselben christlichen Liebe.

Alles, was die beiden Greise, der Alte und der Steinalte, vom christlichen Glauben wissen, wird besprochen, dann kommt das alte Lied von der Büffeljagd. „O ja", murmelte der Besucher, „solcher Büffel habe ich gar manches Stück gesehen! Damals war Suna noch nicht da; ich war jung und hatte einen Sohn, kühn wie ein Leopard und behend wie eine Wildkatze; er war seines Vaters würdig! Auf fünfzig Schritt fand seine Lanze ihr Ziel. Eines Tages, als er mit mir auf der Jagd war, sahen wir uns mit einem Male von einer Herde Büffel umringt. Die wütenden Tiere wollten sich auf uns stürzen. Jetzt senkten sie ihre gewaltigen Hörner und nahmen uns an. Wäre nicht ein riesiger Affenbrotbaum gewesen, so waren wir verloren. Ja, mein Sohn war ein tapferer Krieger. Es war mein einziges Kind. Da kamen die Araber und schleppten ihn davon. Sie legten ihn in Fesseln und steckten seiner Mutter die Hütte über dem Kopf in Brand, daß sie in den Flammen ihren Tod fand. Mein Schmerz war groß; denn es war mein einziger Sohn, und ihn raubten sie mir! Seitdem ich ihn verloren habe, lebe ich nicht mehr. Wehe den Räubern, die ihn mir entrissen haben!"

Mikaeli hatte atemlos zugehört. Seine Augen füllten sich mit Tränen. Zitternd vor Erregung sprang er auf, schloß den Greis in seine Arme und rief: „O Vater! Gott sei Dank! Ich bin es ja, dein Nsiro! Ich bin dein Sohn!"

Der alte Lucas — so heißt der hundertjährige Greis — starrte ihn wie geistesabwesend an. Dann schien er sich zu fassen, schaute dem alten

Mikaeli ins Auge und rief jubelnd vor Freude: „Wahrhaftig, du bist es, mein Sohn! Gott sei gepriesen!“ Dann drückte er Mikaeli an sein Herz, und ein Strom von Tränen erstickte seine Stimme. Nach fünfzig langen Jahren hatte er seinen Sohn wiedergefunden! Das war ein süßer Trost für den alten Mann, bevor er sein Haupt zum letzten Schlummer niederlegte. Und was die Freude des Wiedersehens noch erhöhte, das war der Umstand, daß sie sich nunmehr vereint sahen in einem Glauben, in derselben frohen Hoffnung und der Liebe des gleichen Herrn und Erlösers.

Zum Dank für diese Gnade Gottes erschienen Vater und Sohn anderen Tages am Tische des Herrn. Fortan kann nur der Tod sie trennen; diese Trennung aber, sie hat ihre Schrecken verloren, denn beide wissen, daß unsere Lieben, wenn Gott sie vor uns abruft, uns nur vorangehen ins Vaterhaus.

Ein Jünger Mohammeds.

Im Bezirk Mitala Mariya liegt auch die kleine Provinz Kitunzi, die sich in den Händen der Mohammedaner befindet. Trotz allen Anstrengungen seitens ihrer Glaubensgenossen in Sansibar, sie im Eifer, d. h. im Haß gegen die Europäer, zu erhalten, verhalten sie sich ziemlich ruhig, seitdem sie von den Baganda-Christen zur Vernunft gebracht worden sind. Im März nun trug sich folgendes tragikomische Ereignis zu, bei dem die Jünger Mohammeds einmal wieder auf der Bildfläche erschienen.

Ein gewisser Ismaili-Mabidzi, Häuptling von Kibibi, Provinz Kitunzi, schloß sich in der Hütte, die er gleich allen anderen Häuptlingen in der Hauptstadt besitzt, ein. Drei volle Monate verbrachte er dort im tiefsten Stillschweigen, ohne je auszugehen oder jemand zu empfangen. Das erste Lebenszeichen, das er nach Ablauf der genannten Frist endlich gab, bestand in einem Brief an den Oberhäuptling seiner Provinz und an seine Freunde. Das Schreiben enthielt nur folgende wenigen Worte: „Kommt und betet! Seht, ich bin verwandelt und bin der Erzengel Gabrieli geworden.“

Die Mohammedaner kamen zusammen und berieten sich unter einander über diese sonderbare Kundgebung. Alles fragte sich, was wohl davon zu halten sei. Die Kunde drang selbst zu den Ohren des ersten Ratgebers am königlichen Hofe. Dieser sandte einen seiner Häuptlinge zu dem angeblichen Erzengel von Kibibi, allein letzterer gab wiederum zur Antwort: „Ich bin Gabrieli, ich bin Mikaeli, und bald bin ich Gott selbst.“

Die Baganda waren entrüstet über die Anmaßung Ismailis und brachten den Fall vor den königlichen Gerichtshof in Kubaga. Ismaili erschien gleichfalls und erklärte feierlich: „Gott hat mir geoffenbart, daß ich einst herrschen und verherrlicht werde. Er ist in mir, und ich bin sein Prophet!“

Die Zeugen dieses Vorfalles vor Gericht riefen entrüstet über solche Lästerungen: „Legt ihn in Ketten! Sperrt ihn ein! Wir wollen ihn steinigen!“ Andere nahmen den seltsamen Propheten nicht ernst. Ein großer Teil der Mohammedaner aber schien tatsächlich an Ismailis göttliche Sendung zu glauben, und die Verhandlung zog sich in die Länge.

Endlich nahm Stanislaus Mgwanya, der Vertreter der Katholiken bei der Regierung, das Wort und sprach:

„Freunde, wir haben ein Gesetz, das uns verbietet, gegen irgend jemand bloß religiöser Fragen wegen vorzugehen. Ich schlage also vor, daß wir den neuen Erzengel schön in Ruhe lassen. Wenn er von Gott gesandt ist, wie er ja behauptet, wird seine Lehre Bestand haben; ist er es nicht, dann wird sie vergehen wie Rauch." Alle Anwesenden schlossen sich dem Vorschlag des Redners an. Ein lautes Triumphgeschrei erscholl aus den Reihen der Anhänger Ismailis. Sie verließen den Königshof, führten die tollsten Sprünge aus und sangen: „Wir haben gewonnen! Hoch der Prophet Ismaili, der Erzengel Gabriel!" Die Trommeln und Flöten fielen ein, und in wildem Siegestaumel wurde der Triumph Ismailis gefeiert.

Allein die Freude dauert nicht lange. Kaum hatte der Zug die Palissadenumzäunung hinter sich, als der Prophet sich verfärbte; er brach zusammen, das Gesicht verzog sich und bedeckte sich mit Schweiß. Die Augen stierten wild umher, und ehe das Volk sich von seinem starren Entsetzen erholt hatte, war der Prophet verschieden.

Unsere Christen erblickten in diesem plötzlichen Tod ein Strafgericht des Himmels, und das Ansehen ihrer heiligen Religion stieg in aller Augen.

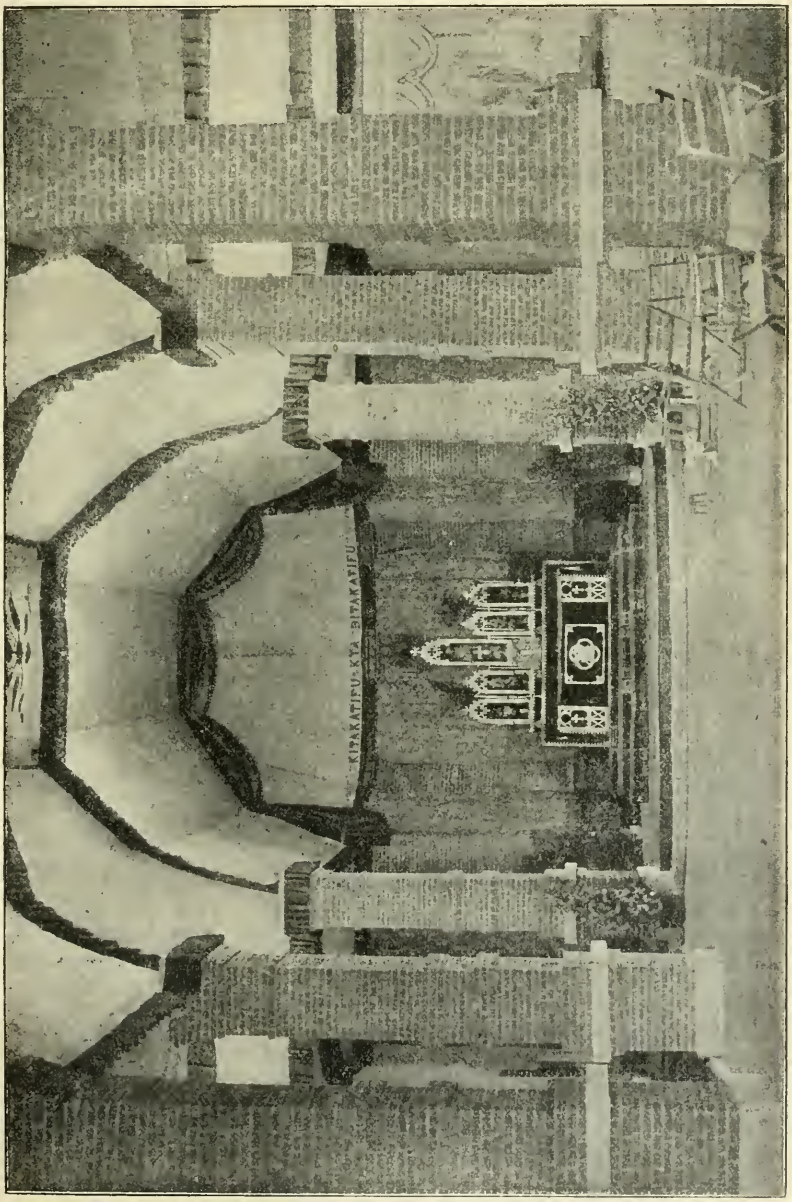
Die Frau im Negerlande.

Die heidnische Frau wird im allgemeinen nicht schlecht behandelt. Sie hat gewisse Rechte und weiß sehr wohl, denselben, wenn nötig, Geltung zu verschaffen. Aber die Frau ist auch weit entfernt, jene Ehrenstelle im Familienkreise einzunehmen, wie in unsern zivilisierten Ländern. Oft wird sie von ihren habsüchtigen, geldgierigen Eltern verlobt, um nicht zu sagen verkauft, lange bevor sie überhaupt imstande ist, recht zu wissen, was mit ihr geschieht. Und doch geht sie durch diesen Akt gewissermaßen in den Besitz des Mannes über; sie wird sein Eigentum; er kann sie nach Belieben behalten, fortjagen und wiedernehmen, ganz wie er will. Die Ehen, die meistenteils keine wirklichen Ehen sind, werden mit derselben Leichtigkeit gelöst, mit der sie eingegangen werden, und so kommt es, daß die arme verheiratete Negerin niemals sicher ist, nicht eines Tages vom Manne verstoßen zu werden. Ich bemerke jedoch, daß das Unrecht im Falle der Scheidung oft genug größtenteils auf Seiten der Frau liegt; ja, es gibt Fälle, die an den „Kleinen Mann und die große Frau" im Volkslied erinnern, Fälle also, wo sich der Mann vor der Frau beugen und sogar flüchten muß.

Welch reiche Quelle des Leides ist das Leben im Heidentum! Eifersucht, Argwohn, Zank und Streit sind an der Tagesordnung in den heidnischen Familien, wo keine Liebe noch gegenseitiges Verständnis zu finden ist.

Damit habe ich die sittliche Seite des heidnischen Familienlebens angedeutet. Ich komme jetzt zur materiellen Seite im Leben der afrikanischen Frau. Beobachten wir sie einmal auf dem Feld und am häuslichen Herd.

Sobald die Regenzeit eingesetzt hat und die Ackererde sich bearbeiten läßt, also Anfang November, greift der Neger zur Hacke und gräbt den Ackerboden um. Jetzt ist auch gleich die Frau zur Stelle; ihr fällt die Aufgabe zu, Mais, Maniok, Süßkartoffeln, Sorgho (Negerhirse) oder Eleusine zu säen bezw. zu setzen, je nach der Vorliebe der Familie für die eine oder andere Frucht. Das ist eine Arbeit, die nicht im Hand-



Inneres der neuen Kirche in Entebbe (Uganda).

umdrehen getan ist. Der Schwarze kennt keine langen Arbeitstage. Ist er mit Sonnenaufgang aufs Feld hinausgegangen, so sieht man ihn schon um 8 oder 9 Uhr mit der Hacke auf der Schulter heimkehren; erst gegen 4 oder 5 Uhr nachmittags geht er wieder an die Feldarbeit. Auch der Schwarze scheut anscheinend die afrikanische Sonne und bringt daher die heißesten Stunden des Tages lieber im Schatten seiner Hütte zu.

Bei einer solchen mäßigen Arbeitsleistung versteht es sich ohne weiteres, daß die Ausrodung des Gestrüpps nur langsam vor sich geht, und daß die Felder und Pflanzungen ebenso langsam an Ausdehnung gewinnen; wenn das letzte Stück des zur Kultur bestimmten Landes urbar gemacht ist, hat sich das erste schon wieder mit einer Decke üppig wuchernden Unkrautes überzogen. Nun greift die Negerin wieder zur Hacke und beginnt zu jäten. Diese Arbeit geht rasch von statten; einige Tage fleißiger Arbeit genügen, um sie zu Ende zu führen.

Jetzt braucht der Schwarze bloß noch geduldig zu warten, bis die Ernte kommt. Doch nein, für manche Familien ist die Arbeit noch nicht zu Ende. Es gilt vielmehr jetzt, die Frucht ihres Schweißes Schritt für Schritt gegen die alles verwüstenden Wildschweine zu verteidigen. Dieser Tiere gibt es hier die Menge. Allnächtlich treiben sie ihr Wesen in den Sümpfen von Lusaka, und da die Felder der Schwarzen gerade auf dem Wege dahin liegen, so kehren sie nicht eher in ihre Schlupfwinkel in den wilden Gebirgsschluchten zurück, als bis sie sich nach Herzenslust an Mais und Bataten gelabt haben. Wenn diese nächtliche, im übrigen furchtsame Schar nicht durch das Geschrei der eigens dafür bestellten Wächter, die in kleinen Hütten mitten in den Feldern die Nacht über sich verborgen halten, verscheucht oder durch lange Reihen von tiefen Löchern rings um die Felder argwöhnisch gemacht und ferngehalten würde, so wäre es um die Bataten, den Maniok und die sonstigen Knollengewächse bald geschehen.

Im Januar und Februar stellt sich leider allzu oft ein furchtbarer Gast in den Negerländern ein, das ist der Hunger. Der Neger schaut nicht in die Zukunft, sondern lebt buchstäblich in den Tag hinein. Ist die Ernte reichlich ausgefallen, dann wird entsprechend reichlich gegessen und noch dazu mehr verkauft, als daß ein hinreichender Vorrat für die mageren Monate bliebe. Mit welchem Verlangen harrt daher jeder des Augenblicks, wo die Maiskörner anfangen reif und hart zu werden! Dann geht die Frau alltäglich aufs Feld hinaus und schreitet forschenden Blickes zwischen den Maisstengeln dahin, um die reifsten zu brechen. Bis dahin hat ihr der Küchenzettel nicht viel Kopfzerbrechen gemacht; es gab eben bis jetzt nichts anderes als Maniok- und Kürbisblätter sowie das Laub der Bataten und des wilden Amaranths, das im Wasser gekocht und wie Spinat gegessen wird. Das ist alles, was auf den Tisch kommt.

Sobald aber die Maiskolben schön gelb zu werden anfangen, beginnt für die Negerfrau eine Zeit emsiger Tätigkeit.

Die Kolben werden heimgebracht, die Körner enthüllt, geweicht und in einem Holzmörser zerstampft. Gewöhnlich findet sich bei dieser Arbeit eine Anzahl Frauen zusammen, die ihre Arbeit im Takte des Gesanges verrichten. Alsdann wird das so gewonnene Maismehl an der Sonne getrocknet, und nun kann das Mahl bereitet werden. Man stellt aus dem Maismehl einen dicken Brei her, der ugali oder auch

kitabwa bwari heißt. Dieser Brei allein genügt dem Schwarzen jedoch in der Regel nicht; es muß immer noch der sogenannte kitovero hinzugegeben werden, d. h. eine Zukost, bestehend aus etwas Fleisch oder Fisch oder einer der obengenannten Gemüsesorten.

Ich habe im vorstehenden vom Mais gesprochen, weil dieser die gewöhnliche Nahrung unserer Schwarzen bildet. Man stellt aber gleichfalls aus Sorgho, Eleusine und Maniokwurzeln Mehl her. Der Wurzelstock des Süßmanioks kann auch, wie unsere Kartoffel, im Wasser gekocht werden; dann bekommt er einen Geschmack, der an unsere Kastanien erinnert.

Neben der Küchenarbeit widmet die Negermutter einen guten Teil des Tages ihrem Kinde. Ich meine hier das Kind, das noch nicht selbst gehen kann; denn läuft es einmal, dann bleibt es leider nur allzu oft sich selbst überlassen, namentlich dann, wenn ein kleineres dazugekommen ist und die Sorge der Mutter für sich in Anspruch nimmt. Gleich in den ersten Tagen nach der Geburt des Kleinen wird die Wiege mit dem Kind der Mutter auf den Rücken geladen, d. h. das Kleine steckt dort in einem lockeren Stück Zeug oder einer Ziegenhaut; ein Zipfel dieses sonderbaren Behältnisses wird nach vorn über die linke Schulter geschlagen, der andere unter der rechten Schulter her gleichfalls nach vorn gezogen und auf der Brust mit dem ersteren verknüpft. Zuweilen ist das schwarze Nesthäkchen in seinem Neste ganz zugedeckt und unsichtbar; in der Regel schaut das Köpfchen oben aus der Wiege hervor und dreht sich bald nach rechts bald nach links.

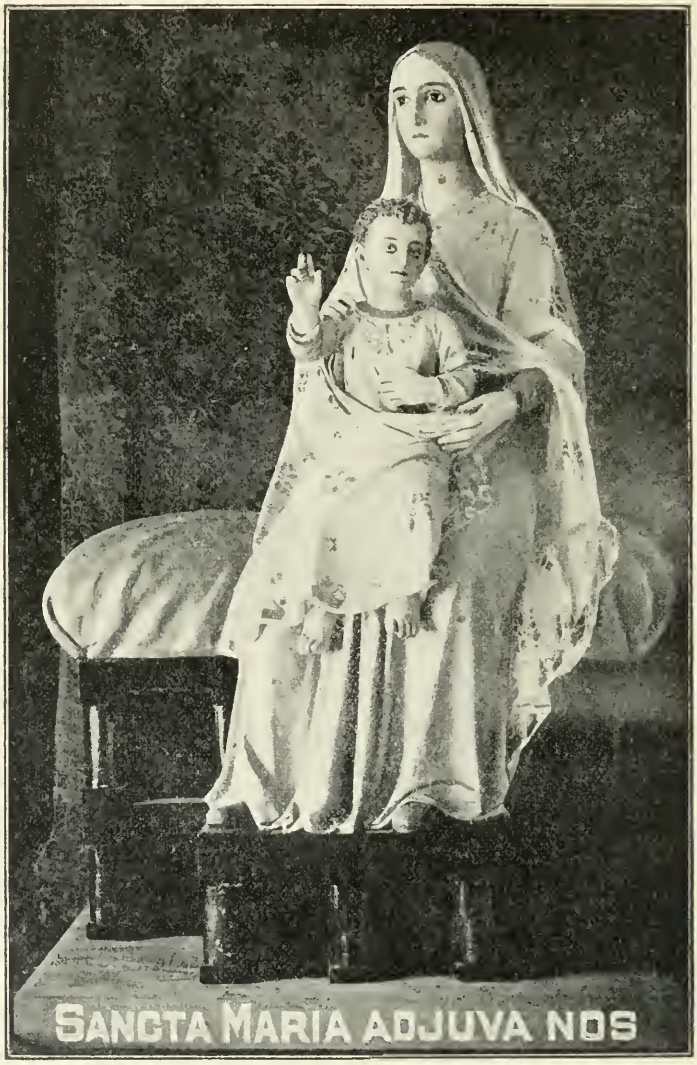
Aus dieser eigenartigen Wiege kommt der kleine Negersprößling nur höchst selten heraus. Da macht er seine ersten Lebenserfahrungen, und das manchmal recht harte, denn er ist auf dem Rücken seiner Mutter allen Unbilden der Witterung ausgesetzt: den glühenden Sonnenstrahlen, der empfindlichen Kälte der Sommermorgen, dem Regen wie dem Sonnenschein, endlich Erschütterungen und Stößen aller Art. In dieser Wiege schläft er, trotz der Püffe, die ihn oft genug wieder aus dem Schlummer reißen; in derselben Wiege begleitet er die Mutter aufs Feld, auf den Spaziergang, auf die Reise, zu jeglicher Arbeit. Hat er Hunger und Durst, dann schreit er und wird unruhig, und zu guterletzt bekommt er immer seinen Willen, denn er ist ja nicht weit von der Quelle.

Diese Lebensweise führt das Kind sehr lange, man kann sogar sagen, zu lange; für gewöhnlich bleibt es nämlich in seiner Wiege auf dem mütterlichen Rücken, bis es groß genug ist, sich ganz allein zu helfen.

Aber wie ist es denn mit der Wäsche, mit dem Stopfen und Flicken? fragst du. Das ist leider alles noch ein unbekannter Luxus bei den Negermüttern. Es gibt bei den Schwarzen bis jetzt bloß Näher und Schneidermeister, aber keine Näherinnen und Schneiderinnen. Das ist auch leicht zu begreifen. Denn bloß die Männer haben hie und da ihre Bekleidung so verbessert, daß von Nähen die Rede sein kann; darum mögen auch die Männer die Mühe auf sich nehmen und ihre Jacke und Hose nähen und ihren Strohhut flicken. Die Frau begnügt sich mit einem langen Schurz, d. h. einem Gewand aus einem einzigen Stück Tuch, das sie sich um die Hüften schlägt. Die reichsten und am sittsamsten Gekleideten hüllen sich vollständig von der Schulter bis zu den Füßen in dieses Gewand. Da letzteres kaum eine Verschiedenheit der Form und Tracht gestattet, so kommt die Eitelkeit unserer Afrikanerinnen

höchstens in der Festigkeit des Gewebes, der Pracht der Farbe und in der Größe und Schönheit der Halskette auf ihre Kosten.

Unter solchen Umständen bleiben die Negerfrauen unserer Gegend von selbst davor bewahrt, die schönsten Stunden des Tages mit ihrer Toilette zu vertändeln, wie nur zu oft bei der Damenwelt Europas.



Muttergottesbild aus dem V. Jahrhundert (Nordafrika).

Seitdem wir hier an der Arbeit sind, trägt die zielbewußte Tätigkeit der Mission bereits ihre Früchte; die christliche Religion ist auch hier die erste Kulturmacht. Unsere christlichen Familien mit ihrer guten Zucht und Sitte, ihrem Frieden und ihrer Eintracht im häuslichen Kreis, ihrer

geläuterten und geadelten Liebe zu den Kindern und ihrer Sorge für deren gute Erziehung, kurz, mit der dort hervortretenden Uebung der christlichen Tugenden sind eine beständige, eindringliche Predigt an die Heidenwelt rings umher.

Natürlich ist die Umwandlung einer von Natur so indolenten, gleichgültigen, wenig regsamen Rasse ein schweres Stück Arbeit, das Geduld und Zeit erfordert. Gebe Gott, daß die Missionare niemals ermüden, in geduldigem Wirken Stein auf Stein zu fügen, daß aber auch das Interesse der Freunde unserer Mission nie erlahme, bis der Tag anbricht, wo das Christentum die Wiedergeburt der schwarzen Rasse vollendet hat, wo es die Völker Afrikas gestählt und mit soliden, christlichen Lebensgrundsätzen durchtränkt hat, bis es ein Volk aus ihnen gemacht hat, das treu steht zu seinem Glauben, kurz eine glückliche, im innersten Kern umgewandelte Bevölkerung!*)

P. J. Michaux, Lusaka (Oberkongo).

Bunte Bilder aus dem Missionsleben.

Von P. P. Schumacher, Kabgaye (Deutsch-Ostafrika).

I.

Es wäre wohl an der Zeit, daß ich nach Schilderung von so mancherlei Fremdartigem nun auch dem eigentlichen Missionsleben einige Beachtung widmete. Um nicht in allgemeine Redensarten zu verfallen, greife ich gleich eine unserer blühendsten hiesigen Missionsstationen heraus — ein geistiger Griff, versteht sich; ich werde versuchen, in bescheidenem Rahmen meinen werten Lesern und Freunden ein kleines Bild von der Tätigkeit unserer Missionare auf der Station vom hh. Herzen Jesu zu Issavi zu entwerfen.

Die „kleinen Abenteuer", die ich mit ihren Folgen auf der Reise dorthin an meiner schwergeprüften Leibesexistenz erfahren sollte, verdienen zunächst in kurzen Umrissen der Vergessenheit entrückt zu werden.

Die allgemeinen topographischen Eigentümlichkeiten Rwandas hatte ich bereits sattsam Gelegenheit zu schildern. Die süd- oder nordwärts streichenden Kuppenzüge, die in geradem oder spitzem Winkel einfallenden Tonschieferlager, die auf den Höhen kulminierenden, eisenschüssigen oder nicht eisenschüssigen Quarzitformationen, die Sumpfniederungen mit ihren steifen, starrenden Riedgräsern: alles das ist am Blick des Lesers vorübergezogen. Was die Pflanzenwelt betrifft, möchte ich nur noch die hochrankende Salbei erwähnen, die mit ihren blauen Blüten aus den Lugo-Gehegen herniederleuchtet oder gar selbständige, starkschaftige Büsche treibt; eine Art Ackervergißmeinnicht, das mit himmelfarbenem Auge hell herüberblickt; ferner eine nichtduftende Veilchenart im grünenden Rasen. Aber auch der berüchtigten „Gelben Komposite", die keinem der Reisenden entging und sich überall breit macht, muß gedacht werden. Winzig kleine

*) Es ist in obigen Ausführungen lediglich die Rede von der Negerfrau im Innern, besonders am Oberkongo. Wie es anderswo aussieht, zeigt u. a. P. C. W. im Artikel „Ostafrikanisches Frauenleben" (Siehe „Germania" vom 10. Januar 1909, 1. Beilage zum 2. Blatt).

Schwirrvögel schweben mit deutlich vernehmbarem Flügelschlag über die weiten Fluren dahin, und durch die Bananenhaine huschen schillernde Nektarinen. In den Sümpfen zetern mit lautem Geschrei die großen Wasservögel, und hoch in den Lüften kreisen schweigsam Geier und Milan.

Vor allem erfreut sich das Auge an dem, was den eigentlichen Reichtum der Rwandaleute ausmacht, nämlich den Rinderherden. Wenn man nun an einer friedlich weidenden Viehherde ebenso friedlich vorübergeht, so kann es mitunter zum Geschehnis werden, daß so ein kampflustiger Höckerstier einen zum Gegenstand seiner Experimente erwählt. Auch ich hatte so ein Stiergefecht zu bestehen, doch zum Glück in meinem Lager. Ich erhielt — um dir die ganze Wahrheit nicht vorzuenthalten — ein Stierlein zum Geschenk für meine hungernden Mannen; somit war es eigentlich bloß ein Stiergefechtlein. Dieses Geschenk gebärdete sich ausnehmend wild, durchbrach die Gehege und traf Anstalten, wie weiland die schwanzverbundenen Füchse Samsons, die Felder — meiner Wohltäter — zu verwüsten. Ich ließ das Tier an den Knien fesseln, und nun humpelte es mit schlecht verhehltem Groll auf dem Plan umher. Ahnungslos kam ich in seine unmittelbare Nähe und bemerkte eben noch die vor Zorn flammenden Augen und den zum Stoß schon gesenkten Kopf. Ausweichen meinerseits und hartes Vorüberstreichen des Stieres deckten sich im selben Zeitmomente. Ich konnte mich ein zweites Mal gerade in Sicherheit bringen, als das Tier wieder vorüberschoß. Nun hörte aber die Gemütlichkeit auf; ich ergriff einen willkommenen Aststumpf, der am Boden lag, und stellte mich nunmehr mit gehobener Brust und festem Knüttel dem rasenden Büffelknaben, der augenblicklich wieder zum Sturm vorging, entgegen.

„Wie er mir ins Antlitz schnaubte,
Stieß ich, Blick versenkt in Blick,
Hinter seinem mächt'gen Haupte
Stracks das Schwert ihm durchs Genick."

Doch nein, in dem Augenblick, da er seine Hörner ansetzte, applizierte ich ihm ausschreitend einen derartigen Hieb über sein breitgestirntes Stierhaupt, daß er allsofort abschwenkte und sich einige Schritte weiter im Grase niederließ. Ich hatte ihm ein Auge zerschlagen, das ohne weiteres ausfloß. Mit den Gefühlen eines siegenden Matadors nahm ich den auf der Krokodiljagd so glänzend bewährten Schießprügel und jagte dem Tier eine wohlgezielte Mauserkugel in den Kopf.

* * *

Man muß vorzüglich in Rwanda zur Regenzeit auf manches Reisehindernis gefaßt sein. Hierzulande verknüpft sich mit dem Begriffe „Tal" unabänderlich der Begriff „Sumpf", und sobald du deinen Blick auf irgend eine Niederung schweifen läßt, bieten sich deinem Auge alle Merkmale des ausgesprochenen Moorgrundes dar.

Wir hatten einen falschen Weg eingeschlagen und standen nunmehr vor einem ziemlich breiten Sumpftale. Gleich bot mir ein Neger seinen Rücken dar, um mich hinüberzutragen. Doch diesmal ahnte ich selbst nicht die Tücken des Sumpfbodens unter uns. Mehrmals sank mein Träger metertief ein und brachte es kaum zustande, seine eingeleimten Füße aus dem feisten Schlick herauszuzerren, um so mehr, als ich bei

meiner beträchtlichen Körperlänge ihm gleich einem Alp auf den Schultern lastete. „Uli inzovu!“ hatte ein anderer bereits seufzend hervorgehaucht, nachdem er mich über ein rauschendes Bächlein transportiert hatte: „Du bist ein wahrer Elefant!“ Wie mußte also heute meinem wackeren Träger zu Mute sein! Zweimal gelang es ihm, mich für einen Augenblick auf einen beweglichen Grasbüschel zu stellen — wie man etwa eine Gipsfigur irgendwo niederstellt, um „a bißle z' schnaufe“ — und diesen kurzen Augenblick zu benutzen, um aus der Tiefe heraufzukraxeln und mich im Moment des Versinkens wieder aufzufangen.

Wohl eine Viertelstunde hatte das Watmanöver wieder gedauert, und meinem unglücklichen Schwarzen mußte es breites vor den Augen flimmern, als das Wabbeln der Sumpfdecke ringsumher mit einem Male eine Katastrophe ankündigte. Richtig! Mein Träger sinkt plötzlich fast bis an die Brust tief in den Schlamm hinein und projiziert natürlich seine teure Last nach vorne. Im Drange der Not wage ich das Unmögliche und suche Halt auf einem Grasbüschlein von ein paar Quadratzentimeter, das gleich beim bloßen Anschauen schon zu beben begann. Allsofort fuhr ich mitsamt dem Grasbüschel in den Sumpf hinein. Mein Träger jammerte und kämpfte mit seinen oberirdischen Körperteilen; ich stieß einen von der Verzweiflung hervorgepreßten Schrei aus, sank aber sogleich bis an die Knie ein. Mit dem Wahlspruch: „Hier geht's auf eigne Faust!“ stürzte ich mich nun kurz entschlossen hinein in den Höllenpfuhl und landete glücklich; wir waren nämlich bereits dem andern Ufer nahe. Doch wer wollte meinen Zustand beschreiben! Keine Tinte wäre schwarz genug. Ich fand meinen Trost in dem Wort des Dichters: „Alles, was uns begegnet, läßt Spuren zurück . . .“ und setzte mich nieder ins grüne Gras, um meine Strümpfe auszuwringen. Als ich mich mit einem Seufzer erhob, konnte ich mich eines Gefühles des bittersten Neides nicht erwehren, wie ich die blanken Füße meiner schwarzen Begleiterschaft erblickte, von denen schon alle Spuren des Moraستes verschwunden waren, während ich diese Spuren bis auf weiteres mit mir schleppen mußte. Na! Jedem das Seine! Wenn ich auch den Schwarzen Adlerorden nicht davontrage, trotzdem ich derartiges Ungemach im Dienste der kolonialen Sache erlitt, so mußte mich wenigstens dessen Devise in solcher Zeit der Not aufrichten!

Wir waren inzwischen an einem breiten, rauschenden Bach angekommen. Wie gewöhnlich war ich an der Spitze der Karawane, und da ich am liebsten keine großen Umstände mache, reifte in mir plötzlich der Entschluß, mit einem kühnen Salto mortale das etwa $2^1/_2$—3 m breite Flüßchen zu überspringen. Flüchtig ersah ich eine geeignete Stelle, und schon hatte ich einen schwungvollen Anlauf genommen. „Den Negern muß man mit Entschlossenheit imponieren.“ In dem Augenblick aber, da ich den Fuß auf die diesseitige Uferkante setze, bemerke ich zu meinem Schrecken, daß die entgegengesetzte etwa um $^1/_2$ m höher ist. Mein Schicksal ist besiegelt.

Mit aller Gewalt stemme ich die Füße an, doch das unerbittliche Gesetz der Trägheit besteht auf seinem Rechte. Ich gleite aus, „decke“ mit der Kehrseite, und nun geht's wie auf einer russischen Wasserrutschbahn hinein in die kühlen Fluten. Der Oberkörper allein ragte aus den plätschernden Wassern, als ich endlich einen Halt fand. Aus hundert

schwarzen Kannibalenmäulern, auf denen fünfhundert schwarze Kannibalenfinger herumtrommelten, erscholl ein Höllenapplaus, wie ihn wohl kaum die unterirdischen Mächte an den Ufern des Styx je erlebten! Um so schneller stand ich wieder auf den Beinen. Die Tropensonne übernahm

P. van der Wee beim Häuptling Winn.

das Weitere, und so durfte ich die Vorsehung preisen, die mich auf solchem Wege von den anhaftenden Andenken an die Sumpfpartie mittels eines reinigenden Wasserbades befreit hatte.

Ein derartiger Kraftaufwand mußte im Haushalt der Natur wieder ausgeglichen werden, und zudem bedurften meine Träger einer kurzen Rast. Ich ließ mich also zu einem kleinen Imbiß nieder. Ein bißchen Reis mit einer Zitrone und ein Schluck aus dem kühlen Quell belebte rasch die Lebensgeister.

Es mag auch ein Trost sein für unsere Missionsfreunde, zu erfahren, daß derartige kleine Abenteuer nicht gerade das tägliche Brot des Missionars auf Reisen sind. Denn erstens braucht man nicht immer vom Wege abzuirren, und zweitens soll man vorsichtig sein und sich seine „Sätze" vorerst gut überlegen. Viele Reisen habe ich bereits gemacht, auf denen alles glatt vonstatten ging. Immerhin spürt man die durchschnittlich 7—8 Marschstunden in den Gliedern, wenn man zu Tagesschluß am Ziele anlangt; indes geht auch hier allmählich eine entschiedene „Anpassung an die Verhältnisse" vor sich.

Nunmehr erlaube ich mir, den werten Leser in die Mission selbst einzuführen.

Raubtiere im Bezirk Kilimatinde.

Ein schon mehrere Jahre im Bezirk Kilimatinde ansässiger Europäer schreibt der Usambara-Post über die große Zahl von Groß- und Kleinvieh, die im dortigen Bezirk alljährlich ein Raub der Löwen und Leoparden wird, und im Zusammenhang hiermit folgendes:

„Welch großen Schaden die Raubtiere im hiesigen Bezirke anrichten, ist daraus zu ersehen, daß im vorigen Jahr über 80 Rinder von Löwen geschlagen worden sind; einmal 8 Rinder in einer Nacht. Die Zahl der durch Leoparden gerissenen Schafe und Ziegen ist noch bedeutend höher. Aber auch Menschen haben sich die Bestien des öfteren in nächster Nähe von Niederlassungen geholt. So ist z. B. nur aus diesem Grunde eine Niederlassung von etwa 20 Temben an der Straße Kwa-Mtoro (Ussandawi) — Kwa Mgori (Turu) von den früheren Bewohnern verlassen worden. Eine Stunde vom Posten Mkalama entfernt hat ein Löwe auf einmal 3 Menschen getötet. In Nordturu schlug ein Löwe 15 Minuten von dem Lager des sich auf Bezirksreise befindlichen Postenführers in einer von hoher Hecke umfriedigten Boma 2 Rinder.

Bei Mgori hatte abends ein Löwe einen Eingeborenen geholt. Natürlich war ein Weib daran Schuld, die Dawa gemacht hatte, damit der Löwe ihren Mann holen sollte, den sie gern los sein wollte. Leider kehrte sich der Löwe nicht an die Dawa und holte sich den Bruder des Weibes und nicht den unlieb gewordenen Ehegatten. Da die Gegendawa des Weibes — sie mußte in die Pori und suchte den Löwen durch Hochwerfen von Staub mit dem Worte„ nenda zako simba" zu vertreiben — nicht half, war sie als Zauberin überführt, denn der Löwe holte sich bald einen andern Eingeborenen. So ließen sich wohl noch andere Fälle von durch Löwen getöteten Eingeborenen aufführen.

Einen großen Teil erfährt die Verwaltung infolge des Stumpfsinns und der Gleichgültigkeit der Eingeborenen nicht. Schreiber dieser Zeilen hat auch mehrere Stück Vieh verloren. Auch in diesem Jahre sind

bereits wieder viele Rinder geschlagen worden. In Iramba, Postenbereich Mkalama, ist die Raubtierplage wie auch der Wildschaden durch Antilopen, Zebras, Strauße, Giraffen, vor allem aber durch Wildschweine, am schlimmsten im Bezirke. Zebras, die es dort in Massen bis dicht an der Boma gibt, Strauße und Giraffen in einem Teil des Bezirks dürfen überhaupt nicht geschossen werden. Ob da — selbstverständlich in angemessenen Grenzen — eine Ausnahme gemacht werden könnte? Die Wildschweine sind direkt ein Hindernis für das Bestreben, die Eingeborenen zur Bebauung des Landes anzuhalten.

Die Kommune hat Gelder, Prämien für erlegte Wildschweine zu bezahlen. Die Wildschweine, die in den inneren Bezirken sind, vermehren sich gerade so rasch, wie in den Küstenbezirken. Könnte man nicht auch Prämien für Wildschweine im Innern seitens der Bezirksbehörden, denen heute keine Mittel hierzu zur Verfügung stehen, aussetzen? Könnte man nicht einzelnen Jumben Fallen zum Fang von Löwen und Leoparden zur Verfügung stellen? Das Gouvernement würde dadurch zur Erhaltung des Viehbestandes der Eingeborenen beitragen, würde die Raubtierplage auf die unbewohnten, wildreichen Steppen beschränken und dadurch schon einen Teil der Kosten einbringen, da es, wie die Bestimmung ja sagt, für in der Falle gefangene Tiere nur die Hälfte der üblichen Prämie zahlt.

Speziell in der Nähe von Mkalama ist durch stetes, mit großem Eifer und großer Umsicht ausgeführtes Stellen von Fallen der Raubtierplage entgegengewirkt worden, wie mir die Eingeborenen dort öfters erzählt haben. Und doch gibt es in dem viehreichen Iramba noch eine Unmasse von Raubtieren, wie folgendes Erlebnis des Postenführers von Mkalama, Oberlt. H. im November vorigen Jahres zeigt.

Etwa 3/4 Stunden von der Postenboma Mkalama hatte sich ein Mnjamwesi eine Tembe gebaut; dieselbe war wegen der vielen Raubtiere mit einer großen Dornenhecke umgeben. Häufig klagte der Schwarze über die zahlreichen Raubtiere. Des Nachts konnte man in Mkalama das Brüllen des oder der Löwen vernehmen. In einem trockenen Flußbett, in der Nähe einer Wasserstelle wurden zwei Fallen aufgestellt, mit deren Aufstellung und Revision ein Eingeborener nach Anweisung eines darin erfahrenen Ombaschas beauftragt war. Eines Tages kam derselbe an und meldete, ein Löwe sei in der Falle. Der Postenführer begab sich mit dem damaligen Sanitätssergeant K., dem Ombascha, 2 Boys, Fallensteller und Trägern (Wairambas) nach der Stelle, wo die Fallen standen. Als die Herren in die Nähe kamen, sahen sie in der Falle einen fauchenden Leoparden, der sich mit aller Gewalt befreien wollte. Die Falle (Weber'sche Tellereisen-Fallenfirma) hielt aber fest. Große Enttäuschung, daß es nur ein Leopard war. Der Sanitätssergeant tötete ihn durch einen Schuß.

In dem Moment ging rechts von den Herren in der etwa 50 m entfernt liegenden Falle, auf die bisher niemand geachtet hatte, ein Springen, Klappern der Falle und heftiges Fauchen los. Als man sich umsah, bemerkte man in der zweiten Falle einen halbausgewachsenen Löwen. Den wollte der Postenführer jetzt schießen.

Ich muß nun zur weiteren Erklärung des Verlaufs den Ort etwas beschreiben. Die beiden Fallen waren, wie gesagt, in einem Flußbett etwa 50 m voneinander entfernt. Die Falle, in der der Leopard saß, stand am Eingang einer kleinen Dornenboma, in der eine Ziege war.

Die andere Falle war in einem Durchgang einer künstlichen Hecke, die das Flußbett durchschnitt; durch diesen Durchgang mußte ein Raubtier kommen, um in die Boma zu gelangen. Diese sehr geschickt ausgeführte Aufstellung der Fallen ermöglichte, zwei Tiere in zwei Fallen zu fangen. Auf der Seite nach Mkalama zu, nach Osten, stieg das Gelände an und war ziemlich frei. Auf der andern Seite des 17 m breiten Flußbettes erhob sich das Gelände ebenfalls, war jedoch mit mannshohem Gras bedeckt. Oblt. H. begab sich nun auf die Westseite, dicht an das hohe Gras, um einen guten, Fell und Schädel möglichst schonenden, tödlichen Schuß abzugeben. An die Löwin dachte im Eifer kein Mensch.

Während Oblt. H. nun im Anschlag kniete, erscholl auf der andern Seite der Ruf „Simba kubwa“. Die Wairambaträger zerstoben im Augenblick in alle Winde. Im selben Augenblick erdröhnte auch im Rücken des Oblt. H., keine 10 m entfernt, ein Gebrüll. Es war die durch das Schmerzgeheul ihres Jungen herbeigelockte Löwin, die sich lautlos auf 10 m an den Feind ihres Jungen herangeschlichen und sich eben zum Sprunge auf den Schützen bereitet hatte, der zwischen ihr und ihrem Jungen kniete.

Eine Sekunde entschied. Während der Oberleutnant aufsprang, um auf die andere Seite des Ufers zu kommen und Front zu machen, fiel ein Schuß, den der mitgenommene Ombascha abgegeben hatte. Auch der Sanitätssergeant war schußbereit, kam aber nicht mehr zum Schuß. Ein Knacken der Zweige, Schmerzgebrüll, dann Ruhe. Es war eine unangenehme Sache für die Schützen. Die Beute sollte nicht verloren gehen. Aber in dem mannshohen Grase konnte man nicht wissen, ob die Bestie nur angeschossen war. Aber haben mußte man sie. Doch die Wairamba, die nachsehen sollten, ob hinten auch hohes Gras wäre, versagten.

Der Ombascha meinte, daß die Löwin durch die Gefahr ihres Jungen und durch die Verletzung, wenn nur verletzt, äußerst gefährlich sei. Schließlich gingen die beiden Europäer, voran der unerschrockene Boy des Oblt. mit entsichertem Gewehr, in das hohe Gras, wo sie nach 20 Schritt die tote Löwin, die einen Schuß direkt in der Brust hatte, fanden. Der junge Löwe wurde dann auch von dem Oberleutnant erlegt.

2 Löwen und 1 Leopard auf 50 m in 10 Minuten, ein Ergebnis, das bezeugt, daß noch reichlich Raubwild da ist. Die Sache war gottlob gut ausgefallen. Hätte der Oberleutnant vorher auf den jungen Löwen geschossen, oder hätte der Ombascha schlecht getroffen, bei der Geschwindigkeit, in der solche Sachen sich abspielen, hätte die Sache einen ernsteren Verlauf nehmen können.

Schreiber dieser Zeilen hat dies letzte Erlebnis nur zur Bestätigung seiner Angaben über die Raubtierplage geschrieben. — Zum Schluß kann es wohl auch noch Prämien für giftige Schlangen geben. In dichter Nähe der felsenreichen Boma Mkalama sind bei Arbeiten innerhalb 14 Tagen 5 Puffottern getötet worden. Eine war eines Morgens früh vergnügt in der Küche von Messe I. Wenn dieselben auch nicht angreifen, so ist es doch immerhin gerade kein angenehmes Gefühl, wenn man sich sagen muß, man tritt nachts auf ein solches Tier in der Nähe seiner Wohnung und man froh sein kann, mit schwerer Erkrankung und kolossalen Schmerzen davonzukommen.

Koloniale Zeitschrift.

Ein Stündchen im Altkircher Xaveriushause.

Unter dieser Überschrift schreibt die Oberelsässische Landeszeitung:

Das Xaveriushaus liegt abseits von der großen Verkehrsstraße, wie alle Stätten, in denen Studium und Kultur des inneren Menschen gepflegt werden, aber schön liegt es, romantisch in der Talsenkung, die vom Hirzbacher Wald zum Städtchen sich hinzieht, und weithin sichtbar winkt es jedem Freund der Missionen zum Besuch. Denn es trägt nicht umsonst den Namen des großen Apostels der Indier: in seinen Mauern birgt es zukünftige Missionare. Und stolz ist es auf seine Jugendfrische — vor anderthalb Jahren erst wuchs es aus dem Boden. Es liegt traumverloren am winterlichen Wald und hält treue Wacht am Eingang des Städtchens.

Ein Besuch bei den Bewohnern des Hauses läßt die angenehmsten Erinnerungen zurück.

Vorn, wo die zwei Seitenflügel des Gebäudes hervortreten, ist der Eingang, einfach und doch zierlich und anmutig wie der ganze Bau. Unter der Türe empfängt uns der Bruder Pförtner, und man sieht vielleicht zum erstenmal das Kleid, das den Patres den Namen gab, das schillernd weiße, das an die sonndurchglühten Steppen der Sahara erinnert. Aber nur sein Kleid ist afrikanisch. Er selbst stammt nicht aus einem afrikanischen Araberdorf, seine Wiege stand in wein- und sangesfröhlicher Gegend am Fuße des Belchens. Mit der behaglichen Freundlichkeit des Klosterbruders führt er uns ins nahe Wartezimmer. Hier fühlen wir uns schon ganz nach Afrika versetzt, denn das Sprechzimmer dient zugleich als Museum. Die weißgetünchten Wände zieren von den Wilden gefertigte Matten, Pfeile, Köcher, Tabakbehälter, Nilpferdpeitsche u. dgl., alles Geschenke aus den Missionen, die durch ihre Eigenartigkeit die Aufmerksamkeit aller Interessenten fesseln. Deshalb sind wir dem hochw. Pater Superior, der zu unserer Begrüßung eintritt, sehr dankbar für sein Anerbieten, uns über Herkunft, Gebrauch und Mechanismus der einzelnen Gegenstände Aufschluß zu geben. Unter der Führung dieses liebenswürdigen Paters, eines Sohnes der roten Erde, treten wir einen Rundgang durchs Haus an. Im Erdgeschoß liegen Kapelle, Speisesaal und Küche. Ueberall atmet klösterliche Ruhe, Friede, äußerste Einfachheit — in der Kapelle noch beinahe Armut — peinlichste Sauberkeit, alles ist durchaus praktisch, hoch und heiter gebaut, und der Entwurf macht dem Architekten, Herrn Xaver Froberger, alle Ehre. Im ersten Stock wird studiert. Die zwei Studiersäle sind ebenfalls sehr heiter, gesund und luftig, so daß die 45 Schüler, die hier kampieren, gut aufgehoben sind. Neben den Studiersälen dient ein Spielzimmer als willkommener Unterschlupf während der Erholung in der Regenzeit. Den zweiten Stock nehmen die Schlafsäle in Anspruch, in denen spartanische Einfachheit und äußerste Reinlichkeit einander die Hand reichen.

Der Rundgang ist zu Ende. Aber auch ins innere Leben der Anstalt möchten wir einen wißbegierigen Blick werfen. Auch dieses Bild entrollt uns der Pater in seiner Liebenswürdigkeit. Das Haus beherbergt zwei Patres, Superior und Oekonom, fünf Brüder und 45 Schüler. Letztere besuchen sämtlich die oberen Klassen des Altkircher Gymnasiums. Ein großes Ziel hat sie aus allen Gauen Deutschlands, von der Weser bis zu den Quellen der Ill, herbeigezogen, die Bekehrung der Heiden,

als Söhne des unvergeßlichen Erzbischofs von Karthago, Kard. Lavigerie. Die Gründung des Altkircher Missionshauses ist das Werk unseres Landsmannes, Pater Prov. Dr. Froberger, und es steht zu hoffen, daß die Erwartungen, die er an dieselbe knüpfte, durch die Erfolge noch übertroffen werden. Der Sundgau hat schon eine Reihe tüchtiger Männer

Aussätziger in Ushirombo (Unjanjembe, Deutsch-Ostafrika).

der Kongregation der Weißen Väter zugeführt; wir erinnern nur an Bischof Hirth (Niederspechbach). Wenn nicht alle Zeichen trügen, werden sie nicht die einzigen bleiben. Wir können uns diesem Wunsche unseres hochw. Cicerone nur anschließen und verabschieden uns von ihm dankbaren Herzens und in gehobener Stimmung.

Auf dem Heimweg begegnen uns die Schüler mit ihren Büchern, die paarweise oder in Gruppen aus dem Gymnasium heimkehren, froh, freundlich oder in die Diskussion vertieft, für die Umwelt unempfindlich. Und da schweift unser Auge vom Xaveriushause, dieser Pflanzstätte der Missionare, hinüber nach den Ufern des Tanganika und dem heißen Sande der Sahara, wo diese idealgesinnten Jünglinge in der Vollkraft des Mannesalters ihrerseits das Samenkörnlein des Glaubens in fruchtbares Erdreich unter vielen Mühen und Sorgen einsenken werden . .

Das Xaveriushaus ist auch ein Fingerzeig nach oben, eine seltene Heimat des Idealismus, und wäre es auch nur dies, so möchte man es nicht missen in einer Zeit, die so ins Irdische versunken ist.

G. K.

Kleine Mitteilungen.

Hamburgisches Kolonialinstitut. — Mit dem Beginn des Wintersemesters 1908/09 ist in Hamburg ein Institut ins Leben getreten, das zunächst solche, die ins Ausland und besonders in die deutschen Kolonien zu gehen wünschen, mit der Praxis des überseeischen Handels vertraut machen und ihnen die Kenntnisse mitteilen will, die für ihre künftige Tätigkeit nötig und nützlich sind. Das Kolonialinstitut umfaßt daher eine Anzahl Dozenten und einen kaufmännischen Beirat, ferner eine Zentralstelle, deren Aufgabe darin besteht, Anfragen zu beantworten (einfache Auskunft wird kostenlos gegeben), Untersuchungen, Analysen und wissenschaftliche Bestimmungen zu vermitteln. Bei dem Institut soll eine möglichst vollständige Sammlung aller Informationen über die wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Verhältnisse in den Kolonien u. s. w. angelegt werden. — Für reine Auswandererangelegenheiten ist das Hamburgische Kolonialinstitut nicht bestimmt.

Die größten Schiffsschrauben. Von größter Bedeutung für den richtigen Gang eines Schiffes ist die Schraube. Auf ihre Herstellung wird die peinlichste Sorgfalt verwendet, aber es ist bis jetzt noch nicht gelungen, für ihre Konstruktion bestimmte Grundsätze aufzustellen. Bei ruhigem Wetter wird die größte Geschwindigkeit des Schiffes durch Schrauben mit nur zwei Flügeln erreicht, aber gewöhnlich werden drei- bis vierflügelige Schrauben angewandt, weil zweiflügelige bei unruhiger See schlechter arbeiten. Die moderne Schiffsschraube besteht aus Gußeisen oder Bronze, bei Schnelldampfern aus Phosphor- oder Manganbronze, die sich durch größere Glätte und geringeren Reibungswiderstand auszeichnet. Ein großer Ozeandampfer, der früher Schrauben aus Gußeisen besessen hatte, legte in jeder Stunde eine Meile mehr zurück, nachdem ihm Schiffsschrauben aus Bronze gegeben wurden. Neuerdings wird statt Bronze Nickelstahl gebraucht, der nicht rostet und viel härter als Gußstahl ist. Die Form der Schraube ist gleichfalls wichtig. Bei den Torpedobooten muß sie nach den Kanten zu dünn und scharf sein, damit die Reibung des Wassers vermindert wird, denn die Schraube hat zuweilen mehrere 1000 Pferdekräfte zu überwinden. Nicht immer läßt sich die Schiffsschraube in einem Guß herstellen, sondern Nabe und Flügel sind getrennte Stücke, die dann erst miteinander verschraubt werden. Der große englische Schnelldampfer „Luciana" besitzt Schrauben aus Bronze, deren Flügel je 100 Zentner wiegen und einen Durchmesser von 7 m haben. Die beiden Schrauben des Riesen kosteten 140000 M. Der neue deutsche Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm der Große" hat ebenfalls Bronzeschrauben, deren Durchmesser 6,8 m beträgt.

Das Gewicht jedes Flügels beläuft sich auf 90 Zentner, das der Nabe auf 140 Zentner. Die beiden Schiffsschrauben mit allen Zubehörteilen wiegen 8000 Zentner. Der Dampfer ist aber der englischen „Luciana", die lange als das größte und schnellste Schiff der Erde galt, an Schnelligkeit bei weitem überlegen. Die zur Zeit größten Kriegsschiffe, die italienischen Dampfer „Etruria" und „Umbria", haben vierflüglige Schrauben mit einem Durchmesser von je 7,5 m. Jede Schraube wiegt 780 Zentner und ihre Herstellungskosten betrugen je 100000 M.

Eine neue Oelfrucht in Deutsch-Ostafrika. Die Lieferung von Pflanzenöl, namentlich von Erdnußöl, ist bisher einer der wichtigsten Bestandteile der Ausfuhr aus den deutschen Kolonien gewesen. Daß es auf diesem Gebiet noch immer neue Entdeckungen zu machen gibt, lehrt eine Mitteilung im letzten Heft des „Tropenpflanzers", wo von einer neuen Oelfrucht die Rede ist. Die betreffenden Nachrichten kommen aus der Station Kondoa Irangi am Oberlauf des Pangani-Flusses, wo der Volksstamm der Warangi von diesem Pflanzenöl einen Gebrauch macht, der ihm freilich eine ganz andere Verwendung zuzuweisen scheint, wie sie der Frucht der Erdnuß zuerteilt wird. Die dortigen Eingeborenen brauchen das Oel nämlich zur Bearbeitung von Ziegenhäuten. Der die Oelfrucht liefernde Baum wächst in jener Gegend wild und ist recht häufig. Die Warangi nennen den durch Dornen ausgezeichneten Baum Mujinga, seine haselnußähnliche Frucht Majengu. Die Frucht besitzt einen sehr ölreichen Kern, der in dieser Hinsicht kaum hinter der Erdnuß zurückstehen soll. Auffallend ist der Umstand, daß man jetzt schon hinter eine viel größere Verbreitung desselben Gewächses gekommen zu sein scheint. Es fehlt nämlich auch in den Küstengegenden nicht, und auch die Stämme der Wanjamwesi und Wasukuma sind mit ihm bekannt. Vielleicht ist die Nichtbeachtung des Baumes dadurch zu erklären, daß die Eingeborenen der letztgenannten Stämme an der Küste zwar die fleischige Hülle der Frucht essen, gerade die Kerne aber wegwerfen. Obgleich die genauen Untersuchungen, die an Proben der Frucht in Deutschland ausgeführt werden, erst abgewartet werden müssen, geht das Urteil schon jetzt dahin, daß dies neue Pflanzenöl sich zur Verwendung in der Fabrikation von Seifen und Kerzen sehr wohl eignet. Gerade die Gegend, in der die Entdeckung gemacht worden ist, dürfte sich wegen ihrer Entlegenheit zur Ausnutzung des Baumes wenig eignen. Dagegen werden die Bestände an der Küste und in der Nähe des Viktoria-Sees für die Lieferung der Oelfrucht nutzbringend herangezogen werden, so daß sich daraus ein neuer, dauernder Handelsartikel von Wichtigkeit ergeben würde.

Die Taubenpost in Afrika. Eine Taubenpost ist jetzt im französischen Kongo-Gebiet in Tätigkeit getreten, die für die besonderen Aufgaben in diesen Ländern besser geeignet zu sein scheint als die drahtlose Telegraphie, der man wohl für Inner-Afrika eine besondere Bedeutung zugesprochen hatte. Als die französische Mission zum Studium der Schlafkrankheit, die unter Leitung Dr. Martins vom Pasteur-Institut ausgesandt wurde, im vorigen Jahre nach dem Kongo abreiste, wurden etwa 100 Brieftauben und alles nötige Material zur Errichtung eines Taubenhauses mitgenommen. Major Reinaud, Mitglied der französischen Geographischen Gesellschaft, wollte das Experiment machen, die Taubenpost in gewissem Grade an die Stelle der Telegraphie zu setzen, die in Afrika so häufig von Eingeborenen oder Elefanten oder auch anderen Lebewesen gestört wird. Man glaubte nicht recht an einen wirklichen Erfolg; aber auch die Verbindung mit drahtloser Telegraphie ist in Afrika infolge der Feuchtigkeit und der Elektrizität in der Luft sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Das Taubenhaus wurde in Brazzaville errichtet, und die Versuche, die nun begannen, hatten einen unerwarteten Erfolg. Die Taubenpost stellt eine Verbindung über einen Radius von 600 Kilometer her. Leutnant Gremillet, der eine Station in einer Entfernung von 200 km in Brazzaville leitet, sendet täglich eine Taubenpost aus. Auch die übrigen Stationsleiter und die Offiziere, die auf dem Marsch sind, bedienen sich der Taubenpost sehr häufig. Die Tiere gehen selten verloren, wenn sie nicht in zu großer Entfernung vom Heimatsort aufgelassen werden, und wenn man nacheinander in Abständen von 200—320 km Tauben aussendet, so kann man in diesen Gegenden eine sichere und schnelle Verbindung aufrecht erhalten. Eine Meldung, die durch Tauben über Relais-Stationen gesandt wird, kann mit Leichtigkeit über 1200 km weit am Tage befördert werden.

Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

Himmelstau fürs Christenherz. — Anweisungen für die Heiligung unseres Lebens nach dem hl. Franz von Sales. Von P. Jos. Lebeau, apost. Missionar. — 235 S. — Linz a. D. 1909. Druck und Verlag des kath. Preßvereins.

Das inhaltreiche Büchlein ist in seiner einfachen, klaren, zu Herzen gehenden Sprache ein zuverlässiger Ratgeber für die wachsende Zahl von Seelen, die sich, obwohl in der Welt lebend, die Pflege des innerlichen Lebens angelegen sein lassen. Der Verfasser, Provinzial der Oblaten des hl. Franz von Sales in Wien, schließt sich in den 24 Kapiteln des Büchleins genau an die erprobte Lehre seines geistlichen Vaters an, gibt allemal zunächst die Anweisung des hl. Franz über die Bedeutung der betreffenden Uebung und die beste Art, sie nutzbringend zu gestalten, und zwar nach dem Wortlaut des „Direktoriums" oder der „Philothea"; daran knüpft P. Lebeau in knapper Form eine eingehende Erklärung. — Sehr zu empfehlen. Der Preis des hübsch gebundenen Büchleins stellt sich etwa auf M 1.— (1,20 K).

Bei Butzon & Bercker, Kevelaer sind erschienen:

Gebetbuch für die katholische Männerwelt. Von Dr. Jos. Anton Keller, Pfarrer. 3. umgearbeitete Auflage. M 1,50 und höher bis M 4,25.

Ein wahrhaft köstliches Büchlein, von dem wir nur wünschen können, es möchte in der Hand recht vieler katholischer Männer zu finden sein, zum Segen für sie und ihre Familien.

Maria, unsere Trösterin. Kathol. Andachtsbuch. Von Joseph Kremer. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet von einem Priester der Gesellschaft Jesu. Ausgabe I Feindruck. 7. Auflage. M 1,50 und höher bis M 10.—. Ausgabe II in großem Druck. 5. Auflage. M 1,50 und höher bis M 4,25.

Der vielseitige und reichhaltige Band umfaßt nicht bloß die gewöhnlichen und täglichen Andachten in reicher Auswahl, sondern nimmt gebührend Rücksicht auf die besonderen Lebenslagen, Feste und Bruderschaften.

Jesus und die christliche Jungfrau. Lehr- und Gebetbuch für Jungfrauen. Von P. Waldner, S. J. 2. Auflage. M 1,50 und höher bis M 10,—.

Enthält außer vielen Gebeten für alle Verhältnisse eine Anleitung zur Betrachtung und eine Reihe von Belehrungen über Gegenstände, die die Jungfrau besonders betreffen, wie Herzensreinheit, Nächstenliebe, Gehorsam, Demut, jungfräulicher Stand, Ehestand, Vorsätze.

Der Christ im Ehestand. Wegweiser und Gebetbuch für christliche Eheleute. Von P. Martinus, Apostol. Missionar des Franziskanerordens. M 1,50 und höher bis M 10,—.

Das Buch verdient als ein überaus praktisches und zeitgemäßes Lehrbuch bezeichnet zu werden wegen seines gediegenen Unterrichtes über die Heiligkeit der Ehe, die Pflichten des Ehestandes, die Kindererziehung und die Pflichten der Herrschaften gegen ihre Dienstboten.

Das Brot des Lebens. Von Tappehorn, Dr. Anton, Ehrendomherr, Landdechant und Pfarrer. Katholisches Gebetbuch. M 1,35 und höher bis M 6,—. — dito. Prachtausgabe mit feinem lithographischen Rande. M 3,40 und höher bis M 10,—.

Der bekannte Verfasser hat in diesem Büchlein eine sehr reiche Auswahl von Gebets- und Andachtsübungen, besonders zum heiligen Altarssakrament, zusammengestellt.

Die Gnadensonne des 20. Jahrhunderts. Gebet- und Erbauungsbuch zur Verehrung des hlst. Herzens Jesu nebst einem Anhang zur Verehrung des reinsten Herzens Mariä von P. Hagen, S. J. 2. Aufl. M 1,65 und höher.

Das Büchlein verdient wirklich einen Ehrenplatz in der Herz Jesu-Literatur. Möge es seinen Teil dazu beitragen, die Andacht zum hl. Herzen Jesu immer mehr zu verbreiten und zu befestigen!

Myrtenkranz. Ein geistlicher Brautführer und Andachtsbuch für die christliche Frau. Von P. Arsenius Dotzler, O. F. M. 3. verbesserte Auflage. M 1,65 und höher bis M 6,75.

Im ersten Teile werden praktische Belehrungen über den Braut- und Ehestand gegeben; der zweite Teil enthält das eigentliche Gebetbuch für katholische Bräute und Ehefrauen. Katholischen Bräuten und Ehefrauen wird es große Freude bereiten.

Aus dem Zauberkasten des Missionars.

Es war eines Sonntagsnachmittags in einem Dorfe der Landschaft Busiro, etwa 10 Stunden von Ugandas Hauptstadt Rubaga. Wir hatten eben mit den Christen den Rosenkranz gebetet und das darauffolgende kurze Abendgebet mit einem frommen Lied geschlossen. Nun nahmen wir Abschied von unseren guten Schwarzen. Wir hatten mehrere Tage unter ihnen zugebracht, Unterricht gehalten und Gelegenheit zum Empfang der hl. Beichte gegeben, und heute morgen waren unsere Christen in Scharen zum Tisch des Herrn gegangen. Gewiß hat der Gute Hirte seine Freude gehabt an der treuen Schar. Möge er seine Schäflein in seine besondere Obhut nehmen, bis wir uns wiedersehen!

Eine kleine Anzahl Männer schloß sich uns an, als wir den Mugulula-Hügel erstiegen, der das Dorfbild überragt und der Ortschaft auch den Namen gibt. Als wir oben anlangten, war mein Erstes, die herrliche Aussicht zu genießen, eine der schönsten, die ich in Afrika kennen gelernt habe. Man hat von der Spitze des Hügels einen Ueberblick über ganz Busiro und gewahrt deutlich die Berge Bulemezi, Singo, Busujju, Mawokota und Kyadondo sich vom klaren Himmel abheben.

Aber ich hatte noch andere Gründe, den genannten Hügel zu ersteigen. Dort oben sollen zunächst nach Ansicht unserer Schwarzen die Schutzgeister der Tallandschaft ihren Sitz haben. Es mochte daher einen heilsamen Eindruck auf die Neger machen, wenn sie sähen, daß ich mich davor nicht fürchtete. Sodann gedachte ich, mit einem Kompaß bewaffnet, genau die einzelnen Katechistenstationen aufzunehmen und einzutragen, die wir in dortiger Gegend unterhalten; nebenbei wollte ich die Landschaft überhaupt skizzieren.

Sobald wir den höchsten Punkt erreicht hatten, schraubte ich meinen Kompaß auf das Stativ. Während ich das Instrument gerade richtete, um genau den Nordpunkt zu bestimmen, schweifte mein Auge ab und zu in die Runde, um die herrliche Fernsicht zu genießen. Auf den vielfach gewundenen Pfaden, die sich rings die Abhänge hinaufzogen, gewahrte ich allüberall Gruppen von christlichen Negern im Sonntagsstaat. Es waren unsere Christen, von denen ich vor wenig Augenblicken Abschied genommen hatte. Aus dem Grunde meines Herzens stiegen kurze, innige Bitten zur gebenedeiten Gottesmutter empor, daß sie diese treuen, mir anvertrauten Seelen in ihre mütterliche Hut nehmen und ihre Zahl stetig mehre.

Ich schaute noch den mehr und mehr sich entfernenden Schwarzen nach, als einer der mich begleitenden Jungen mich am Gewand zupfte. „Sieh, Pater, dort drüben auf dem Hügel vor uns hat sich eine ganze Masse Leute versammelt und beobachtet uns!“ Ich dachte zunächst, es

seien gleichfalls Christen, die auf meine Rückkehr warteten, und setzte eifrig meine Arbeit fort.

„Sieht man von hier aus die Hauptstadt?" fragte ich.

„Gewiß, Pater, schau hierher, dort drüben liegt Rubaga!"

Jakobo muß wahre Falkenaugen besitzen, denn selbst mit meiner Brille vermag ich wirklich nichts zu erkennen. Rubaga ist tatsächlich noch weit, und wir sollten das noch gewahr werden. Schließlich sah ich doch etwas, glaubte es wenigstens. Na, ich wußte nun wenigstens die genaue Richtung, das war alles, was ich wollte.

Nun stellte ich das Instrument so, daß ich die Himmelsgegend bestimmen konnte, in der Rubaga lag. Dabei ging ich möglichst sorgfältig zu Werke, um keinen zu großen Fehler und meine Aufnahme unbrauchbar zu machen.

Die Eingeborenen auf dem Nachbarhügel verfolgten jede meiner Bewegungen. Nachdem die Lage der Hauptstadt bestimmt war, ergab sich leicht die der übrigen Punkte, die ich zu verzeichnen wünschte. Endlich war ich fertig und gab das Signal zum Aufbruch, denn die Sonne stand schon bedenklich tief.

Jetzt kamen wir auch an den Schwarzen vorüber, die immer noch in stummer Andacht die Entwicklung der Dinge verfolgten. Ich war der zweite Weiße, der es gewagt, diesen heiligen Berg zu ersteigen. Der erste war ein Offizier von der geographischen Kommission gewesen. Dieser hatte den Wald, der die Kuppe bedeckte, abholzen und nur einen einzigen hohen Baum stehen lassen, als weithin sichtbares Merk- und Wahrzeichen. Ich wußte das wohl, wußte auch, daß die Schwarzen diese Entweihung der heiligen Stätte sehr übel genommen hatte, aber ich glaubte ganz bestimmt, daß seitdem die Auffassung der Eingeborenen sich total geändert habe, und ahnte nicht, daß ich der Gegenstand ihrer nächtlichen Zusammenkunft und Unterredung sein würde.

Als ich wieder im Dorfe anlangte, erledigte ich erst meine priesterlichen Pflichten und meine Küchenjungen richteten den frugalen Abendimbiß her, denn es dunkelte bereits. Als es völlig Nacht war, aß ich mit meinen Leuten; dann hielten wir nach Negerart ein längeres Plauderstündchen am lodernden Feuer. Wir sprachen von der Aufgabe des nächsten Tages; wir wollten das vor 3 Tagen begonnene Haus für die Missionare fertigbauen und am Dienstag den Rückmarsch nach Rubaga antreten. Dann suchten wir unser Nachtlager auf.

Andern Morgens nach der hl. Messe machte ich mich mit Volldampf an die Arbeit. Alle meine dienstbaren Geister waren hübsch zur Stelle, denn es gab reichlich zu tun, und nur ein Tag stand zur Verfügung. Um meine Leute recht anzuspornen, stellte ich ihnen zur abendlichen Hauptmahlzeit eine Ziege und einen tüchtigen Krug Pombe (Bananenbier) in Aussicht. Hei, wie sie da jubelten und sprangen und mit einem Hurrah ans Werk gingen! Die Arbeit schritt munter voran, und nur zu früh verkündete die Trommel von dem Kirchlein des Katechisten den „Engel des Herrn", d. h. die Mittagsstunde.

Nachdem wir gemeinsam den Gruß des Engels gebetet, eilte jeder der Stelle zu, wo der Mittagstisch wartete. Es gibt, wie stets, gekochte Bananen, weiter nichts.

Ich war gerade fertig und die schwarzen Jungen deckten eben den Tisch für sich selbst, d. h. sie breiteten ein paar Bananenblätter am Boden aus. Da fielen vereinzelte schwere Regentropfen zur Erde nieder. Was wird aus unserem Hause werden! Das war mein erster Gedanke. Wenn es regnete, war an Aufbruch für morgen nicht zu denken. Ich musterte den Himmel in allen Richtungen; überall schwere Regenwolken, aber günstiger Wind. Vielleicht, daß die liebe Gottesmutter uns hilft, doch fertig zu werden. Heute wird nichts aus der gewohnten Siesta nach Tisch. Auf ein Zeichen meinerseits rührt der Vorarbeiter die Trommel, und ich eile allen voran auf den Bauplatz. Ein leichter Regen rieselte hernieder; der hielt uns nicht von der Arbeit ab. Leider hatten meine Leute dasjenige gehabt, was sie ein feines Mittagessen nennen, d. h. Bananen so viel als sie wollten, und waren zu nichts weniger aufgelegt als zur Arbeit. Ich rufe aus Leibeskräften. Keine Antwort. Doch wozu sich so abmühen? Ich ziehe meine Signalpfeife hervor, und ein schriller Pfiff ertönt. Wunderbarer Weise half das sofort. Einer nach dem andern bemühte sich herbei, und als nun gar einer der Jungen sich mit einem muntern Lied ans Werk machte, war trotz des Regens die Arbeitslust sofort geweckt. Zwei Faulpelze fehlen noch; ein zweiter Pfiff kündigt ihnen an, daß es jetzt hohe Zeit ist, wenn ich sie nicht holen soll. Beide verstehen den Wink und nahen wirklich.

Jetzt ließ auf einmal der Regen nach, und ungehindert konnten wir unser Werk zu Ende führen. Alles war froh — ich für meine Person, daß das Haus dastand, und daß es bald wieder nach Rubaga ging; meine Leute aber beim Gedanken an die versprochene Ziege und das Bananenbier (mwenge). Ich zog diesmal einen alten heidnischen Neger namens Kisoro zur Tafel, d. h. ließ ihn mit meinen Leuten essen. Der Mann hatte mir wacker geholfen und mir sogar Baumstämme zum Bau des Hauses verschafft. Er versprach entschieden, Christ werden zu wollen, sobald wir Missionare uns hier in Muguluka niederließen. Meine Einladung war als Dank für seine freundliche Hülfe gedacht und erreichte vollkommen ihren Zweck, denn wir schlossen Freundschaft auf Leben und Tod. Nach einigen Schluck mwenge gab er mir die Versicherung, daß ich in der ganzen Gegend keinen treueren Bundesgenossen hätte als ihn; ich sei sein Vater, seine Mutter, sein König, kurz sein alles. — —

Nach Tisch lagerten wir uns um das große, prasselnde Lagerfeuer. Unaufhörlich und ohne Erbarmen dudelte uns unser liederreicher schwarzer Vorsänger seine geistreichen Stegreifdichtungen in die Ohren. Jetzt hält er inne — ein paar Züge aus dem bauchigen Pombekrug mit dem langen, schmalen Mundstück und er empfiehlt sich auf eine kurze Weile, um etwas auszuruhen. Das gab uns endlich Gelegenheit zu einer Aussprache mit Kisoro. Ich fragte den guten Alten, was seine Landsleute wohl von uns hielten, d. h. also, welches eigentlich ihre Eindrücke von uns seien. Da kramte er denn aus, was seine heidnischen Stammesgenossen sich über meinen Kompaß und die Signalpfeife erzählen.

„Gestern," so begann er, „seid ihr auf den Hügel hinauf gegangen, um dem Regen Einhalt zu tun, der schon seit mehreren Tagen gedroht hatte. Da hast du denn eine kleine, kupferne Dose hervorgezogen, mit

Volksbelustigung in der Missionsstation Kasema (Tanganjika): Kriegsspiel der Neger.

einem Tier, das immer in Bewegung ist. Die richtetest du nach allen vier Winden und sprachst jedesmal eine Beschwörungsformel, besonders als du sie auf die Hauptstadt richtetest, weil der Regen gerade daher kommen wollte."

„Aber wie konntet ihr denn eigentlich sehen," unterbrach ich ihn, „was ich oben auf dem Hügel tat?"

„Die Leute sind dir nachgegangen," erklärte er, „und haben alles beobachtet." Gestern nacht haben sie überall davon erzählt. Doch heute

haben sie dich auch noch mit dem kleinen Schreieisen erblickt, und jetzt sagen sie, du seiest der größte Zauberer, den sie je gesehen. Denn als du sahst, daß deine Beschwörung von gestern abend nichts geholfen hat, da der Regen doch kommen wollte, da zogst du das Schreieisen hervor (die Signalflöte), weil die stärker ist und lauter geht als das Tier in der Kupferdose. Der erste Schrei mit dem Eisen hat noch nicht recht geholfen, es blieb am regnen; aber beim zweiten blieben alle Regentropfen in der Luft hangen."

Ich tat mein Bestes, um dem guten Kisoro zu erklären, was ein Kompaß sei, und ließ ihn dann selber auf dem Schreieisen blasen. Dann forderte ich ihn auf, auch seinen Landsleuten genau zu erzählen, was er bei mir gesehen und gehört habe.

Meine schwarzen Begleiter hatten ihren hellen Spaß an Kisoros Erzählung. Ich meinesteils versank eine Weile in tiefes Sinnen, als der Alte sich entfernte. Welch weiter Weg trennt diese armen Neger von den Errungenschaften der christlichen Kulturländer, welch weiter Weg aus dem Reich der Finsternis und des Todesschattens zum Licht des Christentums! Möchte die Mutter des Herrn auch hier die Morgenröte des jungen Tages sein, die Vorläuferin und Kriegerin der ewigen Gnadensonne!

Am nächsten Morgen fand uns das aufgehende Tagesgestirn bereits auf dem Wege gen Rubaga. Zehn Stunden später waren wir an Ort und Stelle. Auf dem ganzen Wege dahin wurden meine großen Kinder nicht müde, die Geschichte von der Zauberdose und vom Schreieisen in hunderterlei Variationen zu wiederholen; solches Vergnügen hatte ihnen Kisoros Bericht gemacht.

Möchten diese Zeilen einiges Interesse für die Leser des Afrikaboten bieten, und uns ein andächtiges Ave Maria mehr eintragen für die Bekehrung unserer Schwarzen.

Leo Vedrines, Rubaga (Nord-Nyanza).

Ein schwarzer Seminarist.

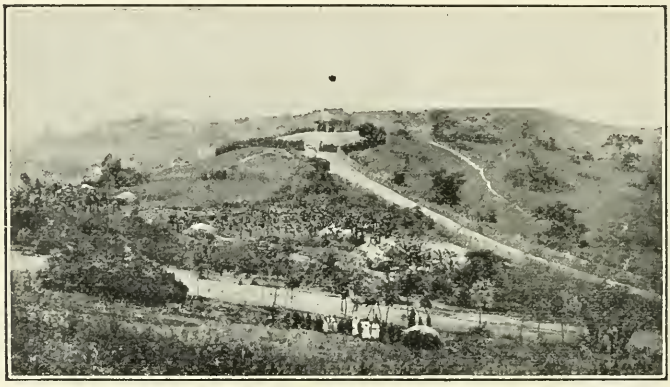
Herr Bischof Streicher sendet nachstehende kurze Notiz über einen seiner schwarzen Seminaristen, für den eine Anzahl braver Schulkinder aus M. ihre Ersparnisse geopfert haben, um ihm das Studium zu ermöglichen.

Bonaventura Atanasi Lumonde mochte 9 Jahre alt sein. Er stammte aus Kalagala, einem Dorfe in der Nähe unserer Station Villa Maria. Vor ein paar Jahren verzogen seine Eltern von Kalagala zum Distrikt Bikira, wo die Weißen Väter gleichfalls eine Missionsstation gegründet haben. Hier war es, wo Lumonde den Entschluß faßte, auch Christ zu werden. Aber sein Vater und seine Mutter waren Heiden und traten dem Wunsch des Kleinen mit Entschiedenheit entgegen. Sie hegten zwar keinen Haß gegen die Christen, aber sie fürchteten, sie würden nichts mehr von ihrem Sohne haben, wenn er einmal getauft sei.

Eines Tages glückte es dem Knaben, sich dem wachsamen Auge des Vaters zu entziehen. Er begab sich eilends zur Residenz des Ortshäuptlings, der selbst ein Christ war, und teilte ihm seinen Entschluß mit. Der Häuptling nahm sich väterlich seiner an und wußte die Eltern

des Kleinen so umzustimmen, daß sie keine Einsprache mehr erhoben. Nun blieb der Knabe zunächst ein halbes Jahr bei dem Häuptling. Dieser gab dem Kinde so trefflichen und gründlichen Unterricht, daß es nach Ablauf dieser Zeit in den unmittelbaren Vorbereitungskursus auf den Empfang der hl. Taufe eintreten konnte. Am 26. Juni 1900 endlich sollte der Herzenswunsch des Kleinen in Erfüllung gehen; er wurde durch die hl. Taufe ein Kind Gottes und der heiligen Kirche und erhielt zum Namenspatron den hl. Kirchenlehrer Bonaventura.

Der kleine Neugetaufte kehrte indes nicht allsogleich in sein Heimatsdorf zurück, vielmehr war es sein Wunsch, erst lesen und schreiben zu lernen. Aber der liebe Gott schien seine besonderen Absichten mit dem Knaben zu haben, denn allmählich keimte in ihm der Gedanke, einmal



Kapelle (oben) und Dorf (unten) Villa Maria in Uganda.

Priester zu werden. Um diese Zeit hatte der mit dem Unterricht bei den Kindern betraute Pater unter seinen Zöglingen eine Auswahl für unser Knabenseminar zu treffen. Zwei der Kinder scheinen die erforderlichen Anlagen und Eigenschaften in sich zu vereinigen und wurden deshalb gewählt. Bonaventura hätte seine beiden kleinen Kameraden beinahe um ihr Glück beneidet; er wäre zu gerne selbst einer von ihnen gewesen. Jedoch schüchtern und zurückhaltend, wie er war, getraute er sich nicht, seinen Wunsch kundzutun, sondern hoffte auf eine günstigere Gelegenheit. Unterdessen stattete Bonaventura seinen Eltern einen Besuch ab und weilte acht Tage bei ihnen. Dann kehrte er wieder zur Station zurück. Allein welche schmerzliche Nachricht erhält er dort gleich beim Eintreffen! Seine beiden Freunde waren gerade abgereist und befanden sich auf dem Weg zum Seminar.

Bonaventura blieb noch ein paar Wochen in Bikira und wohnte dem Unterricht der Kleinen bei. Aber da sich ihm mehr und mehr die Ueberzeugung aufdrängte, daß sein stiller Wunsch doch nie und nimmer in Erfüllung gehen werde, so nahm er endlich Abschied und begab sich zu seinem Bruder, der Katechist in Narozari war.

Hier in Narozari ging Bonaventura fleißig seinem älteren Bruder zur Hand, unterrichtete seine schwarzen Landsleute im Katechismus und übte fromme Lieder und kirchliche Gesänge mit ihnen ein. Manche

Verfolgung, manche hämische Bemerkung mußte er über sich ergehen lassen, aber sein jugendlicher Eifer ließ sich nicht niederbeugen. Dafür hatte er die Freude, daß Schwarze in großer Zahl sich bei ihm einfanden; Sklaven, Frauen und Kinder ließen sich von ihm in den Wahrheiten des Christentums unterrichten, oft genug gegen das Verbot ihres Herrn oder Vaters. Der ganze Groll des letzteren richtete sich dann schließlich gegen den jungen Katechisten; jedoch zum Glück hatte Bonaventura ein so gutes Herz und war allgemein so beliebt, daß ihm nichts Schlimmeres widerfuhr.

Bonaventura war inzwischen zu einem kräftigen jungen Mann herangewachsen und die Zeit kam, wo er von seinem Bruder Abschied nehmen mußte, um sich in der Hauptstadt Rubaga eine Stelle bei einem Kaufmann zu suchen. Er fand eine solche bei einem großen Gummihändler, und wurde damit beauftragt, aus den kautschukliefernden Bäumen das kostbare Produkt zu sammeln. Dabei verdiente er ganze 4 Cents pro Tag! Das machte mit der Zeit ein für einen Neger recht ansehnliches Sümmchen.

Trotzdem kam dem Jüngling der Gedanke an das Seminar nicht aus dem Sinn. Er mochte sich hundertmal selbst auslachen und sich sagen, er sei ja jetzt schon viel zu alt dazu, immer wieder fühlte er sich dazu hingezogen und angetrieben, bei den Missionaren um Aufnahme zu bitten.

Als er einmal wieder bei seinem Bruder auf Besuch war, reifte der Wunsch zum Entschluß. Bonaventura schrieb seine Bitte auf einem Stück Papier nieder und brachte dasselbe selbst zur Mission. Welche Freude! Die Missionare nahmen ihn nicht bloß sehr freundlich auf, sondern ermutigten ihn sogar in seinem Vorhaben. Allerdings hatten sie den jungen Mann auch schon seit seiner Zulassung zur Taufe als einen ihrer besten, eifrigsten Christen kennen gelernt. Einige Monate später hielt Bonaventura wirklich seinen Einzug im Knabenseminar.

Natürlich fehlte es dem Jüngling vollständig an Geld und genügender Kleidung. Niemand war gewillt, sich seiner anzunehmen. Eltern, Verwandte, Freunde, alles wies ihn höhnisch ab, als er um Unterstützung bei seinem Vorhaben bat. Trotzdem öffneten wir ihm die Tore des Seminars, denn, so dachten wir, die göttliche Vorsehung hatte den jungen Mann so sichtlich geführt, daß wir von ihr auch sicher Hülfe erwarten durften. So kam es tatsächlich; die notwendige Summe traf ein, und das weitere wißt ihr. Helfet auch weiterhin dem guten Seminaristen durch ein frommes Gebet und hie und da auch durch eine Gabe, damit er ein guter, frommer Missionar werde und recht segensreich für die Bekehrung der Baganda wirken möge.

Opfer und Opferritus bei den afrikanischen Negern.

Es gibt kein Volk, keinen noch so tiefstehenden Negerstamm, der nicht irgend eine, wenngleich unvollkommene und schiefe Vorstellung von einem göttlichen Wesen hätte.*) Fast immer beschränkt sich die Ver-

*) Siehe u. a. P. Schenk, Religiöse Anschauungen bei den Aschipetas, 1906/07 Nr. 8, die merkwürdigen Mitteilungen von P. Felix Dufays in Nr. 1 dieses Jahrganges, und vor allem Msgr. Le Roy's Aufsatz im „Anthropos" (Afrikabote 1905/06 S. 168 f.)

ehrung, der Kult dieses göttlichen Wesens darauf, sich dasselbe durch Spenden und Gaben günstig zu stimmen und seinen Zorn abzuwenden.

Von hohem Interesse sind folgende Notizen, die uns P. Andreas Hartmann aus der Zeit seiner Tätigkeit als Apostolischer Administrator der Tanganikamission gibt. Der ganze Charakter der darin beschriebenen Opfer und manche scheinbar nebensächlichen Umstände bei der Opferfeier legen die Vermutung nahe, daß christliche Einflüsse hier bis in unsere Zeit sich geltend machen.

„Auf der Fahrt von Kala nach Bismarckburg, die gewöhnlich 2½ Tage dauert, zwang uns ein heftiger Südwind, gegen 11 Uhr nachts in der Bucht Kassola Zuflucht zu suchen. Wir schlugen unser Zelt im nahegelegenen Dorf ihrer Majestät der Königin Namaita auf. Ihre Schwester Chamkoloki (die Alte) ist Königin im Dorfe der nächstfolgenden Bucht, welche Kilambo heißt.

Das Vorgebirge oder vielmehr der langgestreckte, jäh in den See abfallende Felsvorsprung zwischen Kassola und Kilambo ist ein Mzimu oder Göttersitz mit Namen Nanganga. Weil viele Piroguen an dieser Felswand zerschellten, wagte es weder Schiffer noch Fischer, vorüberzufahren, ohne dem gefährlichen Gotte ein Opfer zu bringen, um dadurch glückliche Vorüberfahrt zu erwirken. Sie opferten Mehl, Bier oder Fische, indem sie dieselben nach der Richtung des Vorgebirges in den See warfen. Die größte Ehre genoß ein die Kuppe der Felsen krönender heiliger Baumriese, in dem der Gott sich mit Vorliebe aufhielt, und der den Namen Kinda Malambwa trug. Starres Entsetzen erfaßte die Heiden, als sie 1894 P. Randabel mit einer Axt ihrem unnahbaren Heiligtum sich nähern und mit frevlen Streichen den Göttersitz fällen sahen. Der Gott wird doch den sakrilegischen Weißen da zerschmettern! Kinda Malambwa fiel, kein Gott rührte sich, und P. Randabel saß rastend auf dem geheiligten Stamm. Er brauchte eine größere Barke. Mit diesem Stamme hatte er den Sitz des höchsten Götzen und damit den Götzenglauben gefällt; aus demselben Stamm aber wurde die Barke hergestellt. Noch heute ist diese Barke eine der schönsten und besten, die den See befahren; die Anbeter des Götzen aber sind heute Anbeter Jesu Christi. Die Heiden des umliegenden Festlandes brachten diesem gefürchteten Nanganga folgenden in mehrfacher Beziehung sehr interessanten Kultus dar.

Ort des Opfers war eine heilige, eigens zum Zweck des Opfers am Fuße des Baumes errichtete Hütte, welche mit Gras gedeckt war, und in deren Innern sich ein glatter Stein als Opfertisch befand, sowie ein Seil, das einem besonderen Zwecke diente.

Opferpriester ist gewöhnlich der Landeshäuptling, der außer seinem Familiennamen als Priester den Namen Kapepa führt. Sehr merkwürdig ist, daß dieser Opferpriester sich lebenslänglich nie weit von der heiligen Hütte entfernen darf, also zur strengsten Residenz verpflichtet ist, um jederzeit zur Hand zu sein, wenn ein Heide zu religiösen Zwecken seine Dienste beanspruchen will. Noch merkwürdiger ist, was mir Joseph Katanta, jetzt Christ und Häuptling des Dorfes Kassante im Missionsgebiet von Kala, berichtete. Er gehört zur Priesterfamilie und war vor seiner Taufe der nächste berechtigte Prätendent, also der erste Anwart auf diese Würde, und weiß somit genau Bescheid. Nach ihm ist es die Ueberzeugung und liegt es im Gefühl des Volkes, daß ein Opferpriester

enthaltsam, mithin ehelos sein müsse. Manche hätten, um des mit der Würde verbundenen Einflusses nicht verlustig zu gehen, sich durch eine scheußliche Operation zur Enthaltsamkeit gezwungen. Im Falle, wo sie verheiratet gewesen wären oder sich sonst unenthaltsam erwiesen hätten, wäre es ihnen untersagt gewesen, das Opfer selbst, eigenhändig darzubringen oder auch nur zu berühren. In diesem Falle hätte das Opfer vielmehr von den kleinen, noch unschuldigen Kindern ihrer Töchter, und wenn diese keine oder schon zu große Kinder gehabt hätten, von den Kindern ihrer Söhne geschlachtet werden müssen, und zwar ohne sich eines Messers oder eines andern, ähnlichen Werkzeuges zu bedienen. Alle diese Leistungen des Priesters waren unentgeltlich.

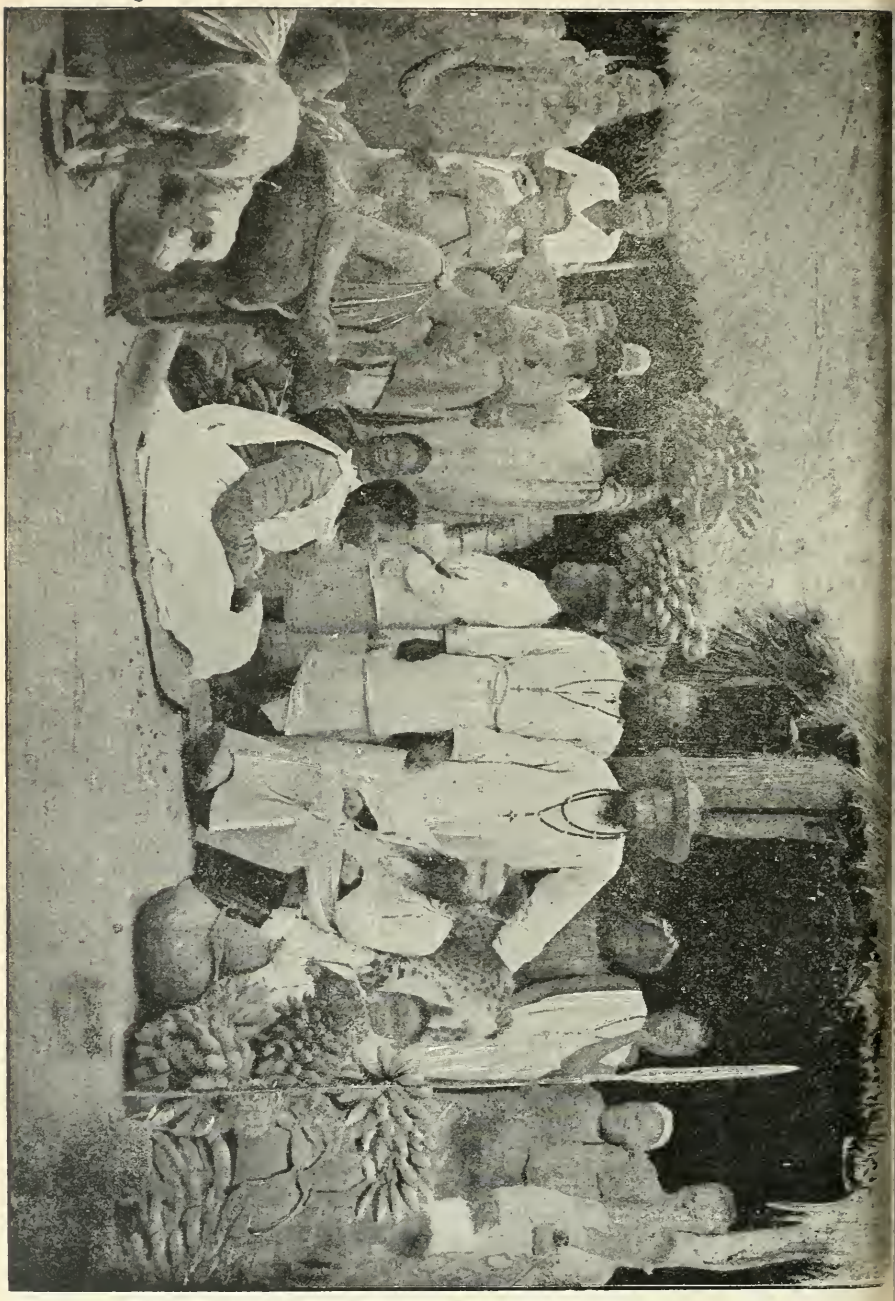
Zeit und Zweck des Opfers. Fünf Hauptopfer waren offiziell vorgeschrieben, und ihr Zweck sowie der Zeitpunkt genau bestimmt. Die einen wurden als Dank-, die andern als Bittopfer dargebracht; bei der Maisernte (Ostern) als Dankopfer, bei der Sorghoernte (Pfingsten) als Bittopfer zur Erlangung eines reichlichen Fischfanges; Ende des Hauptregenmondes (Christtag) gleichfalls als Bittopfer, damit die ausgestreute Saat gedeihe; Mitte des Haupttrockenmondes (Mariä Himmelfahrt) als Sühnopfer zur Besänftigung des zürnenden Gottes.

Außer diesen allgemeinen Opfern gab es jedoch, je nach den Umständen, Privatopfer, wie bei Krankheitsfällen und ähnlichen Nöten und Bedürfnissen.

Die Opfermaterie oder Opfergabe bestand in Mehl und Fischen; jedoch das eigentliche und kostbare Opfer war ein Hahn. Dieser mußte durchaus weiß sein und durfte keine farbige Feder noch Fehler oder Makel haben. — Pombespenden waren bei diesem Opfer ausgeschlossen.

Die Berufung des Volkes geschah dadurch, daß der Kapepa am Vorabend des Opfertages die Leute einlud, Mehl und Fische zusammenzutragen. Der Landeshäuptling selbst lieferte den Hahn.

Am Opfertage tritt ein Enkel des Priesters in die Hütte des Häuptlings, nimmt eine Handvoll Mehl, legt es auf einen Schemel, stellt diesen mit dem Mehl auf seinen Kopf und schreitet so, allen voran und den Zug eröffnend, zum Dorf hinaus nach der heiligen Stätte; ihm zunächst folgt der Häuptling, dann die Volksmenge. Während des ganzen Zuges bis zur Ankunft am Opferplatze schreien die Männer ununterbrochen: Wae, wae; wae, wae, und die Weiber erfüllen die Luft mit ihren Juju-Rufen. An der hl. Hütte angekommen, schreitet man zur Opferfeier oder Opferhandlung. Der Priester bzw., wie oben erklärt, dessen Enkel, ergreift den zum Opfer bestimmten weißen Hahn, und da er sich keines Messers bedienen darf, schlägt er ihn einige Male mit dem Kopf gegen den Stamm des hl. Baumes, legt ihn nieder und läßt ihn vollends sterben. Dann schneidet er ihm die Spitzen der Flügel am äußersten Gelenke ab. Diese Flügelspitzen werden in ungefähr 2 Meter Entfernung an einer als Seil dienenden Liane aufgehängt, deren Enden an Pfählen befestigt sind, welche aus einer besonderen Art Holz, Muinga genannt, bestehen. Die Liane ist so hoch ausgespannt, daß jeder unter ihr hindurchgehen kann, wozu alle Anwesenden verpflichtet sind. Dies Gerüste mit Liane, Pfählen und Flügelspitzen bleibt bis nach Vollendung des Opfers zurück, bis Wind, Waldbrand oder Fäulnis dasselbe zerstören. Der Hahn wird einfach in Wasser gekocht, ohne Zusatz



Bischof Guillermain † empfängt einen Vagandahäuptling.

von Salz oder sonstigem Gewürz. Ein Stück davon wird auf den platten Stein in der heiligen Hütte mit etwas Ugali (Breiknödel) und einem Körbchen ungekochten Mehles niedergelegt. Dieses Stück darf keine Knochen enthalten. Das übrige vom Hahn wird von allen Anwesenden gemeinschaftlich genossen. Die Kinder und die niedrigeren Volksklassen essen Fisch, statt Hahn. Nach diesem Mahl, das an die Agapen der ersten christlichen Jahrhunderte erinnert, nimmt der Priester mit der Hand ein wenig von dem geopferten Mehl und legt es auf einen Stein; dann tritt er aus der Hütte und bezeichnet zuerst sich selbst auf der Stirne mit einer senkrechten Linie von Mehl, dann in gleicher Weise alle Anwesenden der Reihe nach. Darnach nimmt der im hl. Baume wohnende Gott von einem Anverwandten des Priesters wirklichen Besitz. Dazu nähert sich der Betreffende dem hl. Baume, so daß der Gott ihn erreichen kann. So wie er sich bis auf Schrittweite genähert hat, stellt er sich plötzlich als Besessener. Der Häuptling bestreut ihm die Stirne und die Mitte des Leibes zwischen Brust und Bauch mit geweihtem Mehl, worauf sich der Besessene in die hl. Hütte flüchtet. Hier bindet er sich mit dem oben genannten Seil den Lendenschurz fest, damit bei den folgenden Gestikulationen niemand merken könne, daß er ein Mensch wie die andern ist, und betäubt sich etwas durch starkes Rauchen. Dann tritt er hervor; bald zittert er am ganzen Leibe, bald schläft er. In raschem Wechsel schreit und schweigt er, steht still und rennt umher, taumelt rückwärts und stürzt sich auf die in heiliger Scheu ihn umstehende Menge. Jetzt lacht er krampfhaft, und bald liegt er in den schauerlichsten Glieder- und Körperkonvulsionen; aus bleichem Schrecken und Zittern tritt er urplötzlich in die närrischsten Ausbrüche der Freude; man hält ihn für tot, so regungslos liegt er da am Boden, und auf einmal springt er hoch auf in die Luft. Jetzt horcht er wie in Verzückung auf die Stimme des sich ihm mitteilenden Gottes, um gleich wie in einem riesenhaften Zweikampf bis zur gänzlichen Erschöpfung mit ihm zu ringen, von ihm bezwungen und völlig in Besitz genommen zu werden. In diesem Zustande erhebt er sich geheimnisvoll, befiehlt den Nyampara (mwene muzi, Minister des Häuptlings) zu sich, und der gefürchtete Gott teilt diesem durch den Mund des Besessenen sein Orakel, Glück oder Unglück mit. Der Nyampara übermittelt die Orakel dem harrenden Volke. Jetzt ein gräßliches Verzerren des Gesichtes, ein gewaltsamer Ruck, und der Besessene hat den Gott abgeschüttelt. Das Opfer ist dargebracht, der Gott hat gesprochen, die Menge begibt sich auf den Heimweg.

Während mir Katanda dieses Opfer seines Stammes erklärte und ich die verschiedenen Notizen niederschrieb, fielen mir besonders die Residenzpflicht und die Art Zölibat, das Zusammenfallen der pflichtmäßigen Opfer mit der Zeit der katholischen Hauptfeste, die merkwürdige Vorschrift in Bezug auf Farbe und Fehlerlosigkeit des Opfers sowie die Pflicht der allgemeinen Teilnahme am Genusse desselben auf. Und wenn ich diese faktisch bestehenden Tatsachen den geschichtlichen Tatsachen gegenüberstellte: 1) daß vor Jahrhunderten die katholische Religion am Kongo in hoher Blüte und kirchlich-hierarchisch in voller Entwicklung stand, daß es dort selbst christliche Fürsten und Könige gab, welche in Anerkennung ihrer Verdienste um die Ausbreitung des Reiches Jesu Christi von den Päpsten mit Privilegien und Ehrentiteln ausgezeichnet wurden, ähnlich

denen des Kaisers von Oesterreich und der Könige von Spanien und Frankreich; 2) daß unsere ersten Patres am Kongo unter den Heiden eine Art Kommunion vorfanden, die darin bestand, daß man bei religiösen Zeremonien den Anwesenden Fleisch unter Brot (Ugali) verhüllt zu essen herumreichte; und 3) daß während der Jahrhunderte des Sklavenhandels bis in die jüngste Zeit herab dieses östliche Ufer des Tanganika vom Westufer her immer und immer wieder neu bevölkert wurde, so oft die mohammedanischen Sklavenjäger die ansässige Bevölkerung nach der Küste des Indischen Ozeans, und von da nach den großen Sklavenmärkten Aegyptens, der europäischen Türkei und Asiens exportierten, und daß tatsächlich heute noch der weitaus größte Teil der Bevölkerung unserer Missionen aus dem Kongo herübergewanderte Neusiedler sind — so glaube ich nicht weit fehl zu gehen, wenn ich annehme, daß wir hier vor zwar verwischten, aber doch reellen Resten und Erinnerungen aus einer Blütezeit der katholischen Religion stehen. Diese Annahme dürfte durch die Beobachtung erhärtet werden, daß hier in Karema, dessen Einwohner sämtlich vom andern Ufer herübergeholt sind, und in dessen weiterer Umgebung sich unter den Heiden die Sitte erhalten hat, daß sie in Todesgefahr, wie z. B. Mütter in schwerer Stunde, einer Alten ihre Sünden beichten. Solche Reste katholischen Christentums konnten sich hier um so leichter bis heute erhalten, als der Zeitabstand nur 3—4 Jahrhunderte beträgt, während es unbestritten feststeht, daß im Norden Afrikas sich solche Reste 12 Jahrhunderte durch den Haß des muselmännischen Fanatismus hindurchretteten, und daß unsere Patres bei den Arabern wie bei den Kabylen unverkennbare Ueberreste des dort herrschenden Katholizismus des V. Jahrhunderts vorfanden."

P. A. Hartmann.

Die Eingeborenensprachen in den afrikanischen Kolonien.

Ueberaus zahlreich sind in letzter Zeit Stimmen laut geworden, die von dem in den Kolonien sich betätigenden Weißen die Kenntnis der Eingeborenensprache verlangen. Man hebt hervor, daß für den holländischen und englischen Kolonialbeamten in Indien Sprachkenntnis als Grundforderung gilt, aber man denkt nicht daran, daß Indien dasselbe Sprachbabel ist wie eine jede unserer afrikanischen Kolonien, Südwestafrika vielleicht ausgenommen. Es handelt sich in Afrika nicht um die Frage nach dem Unterschied von Sprache und Dialekt, sondern nur darum, daß der europäische Beamte, Offizier oder Kaufmann*) sich in kürzester Frist mit der Sprache vertraut macht, die ihm vermöge ihrer Ausbreitung in der betreffenden Kolonie oder in dem betreffenden Bezirk am wertvollsten ist.

Am einfachsten liegen die Verhältnisse in Ostafrika, wo, wie die nachstehende Karte zeigt, das Suaheli als „lingua franca" (Verkehrssprache) von der Küste des Indischen Ozeans bis weit in den Kongostaat hinein verstanden und gesprochen wird (und zwar in der Form des Sansibar-Dialektes). Diese mächtige Ausdehnung ist einmal dem

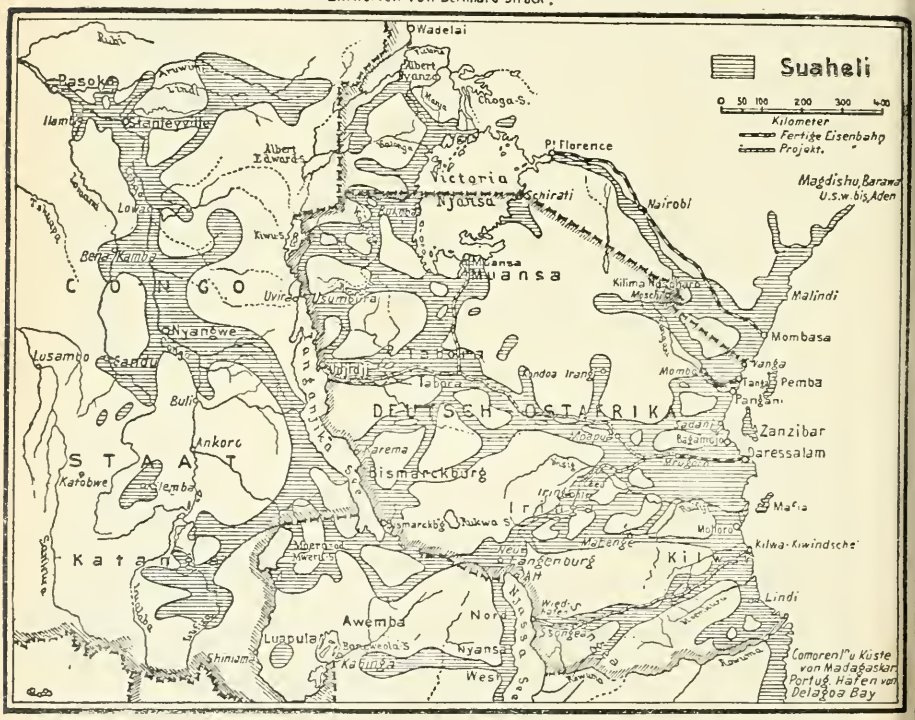
*) Daß der Missionar zunächst sich den um seine Station gesprochenen Dialekt aneignet und erst später die verschiedenen Dialekte zu einer Schriftsprache vereinigen kann, ist wohl selbstverständlich.

Unternehmungsgeist des Suaheli zu verdanken, wie er sich in Handelsreisen in das Innere und in der Annahme von Dienststellungen längs der ganzen Ostküste betätigt, dann aber auch den Zügen der arabischen Sklavenhändler und dem ihnen folgenden Islam; endlich den Missions- und Regierungsschulen, die zwecks einheitlicher Ausbildung ihrer Zöglinge, die den verschiedensten Volksgebieten entstammen, das Suaheli zur in Ostafrika herrschenden Schriftsprache gemacht haben. Sie verdrängt nicht die kleinen Sprachen des Binnenlands, wird aber als verbindendes Band und als Sprache der verbesserten Lebensart gern gelernt und verbreitet; zudem ist sie grammatisch den Binnensprachen nahe verwandt, und die arabischen Fremdwörter schmeicheln der Eitelkeit des eben mit dem weißen „Kansu" der Küstenneger bekleideten „Wilden". Nur wo, wie in Uganda, eine bedeutende Eigenkultur und eine ausgebaute, selbst wieder erobernd vorgehende Schriftsprache die Eingeborenen in sich befriedigt, hat das Suaheli keine Fortschritte erzielt. — In Togo, wo sich zwischen das große Ewegebiet im Süden und die immerhin nicht unbedeutenden Sprachen der nördlichen Landschaften ein Gewirr kleiner und kleinster, im Verschwinden begriffener und schon verschwundener Sprachgebiete einschiebt, strebt die Regierung mit Recht eine möglichst weite Ausdehnung der Ewesprache an und hat in der Mission, die den westlich von Lome heimischen Anglodialekt als Schriftsprache kultiviert, eine mächtige Hilfe gefunden; das seit den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts im mittleren und auch südlichen Teil erstarkte Tschi, das mit den Aschanti und den Missionaren von der Goldküste herüberkam, scheint neuerdings stark zurückzugehen, so daß z. B. nur die Frage nach der werdenden Verkehrssprache der nördlichen Bezirke offen steht: vielleicht gehört der um Sansane Mangu gesprochenen Temsprache die Zukunft. Man hat hier vielfach, wie ähnlich auch für Nordkamerun, die Bedeutung der Haussasprache überschätzt: Das Haussa ist die Sprache der eingeborenen Sudanhändler und der von Norden vordringenden mohammedanischen Welt, so daß sich sowohl in Togo wie in Kamerun in den meisten Plätzen bis zur Küste hinab Leute finden, die der Sprache mächtig sind. Aber Sprache des Volkes ist sie in keiner unserer Kolonien, zumal nicht bei den ackerbauenden Stämmen der nördlichen Gegenden von Togo oder Kamerun. Die Bedeutung des Haussa ist mit der des Suaheli nicht zu vergleichen. Im Norden Kameruns spielt für den Beamten und Offizier die Sprache des dort herrschenden Fulbe die Hauptrolle, für den Händler käme neben Haussa das trotz des Zerfalls von Bornu sich haltende Kanuri (die ehemalige Staatssprache dieses Reiches) in Betracht. Für die Küste und die mittleren Landesteile, wo vielfach eine ähnliche sprachliche Mannigfaltigkeit wie in Togo herrscht, haben die seit fast einem Jahrhundert

Suahelibon in Kansu.

als Zwischenhändler weit ins Innere gehenden Duala, unterstützt von den Bestrebungen der Mission, ihre Sprache durchgesetzt — wenigstens bei den Eingeborenen; die Europäer ziehen mit geringen Ausnahmen den Gebrauch des merkwürdigen Kru- oder Negerenglisch vor, das, wie an der ganzen Westküste, auch in Togo einst in Blüte stand, dort aber in raschem Absterben begriffen ist. Für die Waldgebiete des Südens muß auch das Negerenglische dienen, jedoch erringt sich neuerdings das Yaunde eine führende Stellung als Verkehrssprache bis gegen die Südostecke hin, wo es mit dem vom Kongo heraufgekommenen sogenannten

DAS SPRACHGEBIET DES SUAHELI IN
AEQUATORIAL-OST-AFRIKA.
Entworfen von Bernhard Struck.



„Bengala" sich begegnet. — Was endlich Südwestafrika betrifft, so wird wohl, wenn man von Ovamboland absieht, die Kenntnis der Eingeborenensprachen, nämlich Herero und Namahottentottisch, für den Offizier und Beamten nicht mehr erforderlich sein; denn durch den Krieg sind die Eingeborenen — bedauerlicherweise — so stark dezimiert worden, daß es sich nicht mehr lohnt, deren Sprachen als Verkehrssprachen in Betracht zu ziehen. Es wird vielmehr darauf ankommen, allmählich das seit einigen Jahrzehnten in der Kolonie sehr verbreitete Kapholländische durch das Deutsche zu ersetzen. Mit der stärker werdenden Besiedlung des Landes durch Deutsche wird dies in nicht zu ferner Zeit von selbst geschehen.

Von Ewe, Nama und Yaunde abgesehen, sind diese deutsch-kolonialen Verkehrssprachen nicht das, was man gewöhnlich schwer nennt; immerhin sind sie mechanisch nur in ganz unvollkommener Weise zu erlernen. Wem für seine koloniale Vorbereitung die genügende Zeit zur Verfügung steht, ist an der Berliner Universität im Seminar für orientalische Sprachen Gelegenheit geboten, die meisten dieser Sprachen, nämlich Suaheli (dies jetzt auch am Hamburgischen Kolonialinstitut), Haussa, Fulbe, Ewe, Tschi, Duala, Herero und Nama zu studieren, und bei dringender empfundenem Bedürfnis mögen hoffentlich recht bald auch Yaunde und Negerenglisch gelehrt werden. Darf man sich auch über das Maß der so erlangten praktischen Sprachfertigkeit keinen Illusionen hingeben, so ist doch der Wert der theoretischen Durchdringung einer afrikanischen Sprache, namentlich solange man noch fern dem Einfluße der tropischen Sonne, in den heimischen Arbeitsverhältnissen steht, nicht zu unterschätzen. Und wenn der Kolonialpionier erst draußen auf afrikanischem Boden in der Praxis steht, so wird es ihm mit Hilfe der zu Hause erworbenen theoretischen Kenntnisse nicht allzu schwer werden, sich in die Eingeborenensprache einzuleben.

(Bernhard Struck in „Kolonie und Heimat".)

Bunte Bilder aus dem Missionsleben.

Von P. P. Schumacher, Kabgaye (Deutsch-Ostafrika).

II.

„In der Hand die fromme Waffe,
Die mit Mut beseelt den Schwachen,
Die durch Huld bezwingt die Völker,
Und besiegt, um frei zu machen."

Wir hatten die fünf großen Sümpfe am zweiten Marschtage glücklich überschritten, als wir in der Nähe der Mission ankamen. Auf einen Neuling wirkt der plötzliche Anblick einer Leiche am Wege etwas sensationell. Dies Schauspiel bot sich uns hier. Es war die Leiche eines Mutwa, also eines Eingeborenen aus der Zigeuner- oder Pariakaste hierzulande. Auf mein Befragen erfuhr ich, daß es sich um einen Dieb handelte, dem man tags vorher, als er gerade die sozialistischen Theorien von Gütergemeinschaft praktisch anwandte, durch einen Akt der Selbstjustiz einen dicken „Strich durch die Rechnung" gemacht hatte. Ein solcher „Strich" wird gewöhnlich mit einem gehörigen Knüttel gezogen, und zumal ein paar Schläge in Genick, Nacken oder die Magengegend sollen ihre augenblickliche Wirkung nicht verfehlen. Der Gedanke an die nahe Mission stellte mir besonders lebhaft den Gegensatz vor Augen: „Hie Christ — hie Heide!"

Eine weitere halbe Stunde geht es vorwärts durch leidlich bebaute Felder, als wir mit einem Male eine schön gepflegte Promenade betreten, die sich durch Bananenhaine hinzieht. Rechts und links grüßen die freudestrahlenden Gesichter schwarzer Christen und Katechumenen; alle sind sie eben damit beschäftigt, ihre Batatenfelder zu bewirtschaften, in des Herzens Frieden und Genügsamkeit ihre runde Hacke schwingend.

Jedem Besucher — soll ich mein eigenes Empfinden aussprechen — muß die vollständige Umwandlung im gesamten Wesen einer Bevölkerung auffallen, die die Wohltat einer normalen Zivilisation auf christlicher Grund-

lage genoß, und gerne denke ich dabei an jene Stelle aus den „Gesprächen mit Goethe“: „Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit immer wieder sich emporgearbeitet hat, und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über alle Philosophie erhaben und bedarf von ihr keine Stütze.“

Die einfache Promenade erweitert sich zu einer prächtigen Eukalyptus-Allee, aus deren perspektivischem Mittelpunkte bereits die Missionsgebäude herüberblicken, saubere, einfache, mit Säulenveranden versehene Ziegelbauten, alle in ansprechender Symmetrie zu beiden Seiten der mächtigen Kirche als Mittelpunkt aneinander gereiht. Wir haben kaum den geräumigen Vorhof erreicht, als es uns in lichten, nein, schwarzen Scharen grüßend, jubelnd, hüpfend, gestikulierend entgegenströmt.

Wir lenken unsere Schritte gleich zum Gotteshause. Von außen scheint die ungeheure Breite nicht im richtigen Verhältnis zur Höhe zu stehen — ein Erfordernis des leichten Baumaterials, wie man mir erklärt, das sich zu irgendwie beträchtlichen Höhenbauten nicht eignet — aber wie heimelt es einen im Innern an! Die wuchtigen Pfeiler mit den leichtgeschwungenen Spitzbogen, Fenster und die sonstige Architektur, alles ist im selben einheitlichen Stile durchgeführt! Von den Seitenschiffen dringt gedämpftes Dämmerlicht herein, und man fühlt sich gleich von der Weihestimmung des Gotteshauses erfaßt. Andächtig schleichen schwarze Gestalten gleich unfaßbaren Schatten im Halbdunkel geräuschlos über die Grasteppichlager, und es wird einem, als müßte die Seele in einem Hymnus sich ergießen. Ehre jenen Männern, die in unentwegter, weltvergessener Müh' und Arbeit, inmitten der afrikanischen Wildnis, einzig auf sich angewiesen, dem Herrn Himmels und der Erde ein derartiges Monument errichten konnten!

Zwischen den Häuserreihen und weiter außerhalb der Ringmauer befinden sich die Missionsgärten und sonstige Pflanzungen. Dort werden die meisten europäischen Gemüse gezogen; ferner Weizen, Buchweizen, Kartoffeln, einheimische Getreidearten und Knollengewächse, Zier- und Nutzhölzer, Fruchtbäume; selbst kleine, aber schon tüchtig tragende Kaffeebäumchen nimmt das Auge wahr. Diese Plantagen werden von den Schwarzen selbst unter Anleitung der Missionare angelegt, da letztere wegen der sonstigen, kaum zu bewältigenden Missionstätigkeit sich nur flüchtig diesen Unternehmungen zuwenden können.

In den Werkstätten sind unsere Handwerker emsig an der Arbeit. Zumeist werden Zimmer-, Schreiner- und Maurermeister unter Aufsicht des Bruders herangebildet, welch letzterer selbst in allem Meister sein oder sich doch in allem zum Meister machen muß. Der liebe Gott hilft denn auch wohl ein bißchen mehr nach als gewöhnlich, und so geht die Sache schließlich gut vonstatten. Freilich kostet eine derartige Heranbildung von Negern zu nie gesehenen und kaum geahnten Wunderleistungen manchen Seufzer, manchen Schweißtropfen und — Geduld, eine Geduld, die sich am Ende ihrer selbst nicht bewußt wird. Und es geht doch! „Tutt' i giorni un passo*); endlich steht's Wunder vor uns:

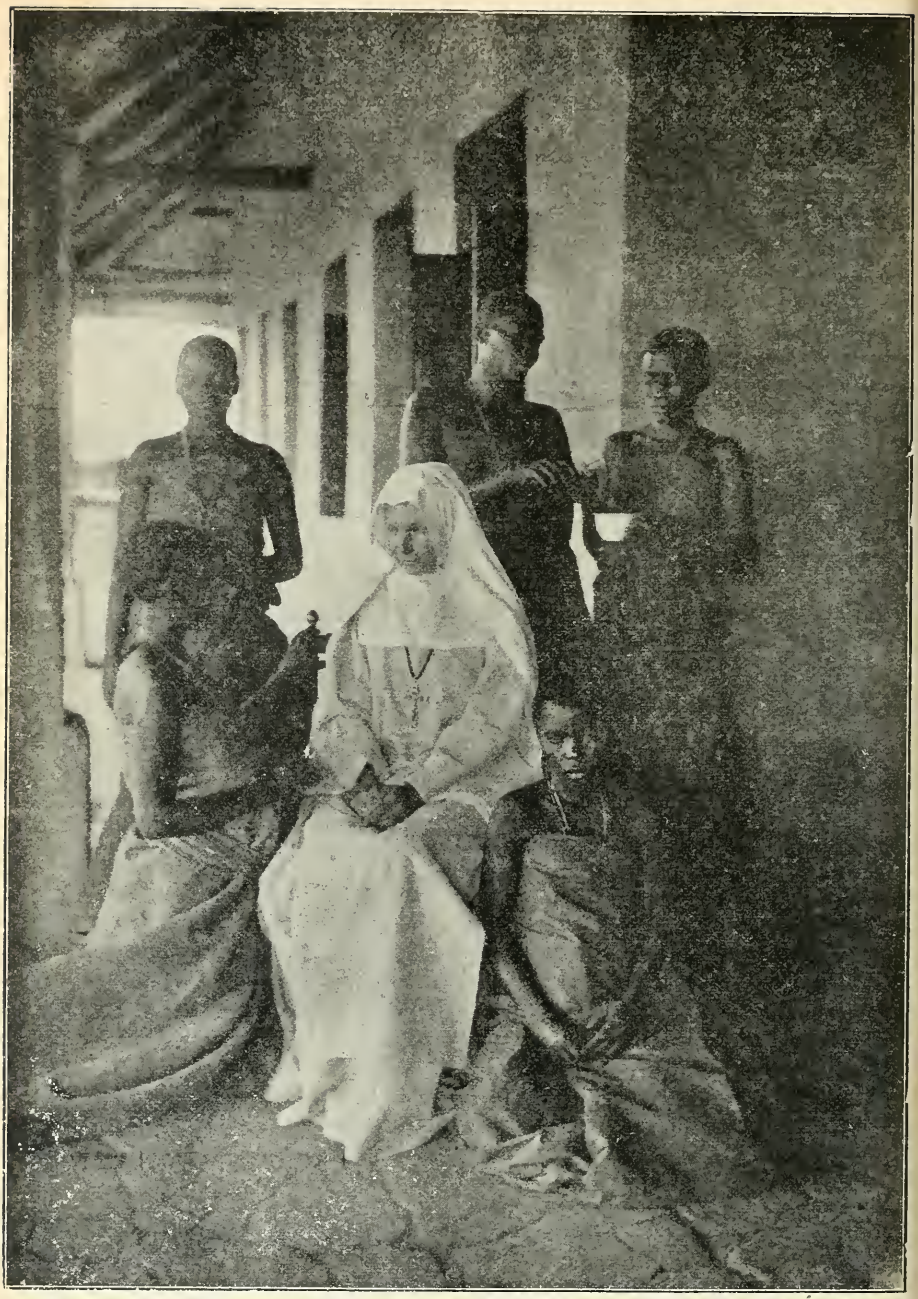
„Mit Geduld und Zeit
Wird's Maulbeerblatt
Zum Atlaskleid.“

*) Schritt für Schritt.

Der Neger sieht nämlich immer nur das sinnlich Nächste: An logische Verknüpfungen gewöhnt er sich nur allmählich.

„Gib mir den Hammer!“ mahnst du und hältst dein Brett zum Festnageln bereit. Getreulich überreicht der Mohr dir den Hammer: „Da hast du dein Begehr!“ Um nun aber seine linke Hand anzuregen, welche dir auch den Nagel reichen soll, bedarf es einer weiteren Aufforderung, und so hundertfünfzigtausendmal im Tag an den dreihundertfünfundsechzig Tagen des Jahres, Sonn- und Festtage meinetwegen ausgeschlossen, so daß dir am Silvesterabend die Haare aus dem Haupt zu springen drohen. Bist du aber ein Missionar von echtem Schrot und Korn, so muß die Einladung beim dreihundertfünfundsechzig mal hundertfünfzigtausendsten Male genau mit dem nämlichen Gleichmut geschehen wie beim ersten Male, sonst stürzt deine Plötzlichkeit den gutwilligen dummen Jungen in eine derartige Verwirrung, daß er nichts mehr hört und sieht. Geduld heißt also Zeitgewinn. Bei ausgereifter Tugend wird diese Handlungsweise einem dann schließlich so mechanisch unbewußt, wie wenn man beim Gehen einen Fuß vor den andern setzt; ja, man könnte aus dem moralischen Gleichgewicht geraten, wenn der Neger den Schluß vom Hammer auf den Nagel endlich findet und dir gleichzeitig Hammer und Nagel darreicht. Es macht den Eindruck einer Ueberstürzung! O, das liebe, gemütliche Afrika, das einem so lebhaft die „gute alte Zeit“ ins Gedächtnis ruft! Im Kulturlande bestellt man ein Buch. Ist es am zweiten Tage noch nicht da, so dämmern schon schwarze Gedanken bezüglich der Leistungsfähigkeit des Buchhändlers, der doch in großen Lettern „prompteste Bedienung“ zusichert. Am dritten Tage ist sicher schlechterdings das gesamte Kaiserliche Postwesen verpfuscht. — Wie anders doch im gemütlichen Afrika! Sind einmal ein paar Jährchen seit der Bestellung verflossen, so erhebt man sein Haupt und denkt: Das Buch wird jetzt wohl bald ankommen! Neuerdings vergeht ein halbes Jahr — da ist es! „Neu! Aktuell! Brennende Tagesfrage!“ — Aber es ist da! Und nachdem die Tagesfrage in Bulaya (Europa) längst vergessen und im Tagesbrand längst als tote Asche in den Wind verstreut wurde, geht sie im Tropenlande wieder in jugendlichen Flammen auf.

Dem werten Leser mag scheinen, daß ich in Anbetracht der schwächeren Wirkung auf so bedeutende Strecken, wie sie zwischen ihm und uns liegen, das Kolorit etwas stark auftrage. Ich will nicht leugnen, daß ich im vorstehenden, wo ich von den Leistungen unserer Neger spreche, die Elite unserer Geisteskräfte geschildert habe, die sich zu derartigen Leistungen erschwingen können, und von denen unser Wilhelm recht drastisch sagt: „Das ist Schafskopf!“ In manchen Augenblicken, besonders wenn ich über die Wunder von Bulaya erzähle, kommt ihm, dem bildungsdurstigen Neger, die Inferiorität der schwarzen Rasse mit zwingender Gewalt zum Bewußtsein, und er ruft aus: „Ihr Weißen hattet allen Verstand schon eingesäckelt, als wir erst an die Reihe kamen!“ Dann greift er nach dem Salznapf auf dem Tisch, schüttelt ein Körnchen heraus und meint: „Das winzige Salzkörnchen bedeutet unsern Verstand, und diese große Salzdose den eurigen.“ Der Missionar kann sich mit Schmerz einer gewissen Zustimmung nicht entschlagen und denkt an den folgenschweren Fluch, den einst Noe über Cham und seine Nachkommenschaft aussprach. Was man auch in phantasievollen Phrasen über Afrika und seine Bewohner



Ehrw. Mutter Claver, † in Mpala, Oberkongo (24. 8. 1907).

gefaselt und gedichtet haben mag, eines bleibt wahr: Der Fluch Chams bewahrheitet sich an Land und Leuten. Das Land bietet dem Auge, mit einzelnen Ausnahmen, meist unermeßliche Oeden, und willenlos beugt der Neger seinen Nacken unter das Sklavenjoch. Wo man auch nur hinblicken mag, überall findet man den Neger in dienstbarer Stellung, vom Träger an, der monatelang die Lasten des Weißen fortschleppt, bis zum „Mohren", der als Boy und Küchenfee fungiert. Es kann freilich ein Trost für die Afrikaner bleiben, daß wir alle Adam zum Vater haben; zuweilen berufen sich meine Leute selbst im Scherz auf ihn. Stößt einer auf Reisen mit dem nackten Fuß gegen einen Stein, so daß das Blut herausströmt, so spricht er beruhigend: „Sikintu!" „Oh! Es ist nichts! Es ist bloß ein Nagel aus dem Adamsschuh gefallen!"

Du kannst nun dem Missionar nachempfinden, werter Leser, welch ein Trost es für ihn sein muß, wenn er allmählich, dank seiner Arbeit, ein verkommenes Geschlecht zu einem menschenwürdigern Dasein erstehen sieht! Allein Mühe und Aufopferung kostet es!

Man hat hie und da die Vorstellung, daß der Missionar nur als lichter Friedensengel zu erscheinen brauche, um ungezählte Massen heilsbegieriger Seelen um sich zu scharen. Man muß die menschliche Natur schlecht kennen, um sich derartigen Illusionen hinzugeben. Ehe die armen Leute von der Erhabenheit unserer hl. Religion hingerissen werden, müssen sie dieselbe zunächst schätzen lernen. Bis dahin wird der Missionar nur zu oft gefürchtet und scheu gemieden. Wie der gute Hirt, so muß auch der Glaubensbote sich dazu bequemen, die verlorenen Schäflein in Wüsten und Dorngestrüpp aufzusuchen. Regelmäßig machen daher die Missionare ihren Ausflug in die umliegenden Ortschaften, um mit Aufbietung aller Herzensgüte, die ihnen das traurige Los der Allerverlassensten nur einflößen kann, die Herzen mit sanfter Gewalt an sich zu ziehen. Dieses Verfahren erheischt gewiß selbstloseste Geduld und Hingabe. Manchmal muß man es sogar über sich ergehen lassen, von diesen armen Menschen hochmütig behandelt zu werden, als ob wir, durch die Not aus Europa vertrieben, nunmehr bei ihnen Beute suchten und ihr Land aussaugen wollten. Auch dann heißt's, ruhig bleiben und sich nicht aufregen, „denn", sagen sie sonst, „der Starke regt sich nicht auf." Du würdest sie also lediglich in ihrer Ansicht bestärken. Wie sollten sie auch deine Kultur würdigen, da sie im wahrsten Sinne des Wortes kein „Auge" dafür haben, kein entsprechendes Sinnesorgan. Wie heißt es doch wieder so schön in den „Zahmen Xenien":

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken."

Allmählich übt das christliche Leben und Wesen denn doch seinen überwältigenden Einfluß aus. Die Leute gewinnen Zutrauen, vorerst diejenigen, die „mühselig und beladen" sind; sie eilen zu demjenigen, der den „Armen das Evangelium" predigt. Die Großen und Mächtigen und solche, die es zu sein wähnen, verfolgen noch lange im Missionar eher ihren Gegner. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!" — So schart es sich von Tag zu Tag dichter um den Missionar, und hier in Issavi, das bereits gut über tausend Christen zählt, ist es zur Zeit der Unterrichtsstunden sehr lebendig. Von Nord und Süd, von Ost und West strömen

die Heilsbegierigen herbei, und man weiß der Arbeit kaum zu genügen. Die Patres nehmen es mit dem Unterricht sehr ernst. Es ist uns weniger darum zu tun, mit glänzenden Zahlen zum Staunen der Welt auf den Jahresberichten zu prangen, als wohlunterrichtete, solide Christen heranzuziehen. Es wäre uns z. B. ein leichtes, wollte man sich dem langwierigen, eingehenden Unterrichte entziehen, die Christenzahl hier und anderswo im Handumdrehen um viele Hundert zu vermehren. Nach dem Unterricht widmet sich der Pater längere Zeit den einzelnen, und jeder darf da seine Herzensanliegen, seine Schwierigkeiten vortragen. Das wird dann eine Art pädagogischer Kleinarbeit.

Was diese Methode aber dem Missionar an Arbeit aufbürdet, das kann sich der Leser denken. Nachdem man drei Stunden Religionsunterricht, Predigt u. dgl. gehalten hat, gilt's auch noch, einen jeden in Privataudienz zu empfangen. Dabei ziehe ich Verwaltungsämter, tägliche Heimbesuche, Bauten u. dgl. nicht einmal in Betracht. Natürlich können die Patres an einem Tage nicht alle anhören, aber man ersieht doch, welch ein unbegrenztes Arbeitsfeld sich ihnen eröffnet, und daß man in der Mission, wenn irgendwo, nie mit dem wohltuenden Bewußtsein zur Ruhe gehen kann: „Ich bin fertig!"

So mühsam dies Werk der Privataudienzen ist, so wirksam erzeigt es sich auch für das eigentliche Missionswerk. Hier lernt der Neger seine Scheu vor dem Missionar ablegen; hier werden seine Vorurteile zerstreut, und in die Nacht seines Aberglaubens dringt der erlösende Strahl der Wahrheit. In solchen Zwiegesprächen bringt man es fertig, sich dem Auffassungsvermögen des einzelnen anzupassen, während bei Massenunterricht die Wahrheitskörner entweder auf unempfängliches, oder wegen der Zerstreutheit dieser an kein Nachdenken gewöhnten Naturvölker überhaupt auf kein Erdreich fallen. Aeußerst fruchtbar ist also diese Arbeit — doch den armen Missionar gewissermaßen physisch und moralisch erschöpfend, da dieselbe Methode bei allen ins Endlose zu wiederholen ist. Trotzdem mußt du den letzten mit demselben freundlichen Interesse empfangen wie den ersten, sonst schließen sich die Herzen gleich den Blümelein bei Frühlingsfrost.

Allgemach werden dann die Leute von christlichem Geiste durchdrungen. Ehe noch die jungen Katechumenen die hl. Taufe erhalten haben, erglüht in ihnen ein erfreulicher Eifer, auch andere dem wahren Glauben zu gewinnen, und so wird ein jeder wiederum zu einem kleinen Zentrum christlicher Kulturförderung. Wenn des Tages Arbeit ruht, versammeln sie sich nächtlicherweile in ihren dunklen Grashütten um die lodernden Feuer, und dort wird der Katechismus aufgesagt, oder man singt die frommen Lieder durch, die bei uns geübt wurden.

Der Neger ist nämlich ein großer Sänger vor dem Herrn, und wenn er auch, bindet man sein Organ an unsere europäischen Melodien, in der streng wissenschaftlichen, chromatischen Tonfolge manchmal einen Greuel der Verwüstung anrichtet, so ist er doch von Natur zum Singen veranlagt und dichtet und singt zu gleicher Zeit. (Es ist interessant, zu bemerken, daß der Neger durchschnittlich unter den von uns eingeführten Gesängen den Choral bevorzugt.) Auf diese Weise bildet sich mit der Zeit eine multitudo credentium, eine Menge von Christgläubigen heran, die dem offiziellen Unterricht bei den Patres zuströmt.

Dieser Unterricht wird mit dem Morgengebet eröffnet und mit dem Abendgebet wieder beschlossen, so daß die täglichen Gebete sich dem Gedächtnis gleichsam spielend einprägen. Dann wird der Katechismus Wort für Wort aufgesagt, und nachher legt der Pater das Gelernte erklärend aus. Auch übt man das eine oder andere Lied ein. Oftmals bekommt man in diesem Unterricht Antworten zu hören,

„Daß das Hirn im Kreise treibt,
Und das Haar empor sich sträubt."

Manchmal trägt der Umstand die Schuld, daß für in der Landessprache nicht vertretene Begriffe fremdsprachliche Wörter eingeführt werden mußten, von denen der Neger sagen muß: „Das ist Spanisch für mich!" Aber eine Antwort bleibt er dir nie schuldig, müßte er auch auf Adams Zeiten zurückgreifen; Sinn und Zusammenhang ist ihm in seiner bedrängten Lage ganz Nebensache.

Doch wenden wir uns den eigentlichen Christen von Issavi zu. Die hl. Taufe wird bekanntlich nach vierjährigem Unterricht und ebensolangem einwandfreien Lebenswandel gespendet. Dies letztgenannte Erfordernis ist sogar den Heiden bekannt; sie verbinden mit dem Begriff „Christ" oder eines solchen, der es werden will, auch den weitern eines tadellosen Wandels, derart, daß ihnen, so schlecht auch ihr eigener Wandel sein mag, das geringste Verschulden von seiten eines einfachen Katechumenen zum Aergernis wird.

Kleine Mitteilungen.

Vom Vatikan. Neue geistliche Vorteile der St. Petrus Claver-Sodalität verliehen durch Se. Heiligkeit Papst Pius X. Am 14. April vormittags wurde die General-Leiterin der St. Petrus Claver-Sodalität, Gräfin Ledóchowska, von Se. Heiligkeit in Privat-Audienz empfangen. Selbe erstattete dem Heiligen Vater Bericht über die Entwicklung ihres Werkes, legte den Bericht vor über die im Jahre 1908 von der Claver-Sodalität in die afrikanischen Missionen verschickten Summen (M 173234,62) und übergab dem Heiligen Vater zwei von der Sodalität soeben herausgegebene Katechismen in den Negersprachen Kisuaheli und Kichaga, beide bestimmt für das apost. Vikariat Bagamoyo in Deutsch-Ostafrika. Se. Heiligkeit zeigte sich über alles sehr erfreut und gewährte der St. Petrus Claver-Sodalität neue große Begünstigungen: Er erteilte einen speziellen Segen allen denen, die sich in den von der Sodalität neu errichteten „Meßbund für Afrika" einschreiben lassen und schrieb sich eigenhändig in diesen Meßbund*) ein. Sodann gewährte er, daß alle Priester-Förderer der Sodalität mit Einwilligung ihres Ordinarius für die Zeit ihrer Wirksamkeit zu Gunsten der Sodalität die Rosenkränze mit den sogenannten „Kreuzherrn-Abläßen" versehen können.

Ein seltsames Abenteuer mit einer Riesenschlange wird von der Tochter eines englischen Offiziers, die in Natal lebt, im ‚Wide World Magazine' erzählt. Mrs. K. Compton war eine begeisterte Harmoniumspielerin, und oft pflegte sie die kleine, einsam gelegene Kirche in der Nähe ihres Hauses zu besuchen, um dort am Harmonium die Freuden der Musik zu genießen. Es war am Weihnachtsabend; wieder war sie am Nachmittag in die Kirche gegangen, ihr Bruder Malcolm hatte sie eingeschlossen und wollte sie nach zwei Stunden wieder abholen. In dem kleinen Gotteshause waren zur Weihnachtsfeier reiche Blumenmengen

*) Der einmalige Beitrag zum Meßbund beträgt 1 M. Betreffs Einschreibung und Statuten wende man sich an die Filialen der St. Petrus Claver-Sodalität, München, Türkenstraße 15/II, oder Breslau, Hirschstraße 33.

aufgestellt, und durch einen kleinen Wald duftender Blüten ging Mrs. Compton zu ihrem Harmonium und begann einen Choral zu spielen. „Plötzlich, während des Spieles, überkam mich ein unerklärliches Gefühl der Beklemmung, und zugleich hörte ich es hinter mir zwischen den Blumen und Aesten rascheln. Ich wandte den Kopf zurück und sah in der Tat die Blätter sich bewegen. Vor Entsetzen war ich unfähig, einen Laut auszustoßen; unwillkürlich und mechanisch spielten meine Finger auf den Tasten weiter. Ich war eine Gefangene, die Tür war verschlossen. Was war dort versteckt zwischen Blumen und Blättern? Nicht lange sollte ich im Zweifel bleiben.

Zwischen den Blumentöpfen hervor wand sich der schillernde Körper einer gewaltigen Riesenschlange. Ganz langsam, Zoll um Zoll, den Kopf weit aufgerichtet, näherte sich das Reptil. Der Kopf glitt hin und her, als suche er zu ergründen, woher die seltsamen Klänge kamen. Ich hatte das Gefühl, als erstarrte mein Blut, aber zugleich wußte ich doch, die einzige kleine Rettungsmöglichkeit lag in der Musik. Und so spielte ich und spielte. Mit Grauen sah ich, wie die Schlange mit bleierner Langsamkeit, aber unabwendbar sich mir näherte und lauschte, die flackernden, grünlich schillernden Augen unausgesetzt auf mich gerichtet. Wehrlos und hoffnungslos sah ich so das Schicksal mir nahen, und ich konnte nichts tun, als das Furchtbare, das kommen mußte, wenigstens um Minuten hinausschieben. Das Gefühl für Zeit hatte ich verloren, ich durchlebte entsetzensvolle Ewigkeiten, und dabei sah ich, wie das Tier gemächlich lauschte, um dann wieder ein kleines Stückchen näher auf mich zuzukommen . . .“ Nach zwei Stunden kam der Bruder zurück. Als der Schlüssel in dem rostigen Schlosse knirschte, wurde die Schlange unruhig, und in zorniger Erregung zuckte der Kopf hin und her. Mrs. Comptons Lieblingshund, eine kleine Bulldogge, hatte den Bruder begleitet und stürmte nun durch den Türspalt, die Herrin zu begrüßen. Er sieht die Schlange, und ein zorniges Bellen mischt sich in die Klänge des Harmoniums. „Dann ein Vorwärtsschnellen der Schlange, ein verzweifeltes, schrilles Aufheulen des armen Hundes — mehr sah ich nicht, denn ich war hinausgestürzt, riß meinen Bruder mit mir und warf die Tür zu. Von drinnen tönte das gellende Klagen meines armen Hundes, der für mich starb. Aber Rettung war unmöglich. Erst eine halbe Stunde später, als mein Bruder sein Gewehr geholt hatte, ereilte das schreckliche Reptil sein Schicksal . . .“

Abessinische Heilkunst. In den Mitteilungen der italienischen geographischen Gesellschaft wird ein interessanter Bericht veröffentlicht, den Dr. Lincoln de Castro über die im Reiche des Negus angewandten Heilmethoden und über den Stand der ärztlichen Kunst in Abessinien erstattet hat. In der Regel sind es erfahrene Eingeborene, die sich mit der Ausübung der Heilkunst beschäftigen und bei ihren Landsleuten zum Teil große Berühmtheit genießen; aber daneben treiben erfindungsreiche Schlauköpfe ihr Wesen, die sich ohne Bedenken „Hakim“ nennen, die Kurpfuscher Abessiniens, die von der Gläubigkeit der Bevölkerung ein bequemes Leben führen. Einer ihrer Hauptefekte ist die Ausführung von „Operationen“, sei es nun die Entfernung der Kugel aus einer Wunde, sei es die Beseitigung der bösen Insekten, die nach dem Volksglauben ins Ohr kriechen und das Ohrensummen und die Ohrschmerzen hervorrufen. Der Hakim legt dann ein Rohr an die Wunde oder an das Ohr, und nun beginnt er mit aller Anstrengung am andern Ende des Rohres zu saugen. Die Operation glückt unfehlbar. Nach einer Weile angestrengter Arbeit kann man sehen, wie der eifervolle Chirurg je nach dem Erfordernis des Falles entweder ein Bleistück ausspuckt oder die schlimmen Insekten, die im Gehirn des Kranken ihr Quartier aufgeschlagen hatten.

Die abessinische Heilkunde, auch die mit ehrlicher Absicht geübte, ist außerordentlich kompliziert. Das Ausbrennen mit glühenden Eisen spielt eine große Rolle, und bei den meisten Krankheiten gipfelt die Kunst der Aerzte in der Anwendung des glühenden Eisens. Gegen Kopfschmerzen geht man gewöhnlich mit Schröpfen vor, sei es an den Schläfen, sei es am Nacken. Auf die Wahl der Instrumente legen die Heilkünstler dabei kein besonderes Gewicht, sie schneiden mit allem, was ihnen in die Hände kommt, mit Messern, mit Eisen- oder Blechstücken oder mit den Scherben einer zerbrochenen Flasche. Der Kropf, der in gewissen Gegenden des Landes sehr verbreitet ist, wird durch Tätowierungen bekämpft. Gegen gastrische Leiden, Magen- oder Atembeschwerden geht man mit zerlassener Butter vor, von der die Patienten ansehnliche Quantitäten trinken müssen. Sehr oft werden Ausartungen des Gaumenzäpfchens beobachtet, die dann meistens durch

eine Schlinge aus feinem Pferdehaar beseitigt werden. Bisweilen bedienen sich die Chirurgen dabei auch eines Metallhakens, mit dem sie das Zäpfchen gegen die Schneide eines Messers bringen, um dann mit einem kurzen Schnitt das Glied zu entfernen. Wunden werden mit siedender Butter behandelt, die den Blutfluß hemmt; man verfügt dabei über Mittel, die die Wirkung der Hitze aufheben. Für Knochenbrüche werden sinnreich erdachte Apparate konstruiert, aus Stäben, Bändern und Schlingen. Bei der vulkanischen Beschaffenheit des Landes gibt es außerordentlich viel heiße Quellen; der Abessinier hat großes Zutrauen zu der Wirkung von Dampfbädern, und fast überall bei den Quellen findet man Kirchen und Unterkunftsräume für die Heilbedürftigen. Zu gewissen Zeiten des Jahres finden große Pilgerfahrten von Kranken und insbesondere von Aussätzigen statt. In Finfinni, in der Nähe von Addis Abeba, entspringt eine außerordentlich heiße Quelle, die Magnesia enthält und eine Temperatur von 90 Grad Celsius entwickelt. In der Nähe hat der Negus sich ein kleines Haus errichten lassen, in dem er alljährlich einmal seine „Kur" durchmacht.

Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

Der Lindenmüller. Preisgekrönte Volkserzählung von Katharina Hofmann. 12° (VI u. 248). Herder, Freiburg 1907. M 2.—; geb. in Leinwand M 2.50.

Die vorliegende preisgekrönte Erzählung entnimmt ihren Stoff dem süddeutschen Volksleben. Von der Unwahrhaftigkeit und falschen Sentimentalität mancher sog. Volkserzählung findet sich keine Spur, sondern hier pulsiert wirkliches Volksleben; Gestalten wie der prächtige Invalide Melcher Brenner, der bäurisch eigensinnige, hoch hinauswollende Lindenmüller, der jüdisch-schlaue, sonst nicht unsympathische Hausierer Moses, leben und leiben auch heute noch im Volke. Die Erzählung hält sich nicht lang bei Reflexionen auf, sondern schreitet ununterbrochen fort in der Handlung, die sich äußerlich an den deutsch-französischen Krieg anlehnt. Mit ihrer tief sittlichen Tendenz, ihrem klaren, künstlerischen Aufbau und ihrer untadeligen Form eignet sie sich trefflich zur Aufnahme in die Familien- und Volksbibliotheken.

Wachholder-Geist gegen die Grundübel der Welt: Dummheit, Sünde und Elend. Von Alban Stolz. — Mit vielen Bildern. (XII u. 476) M 2.60; geb. M 4.—. (Der gesammelten Werke 12. Band.)

Eine Sammlung von fünf „Kalendern für Zeit und Ewigkeit". Wie der Sammeltitel sagt, will der Verfasser in ihnen gegen die Grundübel der Welt: Dummheit, Sünde und Elend, Arzneien bieten. Mit jedem Jahre wächst der Kreis der Verehrer der Stolzschen Schriften. Nicht nur im katholischen Volke finden letztere mehr und mehr Eingang, auch unter den gläubigen Protestanten hat Stolz viele Leser gefunden. Auch heute gilt, was sein Biograph Hägele schreibt: „Daß Stolz' Schriften im protestantischen Deutschland fleißiger gekauft wurden, als im katholischen, ist eine etwas wunderlich klingende, jedoch feststehende Tatsache."

Das Kind Mariens. Sein Leben und sein Tod. Aus dem Französischen übersetzt. Mit 24 Stahlstichen. Achte Auflage. 24° (VI u. 48) Herder, Freiburg 1908. M 1.40; geb. M 1.70 und M 1.80.

Das Büchlein zerfällt in 24 Kapitel, die das Kind Mariens auf seinem Lebenswege, bei seinen religiösen Uebungen, wie bei seinen Arbeiten und seinen Erholungen, in Freuden und Leiden geleiten sollen. Jedes Kapitel enthält neben zwei Stoßgebetlein zur allerseligsten Jungfrau eine kurze Aufmunterung aus dem Munde Mariä und eine etwas längere Ermahnung oder Anweisung zu rechter Lebensführung für das Marienkind. Zu jedem Kapitel gehört ein Stahlstich. Die Unterschriften und die Rückseiten dieser Bilder bieten den französischen Text.

Das kleine Familienhaupt. Von Zenaïde Fleuriot. Freie Bearbeitung von Philipp Laicus. Dritte, verbesserte Auflage. Mit Abbildungen von H. Castelli. 8° (VI u. 296) Herder, Freiburg 1907. Geb. in Leinwand M 2.—.

In fesselndem Unterhaltungston ziehen hier die wechselvollen Geschicke der drei Geschwister Dauborn an uns vorüber. Nachdem dieselben ihre erste Kind-

heit in Glanz und Reichtum verbracht, sehen sie sich durch den plötzlichen Tod ihres Vaters und den Verlust ihres Vermögens der Armut preisgegeben. Der zwölfjährige Rudolf, das kleine Familienhaupt, hat als solches mancherlei Opfer zu bringen und entwickelt sich aus einem schwächlichen, verwöhnten Großstadtkind zu einem charakterfesten Knaben, der auch den Mut hat, begangene Fehler freiwillig einzugestehen und darum verspricht, ein ganzer Mann zu werden. Neben dem kleinen Familienhaupt ist besonders die siebenjährige eigenwillige, aber gutherzige Lotte trefflich geschildert.

Im Verlag von Butzon & Bercker in Kevelaer erscheint

I. Sammlung „Aus Vergangenheit und Gegenwart."

Es liegen uns vor:

Bändchen Nr. 78. Kujawa: Des Kriegers Lust und Leid.
„ 79. E. von Houwald: Düstere Geschichten.
„ 80. Franziska Bram: Bürgermeister Jorgensens Töchter.
„ 81. J. T. Kujawa: Auf Vorposten.
„ 82. H. Kurz: Wie der Großvater die Großmutter nahm.
„ 83. L. Rafael: Schultsch Ebbinghaus und ihr Einziger.
„ 84. Schulze-Brück: Die Heirat der schönen Melitta.
„ 85. v. Handel-Mazetti: Historische Novellen.
„ 86. Valentin Horn: Im Kampf des Lebens.

Diese 30 Pfg.-Sammlung bietet zunächst eine wirklich gute, einwandfreie, billige Unterhaltungslektüre. Der Verlag zeigt das Bestreben, die besten lebenden Autoren zu Wort kommen zu lassen. Kujawa ist jetzt mit 12 Bändchen in der Sammlung vertreten. Jeder, besonders auch die Jugend, wird diese hübschen mit gesundem Humor gewürzten Soldatengeschichten mit Genuß lesen. Nr. 79 bringt eine Auswahl von 4 Erzählungen des einst viel genannten Ernst von Houwald. „Bürgermeister Jorgensens Töchter" weist alle Vorzüge der Novellensammlung „Hengstenberg und Co." von derselben Verfasserin auf; einige Kleinstadttypen sind besonders gut erfaßt. H. Kurz feiert als Novellist eine neue und verdiente Auferstehung. Wer nur ein bißchen Sinn für schlichten Humor und gemütliche Anmut hat, den werden diese treuherzigen Bilder aus der guten alten Zeit in Nr. 82 sehr anmuten. L. Rafael gehört mit der gemütvollen österreichischen Dichterin Handel-Mazetti, die uns in 85 zwei lebhafte, spannende Wiener Geschichten beschert, ferner mit M. Herbert und Dransfeld zu den bedeutendsten Schriftstellerinnen des katholischen Deutschland. Unter dem Pseudonym L. Rafael verbirgt sich die Westfalin Hedwig Kiesekamp in Münster i. W. Nr. 84 bringt außer der Titelnovelle noch eine weitere hübsche Erzählung derselben bekannten Autorin. „Im Kampf des Lebens" bietet eine Reihe von Erzählungen und Skizzen aus dem sozialen Leben in einfacher, volkstümlicher Darstellung.

II. Sammlung Münchener Volksschriften.

Bändchen Nr. 48. Max Eyth: Der blinde Passagier.
„ 49. Friedr. Gerstäcker: Das Wrack.
„ 50. M. v. Ekensteen: Die Hand des Herrn. Hochwassersegen.

III. Sammlung Münchener Jugendschriften.

Bändchen Nr. 24. Marianne Maidorf: Künstlerkind.
„ 25. Hermine Proschko: Die Nachtigall.

Diese beiden 15 Pfg.-Sammlungen sind aus dem Volksschriftenverlag in München in den Besitz der Firma Butzon & Bercker in Kevelaer übergegangen, wird aber unter der Firma Münchener Jugend- und Volksschriftenverlag, München und Kevelaer fortgeführt. Die Bändchen verdienen alles Lob. Die Sammlung der Jugendschriften sei allen katholischen Eltern und Lehrern bestens empfohlen. Auch Gerstäcker, Das Wrack, eignet sich für die reifere Jugend. Die Bandausgabe der Sammlung I (im ganzen 28 Bände zu M 42.70), der Sammlung II (10 Bände zu M 13.50) und der Sammlung III (5 Bände zu M 6.75) bildet ein ganz prächtiges, billiges Geschenkwerk.

Apostolische Hilfsarbeit.

Die apostolische Hilfsarbeit, mit der sich nachstehende Erörterung beschäftigen möchte, ist nicht etwa nur jenen vorbehalten, welche als Missionare hinaus ziehen können, um durch ihre Predigt, ihre Wohltaten und ihr Beispiel die Herzen der Heiden und Ungläubigen auf die Gnade der Bekehrung vorzubereiten; auch ist sie nicht etwa nur jenen möglich, die, weil reich und begütert, die Glaubensboten durch große Geldspenden unterstützen können; oder gar nur jenen, denen es gegeben ist, begeisterte Reden für das Bekehrungswerk zu halten. Nein! An eine solche Arbeit denke ich nicht, ich denke an eine, welche allen ohne Ausnahme zugänglich ist, in der alle es selbst bis zu einer gewissen Tüchtigkeit, ja sogar Meisterschaft bringen können. Glücklich, wer für sie gewonnen wird. Durch sie wird er selber gut und vollkommen; durch sie hilft er andere gut und vollkommen machen.

Viel genannt, vorzüglich gekannt und geübt wurde diese Hilfsarbeit zur Zeit, als im Klarissenkloster zu Trier die Schwester Katharina Sevenich lebte (1572—1653). Mit 26 Jahren in den Orden aufgenommen, machte sie in kurzer Zeit in der klösterlichen Vollkommenheit solche Fortschritte, daß das Gebet ihr tägliches Brot zu sein schien. Sie dachte sich dasselbe gewissermaßen als das Atemholen der Seele und übte es darum beständig. Gleich der hl. Rosa von Lima gelangte sie dahin, daß es ihr ganz gleichgültig war, welcher äußeren Beschäftigung sie oblag. Denn nichts störte sie im Gebete; immer waren die Augen ihrer Seele auf Gott gerichtet. Sie mochte nähen, weben, sticken, mit andern sprechen; sie mochte in der Kirche, im Garten, im Hause äußern Verrichtungen nachkommen, immer blieben ihre *inneren* Kräfte und Vermögen durch die göttliche Nähe in Anspruch genommen, ihre *äußeren Sinne* aber völlig unbehindert, um mit einer besonnenen Raschheit und regen Aufmerksamkeit auch alle äußeren Geschäfte besorgen zu können.

Die handschriftlichen Aufzeichnungen aus jener Zeit rühmen ihr nach, daß sie ihre so außerordentliche Gabe des Gebetes in den Dienst ihrer Mitmenschen stellte. Sie hatte beständig neun geistige Pflegekinder, d. h. sie hatte neun Personen, für die sie fortwährend betete; starb eine derselben, so wählte sie gleich eine andere an deren Stelle. — „Und man hatt offt große Veränderung bey solchen Personen gespüret!“ so heißt es in jenen Aufzeichnungen. Wer dächte da nicht an das Wort des weisen Sirach: „Das Gebet des Demütigen dringt durch die Wolken; es hat keine Ruhe, bis es hinkommt und läßt nicht ab, bis der Allerhöchste es ansieht!“ Eccli. 35,21.

Mit sichtlicher Sorgfalt hat die Klosterchronik die liebliche Art und Weise, wie diese von wahrer Gottes- und Menschenliebe durchglühte

Die ehemalige Klarissenkirche in Trier.

Seele ihre Nächstenliebe zu betätigen wußte, aufgezeichnet. Es lag ihr fern, den Ruhm und das Verdienst der demütigen Ordensfrau zu feiern — ganz gewiß — was sie wollte, war: jener Wahrheit das Wort zu reden, daß man im Gebete die bleibende Bedingung zu erblicken habe, um zunächst selber innerlich gut zu werden. Dann sei es selbstverständlich, daß man auch andern wahrhaft wohl und gut sein müsse. Sie wollte erzieherisch wirken und in jener gottbegnadeten Seele ein Beispiel und Vorbild aufstellen, um innerhalb der Klostergemeinde den Gebets-

eifer und damit den kostbarsten Himmelssegen zu erhalten. Sie tat es auch fort und fort bis zum Jahre 1803, wo in der allgemeinen Klosteraufhebung auch der Konvent der Trierschen Klarissen mit unterging.

An manchem Punkte des Erdballes ist seitdem das Gebet verstummt. Das ist sehr betrübend; betrübender aber wäre es, wenn den Menschen das Verständnis für das Gebet selber, das feste Vertrauen in seine Wirksamkeit abhanden kommen sollte. Dann würde unsere Zeit, die schon so viel von der christlichen Wärme früherer Jahrhunderte eingebüßt hat, noch mehr erkalten. Vor diesem Unglück bleiben wir bewahrt, wenn ein jeder von uns in dem Gebete das sieht, was es ist: nämlich der eigentliche Beruf, die erste und hauptsächlichste Pflicht aller.

Das leuchtet freilich unserer naturalistischen Welt am wenigsten ein. Sie begreift wohl, daß im natürlichen Verlaufe der Dinge nicht das kalte Eisen der Pflugschar, so notwendig es auch ist, den Samen entwickelt, sondern Regen und Sonnenschein vom Himmel. Aber daß in der übernatürlichen Weltordnung nicht, wie der Apostel sagt, der Menschen Rennen und Laufen, sondern die an das Gebet geknüpften Erbarmungen Gottes die erste und letzte Ursache des Heiles sind, das will sie nicht begreifen. Und doch steigt und fällt, siegt und unterliegt das christliche Leben nach Außen in demselben Maße, als im Innern der Kirche das Gebetsleben steigt und fällt.

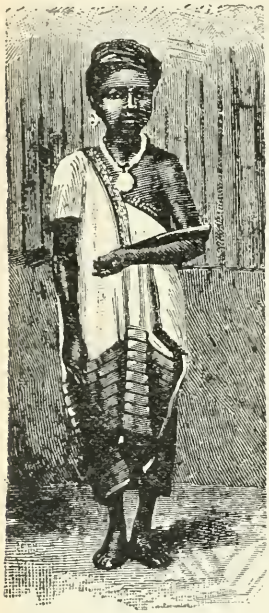
Wenn es einem menschlichen Geiste gegeben wäre, diese verborgene und stille Tätigkeit des Gebetes im großen Organismus der Kirche und im Leben des einzelnen Menschen zu verfolgen und zur Darstellung zu bringen, so behandelte er sicherlich den schönsten Gegenstand, der sich denken ließe. Er schriebe die Geschichte des Gebetes. Damit wäre der Menschheit sehr viel gedient. Es wäre nämlich zu hoffen, daß mancher das Mittel, innerlich besser zu werden, wieder kennen und gebrauchen lernte. Jedenfalls würde sich die Zahl jener Leute verringern, die da die geschäftige Hand für wichtiger und edler am menschlichen Leibe halten, als das verborgene und stillwirkende Herz, das allen Gliedern Kraft und Leben zuführt. Sollen heutzutage die apostolische Arbeit in den Heidenländern, die seelsorgliche Tätigkeit in den Pfarreien, die Wohltätigkeitsbestrebungen in Stadt und Land ihr eigentliches Ziel erreichen und zur innern Erneuerung der Menschen führen, so müssen sie vom Geiste des Gebetes durchdrungen und befruchtet sein. Darum mögen alle Gutgesinnten, welchen das Heil der Menschheit wahrhaft am Herzen liegt, den in ununterbrochener Betrachtung der göttlichen Dinge sich nährenden Gebetseifer pflegen, und sie werden zur innern Belebung unserer Zeit nicht weniger mitwirken, als beispielsweise die hl. Theresia und ihre Töchter zur großen Erneuerung der Christenheit nach der Reformation beigetragen haben.

Maria German Zumani, der Negerknabe.

Unweit unserer Station Ntakataka wohnen etwa sechzig eingeborene Familien unter einem Häuptling namens Nyoka d. h. Schlange. Dieser Nyoka ist ein Hüne; er geht etwas gebückt, und der unruhige, verstörte Blick, die heimtückischen Züge, die rauhtönende Stimme, das alles ist nicht gerade geeignet, Zutrauen zu erwecken.

Nyokas Ortschaft hat keinen guten Ruf. Jeden Tag, sobald es Abend wird, beginnen die berüchtigten Tänze, die schamlosen, heidnischen Gesänge, die ein rohes Herz verraten und selbst verrohend wirken. Das Laster hat dieses Volk ganz heruntergebracht; nirgendwo sieht man so viel Streitigkeiten und so viel Unfriede in den Familien. Alle Anstrengungen der Missionare, den Leuten etwas Achtung vor sich selbst beizubringen, sind gescheitert.

Und doch hat der liebe Gott auch dort, inmitten dieser verderbten Umgebung, über einen Negerknaben gewacht, dessen Bekehrung uns viel Freude bereiten sollte. Es war Zumani, der Sohn des genannten Häuptlings Nyoka. Gottes Gnade bewahrte den Knaben vor dem Pesthauch des Lasters. Während die wenigen, übrigen Kinder seiner Ortschaft sich nur selten und vorübergehend in der Mission sehen ließen, blieb Zumani beharrlich im Besuch des christlichen Unterrichts. Damit verband er eine echte, tiefe Frömmigkeit, wie man sie selbst bei weißen Kindern seines Alters selten findet. Der Knabe war sanften Charakters, dabei liebevoll und hingebend gegen andere; er fiel jedem auf durch seine Verträglichkeit und Folgsamkeit, und nie hörte man aus seinem Munde ein verletzendes Wort.



Negerknabe.

Zumani schien nach menschlicher Voraussicht berufen, nach seines Vaters Tode an die Spitze seines Stammesgebietes zu treten, und wir hegten im Stillen die Hoffnung, daß dies Ereignis einen Umschwung zum Bessern für diese unzugänglichen heidnischen Eingeborenen bedeuten werde.

Gott fügte es anders. Eines Tages — es sind jetzt kaum vier Monate her — geriet Häuptling Nyoka nach einer der oben angedeuteten nächtlichen Orgien durch ein Nichts in Wut. Er war so aufgebracht, daß er auf der Stelle eine seiner Frauen mit ihrem Kinde davonjagte. Es war Zumani mit seiner Mutter. Die unglücklichen Verstoßenen flüchteten vor Nyokas Zorn sieben Stunden weit bis zu den Ufern des Nyassa. Welcher Schmerz und welche Enttäuschung für uns Missionare! Die göttliche Vorsehung schien alle unsere schönen Hoffnungen mit einem Schlage zu zertrümmern. Denn Chipole, der neue Zufluchtsort der beiden Verstoßenen, war ein noch viel gefährlicherer Boden für einen jungen Christen als Nyokas Dorf. Dort haben sich nämlich nach einem zwölfjährigen, blutigen Krieg mit den Engländern die überwundenen Mohammedaner festgesetzt. Der Ort ist, wie stets in solchen Fällen, zu einem wahren Ausbreitungsherd des Islams geworden, und natürlich auch ein Pfuhl mohammedanischer Unsitten. Die Yao — so heißt der dort ansässige Stamm — wohnten zuerst an der Küste des Indischen Ozeans; dort standen sie vollständig im Dienste der arabischen Sklavenjäger in Sansibar, und gerade dieses saubere Geschäft veranlaßte sie, ihren Herren tiefer ins Innere Afrikas zu folgen. Die Engländer halten diese rohen

Menschen seit zehn Jahren in Schach, aber im Grunde sind die Yao natürlich geblieben, was sie waren, ein entartetes, ganz heruntergekommenes Volk. Was war da für Zumani Gutes zu erhoffen?

Drei Monate waren seit der Flucht von Kind und Mutter verstrichen, da stellte sich der Knabe auf einmal zu unserer großen Ueberraschung wieder bei uns ein. Das Stück Kattun, das er bei seinem Abschied als Kleidung getragen, war bis auf einen elenden Fetzen zusammengeschrumpft. Trotzdem zog er gleich aus einer Falte dieses armseligen Kleiderrestes ein sorgsam verstecktes Kruzifix hervor, um es uns wiederzubringen. Dies Kreuz, das den Neger als Katechumenen kennzeichnet, bildete den steten Gegenstand des Anstoßes und der ärgsten Schmähungen seitens der Mohammedaner. Zumani war mehr als einmal aus Haß gegen die Christen blutig geschlagen worden; das zeigten die deutlich sichtbaren Narben und mehrere, noch offene Wunden im Gesicht und am Körper des Knaben.

Zumani hatte in Chipole mit seiner Mutter im Dienste eines Mohammedaners gestanden. Die Negerin arbeitete den ganzen Tag in der Pflanzung ihres Herrn, während der Knabe alltäglich mit der Ziegen- und Schafherde die weit entlegenen Weidegründe aufsuchen mußte. So kam es, daß Mutter und Kind sich nur selten zu sehen bekamen. Des Abends warf ein fremder Herr dem Kinde die karg bemessene Nahrung hin. Sie reichte nicht aus, den Hunger Zumanis zu stillen, und der Knabe mußte sich draußen gewisse Grasarten suchen, die er sich in einem zerbrochenen, irdenen Topfe kochte.

Gestern nun hatte der Herr ihn rufen lassen. Er übergab den Knaben einigen zuverlässigen Leuten und sandte ihn nach Blantyre, wo er arbeiten sollte. Zumani hörte gerade noch, wie der Herr den Begleitern Zumanis zurannte: „Du bringst mir das Geld hierher!“ — Damit wurde der Marsch angetreten, und nun war Zumani also auf dem Wege nach Blantyre.

Doch warum wollte der Knabe uns sein Kreuz zurückgeben? Seine Mutter hatte es so gewünscht, als sie gesehen, wie man ihr Kind zugerichtet hatte. Wir verbanden ihm die noch offenen Wunden; dabei erinnerten wir ihn an die vielen Schmähungen, die blutigen Striemen und klaffenden Wunden, die der Heiland für uns erlitten, und empfahlen dem Knaben, das Kruzifix ruhig zu behalten, es werde sein Trost, seine Kraft und Hoffnung sein. — Gab es keinen sicheren und besseren Weg, das Kind zu retten? Wir dachten nach. Eine edle, gutherzige Dame aus Qu. hatte uns eine Summe Geldes zum Loskauf eines Negerkindes geschenkt. Wir hatten den Betrag sorgsam bewahrt, und nun kam er uns trefflich zu statten.

„Wie wäre es, Zumani,“ fragten wir den Knaben, „wenn Du nach Deiner Rückkehr aus Blantyre hier bei uns bliebest?“

„O, wie gerne bliebe ich bei euch,“ war die Antwort, „aber mein Herr wird es nicht dulden. Er wird mich holen lassen und mich totschlagen!“

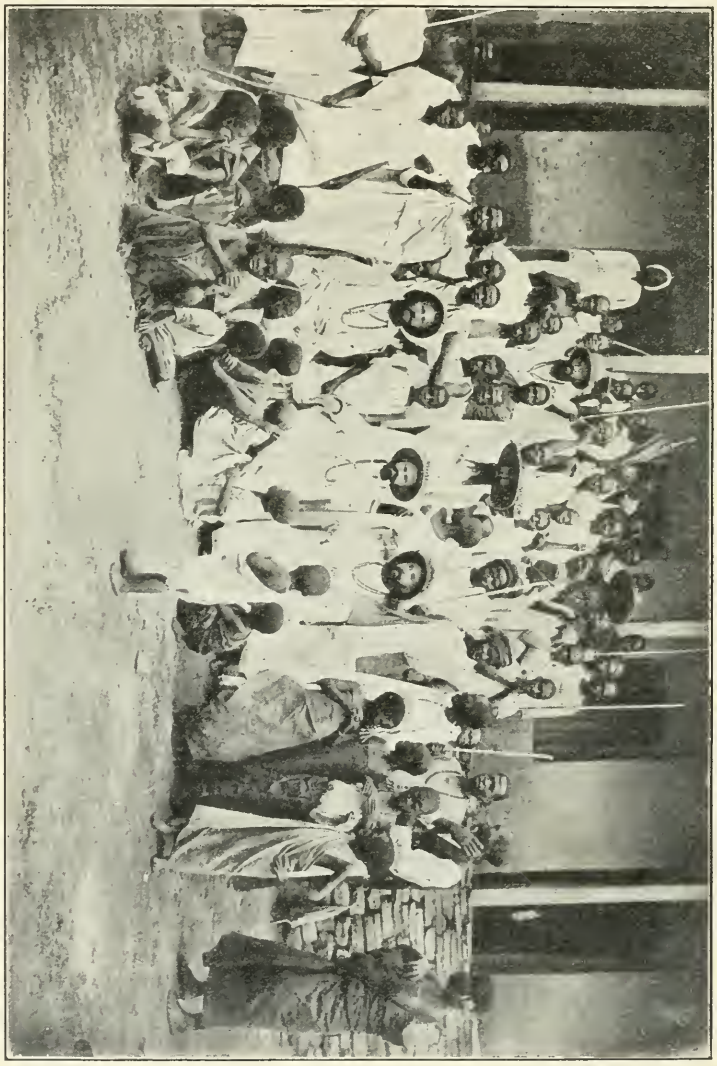
„Aber wenn wir deinem Herrn das Geld schickten, das Du für ihn in Blantyre und später hier gewinnen würdest, wäre er dann nicht zufrieden?“

„Vielleicht wohl, wenigstens, wenn es Geld genug wäre!“

„Gut, komme also hierher zurück, und wir werden die Sache mit deinem Herrn ins Reine bringen. Versprichst Du uns, daß Du wiederkommst?"

„Ich schwöre es euch!" —

So brach Zumani denn wieder auf und zog mit seinen Begleitern nach Blantyre, etwa 6 Tagereisen von hier.



Friedliches Beisammensein auf der Missionsstation.

Fast jede Woche bekommen wir Nachricht von ihm. In wenigen Wochen kommt er hierher zurück; dann behalten wir ihn bei uns. Sein Verdienst wandert nach Chipole nebst der Gabe, die seine Wohltäterin für ihn gesandt hat. Zumanis Herr ist, wie zu erwarten, ganz einver-

ſtanden. Freilich, Mutter und Kind werden damit nicht zuſammengeführt, aber waren ſie in Chipole einander näher? Dagegen iſt es kein geringer Troſt für Zumanis Mutter, ihr Kind in guter Hut zu wiſſen. Und zudem, unter uns geſagt, ich hoffe beſtimmt, der liebe Gott ſchickt uns die notwendigen Mittel und die Gelegenheit, auch die Mutter hierherzubringen! Welch eine Freude, wenn ſie dann ihr Kind hier wiederfände und bei ihm ihre alten Tage beſchließen könnte!

* * *

Nach Verlauf der ausbedungenen Zeit kann Zumani den Dienſt des Mohammedaners verlaſſen und zu den Miſſionaren zurückkehren. Er wird bis zum Tag ſeiner hl. Taufe, die ganz nahe bevorſteht, bei uns bleiben. Nach dem Wunſche ſeiner Wohltäterin ſoll er von da ab den Namen Maria German tragen. Wie dankbar iſt er denen, die ihm die Freiheit und ſein jetziges Glück verſchafft haben! Hoffentlich bleibt er als Chriſt, was er als Kind und Katechumen geweſen, ein Muſter für ſeine Umgebung und beſonders für die übrigen Chriſten der Miſſion. Und wer weiß, ob die Vorſehung ihn nicht dereinſt doch an die Spitze ſeines Stammes beruft, der bis jetzt der Religion Jeſu ſo fremd und abhold gegenüberſteht!

E. Paradis, Miſſionar in Njaſſaland.

Die Baumwollkultur in Deutsch-Ostafrika.

In Deutſch-Oſtafrika, wie überhaupt im Innerafrika war die Baumwollſtaude vor dem Eindringen der europäiſchen Kultur zu Haus. Sie wird von den Schwarzen pomba genannt und als Nutzpflanze meiſt in der Nähe der Dörfer, am Rande der Felder zur Einfriedigung derſelben, angebaut. Eigentliche Pflanzungen, oder auch nur regelrecht gepflanzte Felder, wie die Mais- oder Reisfelder, gibt es in den mir bekannten Gebieten nirgendwo; eine wirkliche Baumwollſchamba iſt mir in zehnjährigem Aufenthalts in Innerafrika nie zu Geſicht gekommen. Wozu denn auch? Es iſt ja keine chakula (Speiſe), und als Handelsartikel Baumwolle zu ziehen, dazu fehlt's dem Neger noch an Initiative und auch an Wegen und Verkehrsmitteln.

Das Wenige, deſſen der Schwarze bedarf, pflanzt er ſich in der primitivſten Weiſe, wenn es nicht einfach der gütigen Mutter Natur überläßt, für Aufzucht und Fortpflanzung der Kulturgewächſe zu ſorgen. So wächſt denn auch die Baumwolle überall in wildem oder verwildertem Zuſtand in der Nähe der Ortſchaften und pflanzt ſich von ſelbſt Jahr für Jahr durch die abfallenden Samen fort. Der Schwarze braucht bloß den ſchönen weißen Flaum abzuſtreifen und in ſeiner tanta oder makoma (Speicher) aufzuſtapeln. Die jungen Leute wiſſen dieſen Flaum vermittelſt einer ganz einfachen Holzſpindel, die ſie mit zwei Händen in ſchnelle, drehende Bewegung bringen, geſchickt zu Fäden zu ſpinnen, die dann für alle möglichen Zwecke verwandt werden. Die Baumwolle dient den Eingeborenen zur Verfertigung von Netzen, Angelleinen ꝛc. und beſonders auch zur Herſtellung der groben, meiſt weiß und ſchwarz

gestreiften Lendentücher, der sog. seketa, die von den fundi (Weber) in manchen Gegenden noch auf ganz einfachen Webstühlen hergestellt werden; freilich werden diese selbstgewebten Stoffe immer mehr von den weit beliebteren, schöneren und bedeutend wohlfeileren europäischen Stoffen verdrängt. Die seketa sind übrigens auch bei vielen Europäern ein geschätzter Artikel, der gern das Stück zum Preise von 2—3 Rupien gekauft wird.

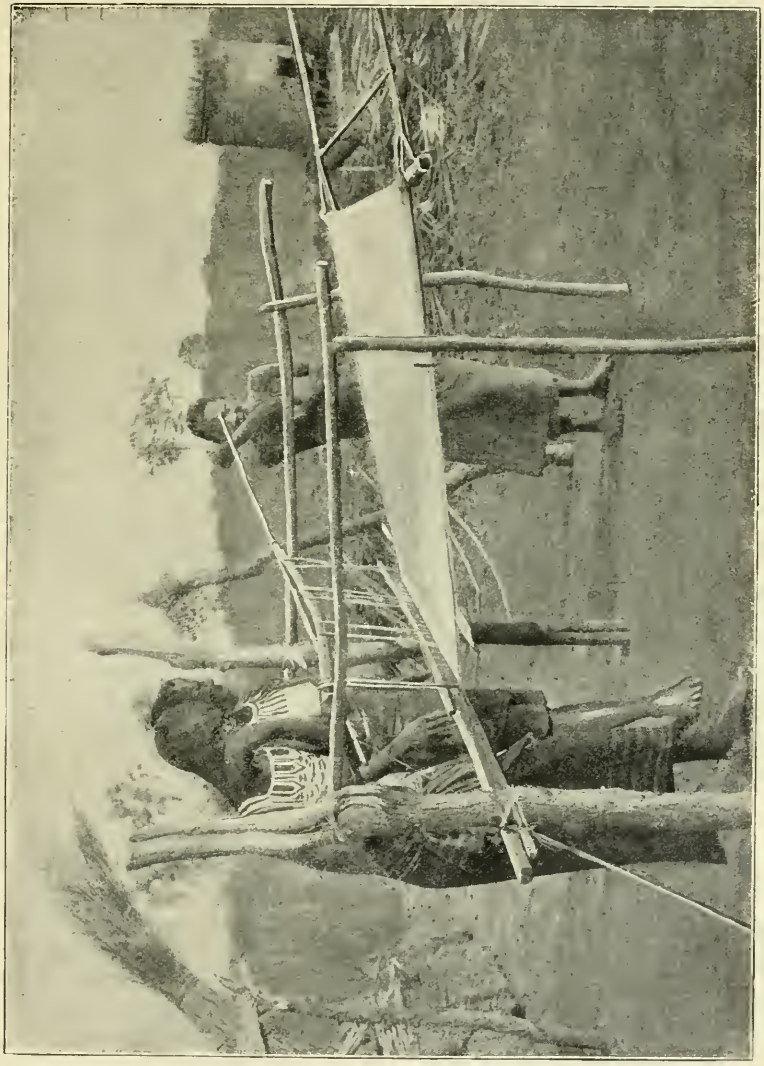
Mußte also der Neger früher seine Baumwolle pflanzen, um seinen Bedarf zu decken, so kann er heute, wo er sich überall leicht europäische Kattune und Garne verschaffen kann, auf die ganze Baumwollkultur verzichten; der Weiße sorgt schon, daß der Neger schöne Baumwollkleider für billiges Geld bekommt.

Das wäre nun ja auch gar nicht so schlimm, wenn nicht die bisherigen Bezugsquellen, wie Amerika, Aegypten, Indien, zu versiegen drohten. Bekanntlich ist die Versorgung der europäischen und speziell der deutschen Fabriken mit Rohware aus den genannten Ländern sehr schwierig und kostspielig, weshalb die interessierten Faktoren sich nach anderen Bezugsgebieten umzusehen gezwungen sind. Nun ist aber Afrika, besonders Deutsch-Ostafrika, und namentlich wieder die Gebiete an den Großen Seen, ganz und gar geeignet, Baumwolle hervorzubringen, und zwar nicht bloß in bedeutender Menge, sondern auch in vorzüglichen Qualitäten. Versuche in unsern Missionen, wo man vielfach kleinere und größere Schamben angelegt hat, waren in jeder Hinsicht von Erfolg gekrönt, für die Baumwolle der Mission Ukerewe z. B. wurden durchweg die besten Preise erzielt.

Ein Versuch der Missionsstation Karema, die Eingeborenenindustrie zu fördern und Baumwollenstoffe an Ort und Stelle zu weben, gelang leider nicht ganz, und zwar wegen der schwierigen Konstruktion des eingeführten Webstuhls.

Man ist aus obigen Gründen seit einigen Jahren bemüht, die Baumwollkultur in Deutsch-Ostafrika in großem Stil zu betreiben; bedeutendere deutsche Firmen und Gesellschaften sind daran, Pflanzungen in größerem, ja größtem Maßstabe anzulegen, um den deutschen Markt mit deutsch-ostafrikanischer Baumwolle zu versehen. So wurden deren sowohl im Norden (Saadani) und im Süden (Kilwa, Lindi ꝛc.) der Küste als auch im Innern, und besonders in den Ländern an den großen Seen in erfolgreicher Weise angelegt. Der Erfolg entspricht vollkommen den gehegten Erwartungen bezüglich der Quantität und Qualität des Produktes. Nur ist hier mit einem Faktor zu rechnen, der die ganze Baumwoll-Kultur im großen in Innerafrika in Frage stellt: das ist das Fehlen geeigneter Verkehrs- und Transportmittel, der Eisenbahn besonders. Die Baumwolle aus dem Innern in der bekannten Weise, d. h. auf dem Kopf oder Rücken der Neger, 4—6 Wochen lang und darüber und (wie Schreiber dies sah) während der großen Regenzeit (Januar — Mai) zur Küste zu bringen, ist beinahe ein Ding der Unmöglichkeit, sowohl wegen der Trägerlöhne, die in keinem Verhältnis zum Werte der Baumwolle stehen als auch wegen der Gefahr des Verderbens im Regen. So lange keine Eisenbahnen den Weg nach dem Innern nehmen, ist der Bau der Baumwolle eben nicht rentabel.

Nun ein paar Worte über die Baumwollstaude und ihre Kultur selbst. Die Baumwollpflanze ist eine hübsche Strauchpflanze, die gewöhnlich eine Höhe von $1^1/_2$—2 m und einen untern Durchmesser des Gezweiges von etwa 3 m erreicht. Die vielen Zweige sitzen etwas unregelmäßig um den dünnen Stamm herum. Die Blätter sind über handgroß, von



Webstuhl der Eingeborenen.

saftiggrüner Farbe und siebenfach ausgebuchtet. Die Blüten sind bei den einheimischen Arten entweder schön zitronengelb oder von granatroter Farbe.

Die Aussaat erfolgt meist zu Anfang der großen Regenzeit, je nach der Gegend von November—Januar, oder aber noch besser etwas vor-

her. Zuerst wird der Urwald ausgerodet. Die Bäume, das Unterholz und die Wurzeln werden in Brand gesteckt und dann geht man daran, ein Stück Landes von etwa 20—30 ha urbar zu machen. Dies geschieht mit der primitiven Hacke durch Schwarze, die unter Aufsicht eines Aufsehers (Nyambara) und beim Takte ihrer Gesänge diese Arbeit besorgen. Die Asche der verbrannten Pflanzen und Bäume dient als Dungmittel.

In den großen Betrieben bei Saadani wird sogar schon der Dampfpflug angewandt. Man setzt die Samen, etwa 5—6 Kerne, zusammen in das hierfür bestimmte Loch und bedeckt dieses nur wenig mit Erde, da die Samen sonst nicht keimen, sondern ersticken würden. Die Löcher sind in sehr langen, graden Linien und in einem Abstande von etwa 1—$1^1/_2$ m nach jeder Richtung angelegt. Nach dem ersten Regen, gewöhnlich nach 5—8 Tagen, kommt die Pflanze heraus, und es erscheinen die beiden kleinen Keimblätter der aufgehenden Saat. Nach und nach entwickeln sich dann das dünne Stämmchen und die Blätter, so daß in etwa 4—6 Wochen das kleine Bäumchen die Höhe von ca. 0.50 m erreicht und schon anfängt Knospen zu treiben. Im zweiten Monat öffnen sich diese und bringen Blüten hervor. Nach einigen Tagen fallen die Blüten ab und es bildet sich an deren Stelle eine meist fünffächerige Kapsel, die etwa nach 3 Monaten an der nun ausgewachsenen Staude sich voll entwickelt hat. Das Reifen der Kapsel dauert 1—2 Monate. Alsdann springt die Kapsel auf und nun drängt sich die weiße daunenartige Umhüllung der Samenkörner, die Baumwolle, elastisch hervor. Die Samenkerne selbst sind von braunschwarzer Farbe und länglich runder Gestalt und sitzen traubenartig fest aneinander, so daß man die einzelnen Kerne nur mit Anstrengung losmachen kann. Von Zeit zu Zeit muß inzwischen der Boden mit der Hacke bearbeitet werden, damit das Unkraut keine Zeit hat, sich zu entwickeln. Auch werden während dieser Zeit die überflüssigen Zweige entfernt, und mancherorts wird auch die Spitze der Staude beschnitten, ähnlich wie beim Kaffee oder beim Weinstock. Von der Aussaat bis zur Reife vergehen also ungefähr 5 Monate.

Die Ernte fällt in die Trockenzeit, und das Pflücken kann auch nur während dieser Periode statthaben, da etwa vorkommender Regen der Baumwolle schaden und diese manchmal gänzlich verderben könnte. Gerade deshalb eignen sich zu dieser Kultur die Länder am besten, in welchen die Trockenheit sich von der Regenzeit streng scheidet. Die Ernte beginnt, wenn die meisten Kapseln aufgesprungen sind. Neben den reifen Kapseln sieht man fast immer zugleich an derselben Staude sowohl unreife Kapseln, als auch Knospen und Blüten, so daß ein einmaliges Pflücken nicht genügt, sondern mehrmals und in einem Zwischenraum von einem Monat ungefähr wiederholt werden muß. Das Pflücken geschieht wohl noch überall mit der Hand. In der Mission wird dies von den Schwestern und den Waisenmädchen, in den Pflanzungen von schwarzen Arbeitern besorgt. Die leeren Kapselschalen läßt man beim Pflücken stehen, weil sie leicht zerstückeln und sich dann schlecht von der Baumwolle trennen. Die aus der Kapsel hervorquellende und den Samen einhüllende Baumwolle wird dann gesammelt und zum Zupfen in die dazu bestimmten Räume gebracht. Das Zupfen oder Entkörnen geschieht wieder mit der Hand oder aber in den großen Betrieben durch Entkörnungsmaschinen, sog. Gins. Letztere sind mit vielen, auf einer Walze befindlichen Kreis-

sägen ausgestattete Maschinen, die den weichen Flaum von den Samenkörnern befreien und beides von einander trennen. In den großen Betrieben wird dann die von den Kernen befreite Baumwolle, die sog. Lintbaumwolle, zum Versand zu großen Ballen gepreßt.

Die Samenkörner kommen gewöhnlich in die Oelmühle und liefern das Baumwollsaatöl und Oelkuchen. Ersteres dient als Speiseöl zum Ersatz für Olivenöl und letzteres als Futterbeigabe fürs Vieh. Auch die übrigen Teile der Staude, Wurzeln, Blüten, Aeste, finden in der Industrie Verwendung. Nach der Ernte werden die Stauden gänzlich ausgerodet. In wildem Zustande hält sich die Staude jahrelang hindurch, doch ist dann die Quantität der Baumwolle geringer, weshalb die Baumwolle gewöhnlich neu gesät wird. Soll die Staude 2 Jahre stehen bleiben, so muß sie wenigstens nach der Ernte regelrecht beschnitten werden. Der Preis der Baumwolle ist 50—100 Pfg. das Pfund in Hamburg. Die Qualität schätzt man nach der Länge der Fasern (des Stapels).

Als besondere Feinde der Baumwollstaude gelten ein Insekt, das seine Eier in die Samen legt, sowie auch die Ratten, die manchmal, vom Hunger getrieben, die Baumwolle zerstören, indem sie den Flaum herunterreißen, um die Körner zu fressen.

Alle Baumwollarten scheinen sich vorzüglich in Deutsch-Ostafrika einzubürgern, doch wird wohl der sog. ägyptischen Art wegen ihrer vielen Vorzüge (langer, seidenartiger Stapel) die Zukunft gehören.

Br. Rodriguez.

Von der Jagd auf das Krokodil.

Eine Jagd, an der unsere Freunde des edlen Weidwerks wohl nicht leicht teilnehmen können, ist die auf Krokodile, die mit ihren Mühen und Gefahren vielleicht nicht zu empfehlen, aber jedenfalls nicht uninteressant ist. Ein französischer Reisender, der kürzlich an den Ufern des Dinder, eines Nebenflusses des Blauen Nils, an Krokodiljagden teilgenommen und seine Beobachtungen auch, wie sich's heutzutage nun einmal gebührt, photographisch festgelegt, erzählt uns u. a. folgendes: „Wir banden einmal am Ufer eine Ziege als Lockmittel an und wählten eine Stelle, die häufig von Krokodilen aufgesucht zu werden pflegte. Es war in der trockenen Jahreszeit, da das Bett des Flusses ganz seicht ist und mehr einer Reihe von Teichen gleicht, in denen die Krokodile, ohne ihren Standort zu verändern, die Regenzeit abwarten. Nach langem vergeblichen Warten kam endlich ein Krokodil in die Nähe des Ufers und umschlich über eine Stunde lang die Ziege, ehe es sie anfiel und ins Wasser zog. Das Krokodil wurde dann erlegt und von den Eingeborenen ausgeweidet. In seinem Innern fand man die ganze Ziege, die es einfach verschlungen hatte. Das tote Krokodil, übrigens ein selten großes und schönes Exemplar, wurde von den Sudanesen geschickt auf den Rücken eines Kamels gebunden und zu einer nahen Lichtung gebracht, wo sie es auf einem offenen Feuer brieten und mit großem Behagen verzehrten."

Von der Jagd auf das Krokodil erzählt auch der bekannte amerikanische Weidmann Julian A. Dimock, der gemeinsam mit seinem Vater

Nach einer

zuerst in den unwirtlichen sumpfigen Küstengegenden von Florida das Vorhandensein von Krokodilen beobachten konnte, im „Scientific American". Erst gegen Ende der achtziger Jahre wurde es nämlich bekannt, daß in Amerika nicht nur Alligatoren, sondern auch Krokodile zu finden waren. In den weiten sumpfigen Wasserarmen, die das Meer in das Küstenland von Florida hineinstreckt und die in ihrer unwegsamen Abgelegenheit nur selten von begeisterten Jagdleuten aufgesucht werden, treiben diese Vettern der Alligatorenfamilie ihr Wesen. Sie sind ungleich schwerer zu erlegen als die Alligatoren, denn das Krokodil ist scheu und furchtsam und meidet die Begegnung mit allem Fremdartigen, während der Alligator gerade durch seine Neugier ein leichtes Opfer des Jägers wird. Hat man einmal einen Alligatorkopf aus dem Wasser tauchen sehen, so kann man sicher darauf rechnen, daß er nach kurzer Zeit wieder an der Oberfläche erscheinen wird, um die fremden Gäste zu mustern; im Dunkel der Nacht vermag er sich dem magnetischen Zauber der Laterne nicht zu entziehen und kehrt immer wieder. Beim Krokodil ist das alles anders, es flieht den Fremden, und der Schimmer der nächtlichen Laterne scheint ihm unwiderstehliches Grauen einzuflößen. Viele Jäger glaubten sogar, daß das Krokodilsauge vielleicht den Laternenschimmer nicht spiegele, aber in Wahrheit ist das gewaltige Tier zu scheu, um durch Licht sich anziehen zu lassen.

Krokodile.

Die Jagd mit den Schießwaffen bietet daher auch geringe Chancen, und in der Regel greift der Jäger zur Harpune. Das kurze blitzende Wurfgerät in der Rechten, steht er dann am Bug des kleinen, flachen Bootes, das allein in diesen Gebieten Bewegungsfreiheit gibt. Drunten im Wasser sieht man vielleicht den Schatten eines Tieres gleiten, vielleicht taucht ein Kopf auf, oder in den Tiefen bezeichnet das Aufwirbeln des Schlammes die Flucht des Krokodils. Bisweilen verkündet der Moschusgeruch die Nähe des Krokodils, und geduldig harrt man auf den Augenblick, wo ein Blick auf den Schlammschleier den Schlupfwinkel verrät. In der sonnenglühenden Mittagsstille hört man vielleicht das Rascheln des Tieres, das vom Sonnenbad kommend ins Wasser schlüpft. Nur günstige Zufälle sind es, die das Krokodil in diesen Gegenden dem Jäger klar zu Gesicht bringen. Meist ist es nur der unter der Wasserfläche dahingleitende dunkle Schatten, den der Harpunenwärter zum Ziel nehmen kann, und dabei gilt es, den undurchdringlichen Schädel oder den harten Panzer des Rückens zu vermeiden. Die Augen verlangen lange Uebung zu diesem Werke und die Hand eine ruhige, gestählte Sicherheit. Ist das Glück hold, so findet man die Bestie in einer schmalen Wasserzunge, die ihr die Flucht verlegt. „So fanden wir auch unser größtes Krokodil, einen über 14 Fuß langen Gesellen; vierzehnmal ward die Harpune ausgeworfen, der Bursche wurde sehr ungemütlich dabei und kam schließ-

lich an die Oberfläche, um selbst in das Spiel einzugreifen. Auf mein kleines Boot kam er zu, mit weitgeöffnetem Rachen. Ein ausgebrochener Zahn im Schlunde des Ungeheuers rettete das Boot vor dem Kentern und uns vor dem Tode. Wir wollten ihn ursprünglich lebendig für ein Aquarium fangen, aber wir mußten es aufgeben.

Ungleich dem Alligator, der selbst, wenn er „getötet" ist, immer wieder lebendig zu werden pflegt und dann mit seinem wuchtigen Schwanze ein furchtbarer Gegner wird, ist das Krokodil, wenn einmal gefangen und wenn der Rachen ihm zugebunden ist, friedlich und leicht zu behandeln. Der übertriebene Jagdeifer der Sportsleute hat das im Grunde harmlose Tier in Amerika dem Aussterben nahe gebracht, und es ist zweifelhaft, ob nach den wilden Razzias auf die Krokodile noch genügend Exemplare leben, um die Art zu erhalten.

Bunte Bilder aus dem Missionsleben.

Von P. P. Schumacher, Kabgaye (Deutsch-Ostafrika).

III.

Mehrmals habe ich die Station Issavi besucht. Einmal durfte ich den hochw. Herrn P. Generalvikar zur Aushülfe dorthin begleiten. Es war am hl. Fronleichnamsfeste. Um Dich nun direkt in unser christlich-kirchliches Leben einzuführen, geschätzter Leser, will ich Dir diesen Festtag schildern.

Es mag wohl vor allem Dein Wunsch sein, ein wenig auf den Grund der Negerseele zu blicken und den Eindruck zu erfahren, den unsere kirchlichen Veranstaltungen auf den Geist unserer Leute machen. Diesem Wunsche kam ich zuvor und ließ einen unserer Lehrer, Paul Kwambibi, eine kleine Beschreibung der Festlichkeiten machen. Es wird Dich vielleicht weiter interessieren, zu erfahren, daß ich diesen, sowie Wilhelm Mbonyubwabo zu ständigen Mitarbeitern des Afrikaboten angeworben habe und Du auf diese Weise manche Schilderung schwarzer Gebräuche aus eigener, „schwarzer" Feder schöpfen wirst. Allerdings bleibt mir die Uebersetzung nicht erspart, bei welcher ich mich aber unentwegt an den Wortlaut halten werde. So vernimm denn meinen Gewährsmann:

„Beschreibung des Festtages vom hl. Sakrament zu Issavi."

„Im Monat Juni sprachen die Priester also zu uns: „Die Festtage des hl. Sakraments nahen heran; trachtet oft zur hl. Messe zu kommen und bereitet eure Herzen vor, sodann empfanget würdig das hl. Sakrament des Altars." Sie sagten uns weiter so: „Haltet darauf, die hl. Kommunion oft zu empfangen, weil in der hl. Eucharistie Jesus Christus, euer Herr, gegenwärtig ist. Er ist es, der euch vollkommen stärken wird. In jenen Tagen kamen denn die Priester und die nahewohnenden Christen alle Tage des Abends zur Andacht, um den sakramentalen Segen zu erhalten. Selbst diejenigen, die weit von der Mission entfernt wohnten, kamen zur ersten Messe; andere wohnten der zweiten Messe bei und sangen dann Lieder zum hl. Sakrament. Nach

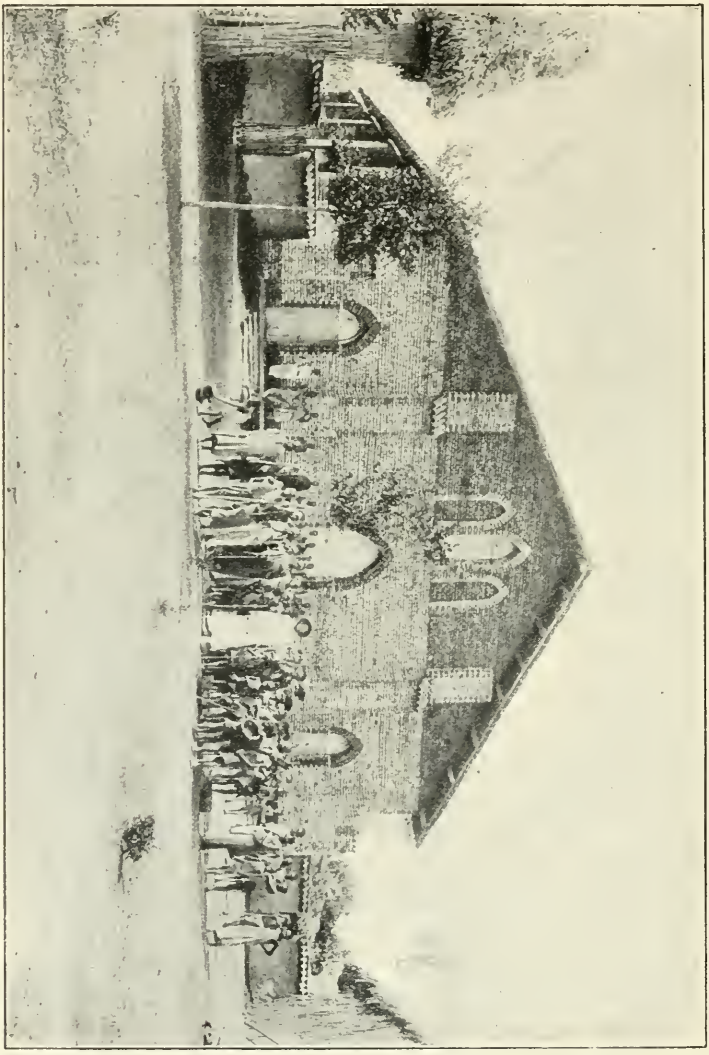
einer kleinen Weile ging die zweite Messe zu Ende, und ein anderer Priester las den anwesenden Christen eine andere hl. Messe, und man sang Lieder, Gott zu danken und ihn zu preisen und ihn zu verherrlichen. So ging diese Messe zu Ende, und die Christen kehrten nach Hause zurück, um am Abend wieder zum Segen zu kommen. Auf diese Weise gingen acht Tage vorüber, und wir Christen waren glücklich in jenen Tagen, weil wir dem lieben Gott so nahe sein und ihn immer sehen konnten (d. i. es war immer Aussetzung). So verabscheuten wir alle anderen Religionen, die nicht von Jesus Christus angeordnet sind, weil sie keine Freude bringen. An diesem Sakramentstage kamen die Patres Classe und Schumacher von Marangara, um ihn mit uns zu heiligen, und als wir erfuhren, daß sie gekommen waren, fühlten wir uns im Herzen glücklich, da sie gekommen waren, uns zu helfen, diesen Tag zu heiligen."

„In jenen Tagen nun ließen die Patres viele Fähnchen zusammennähen; sie empfahlen den Christen, lange Gräser auszureißen und dieselben auf den gut gereinigten Weg zu streuen, damit das hl. Sakrament dort vorüberziehe. An besagtem Tage rissen denn auch alle Christen solche Gräser aus und breiteten sie auf den Weg, so daß es überaus schön war. Die Patres nahmen die Fähnchen und befestigten sie an Bambusstangen und steckten diese allerorts im Hofe in die Erde, so daß überall welche standen. Du hättest gewiß gefunden, daß es schön war. Sodann fuhren sie fort, einen Altar draußen vor der Kirche unter dem großen Portal aufzustellen, aber hinter der Tür; sie pflanzten Eukalyptusstämme auf, die noch mit den Ästen versehen waren. Sie gruben Löcher und stellten die Bäume hinein. Es sah gerade so aus, als ob sie dort gepflanzt worden wären; sie standen sehr fest."

„Dann hoben sie Bananenstämme mit der Wurzel aus und steckten sie in große, irdene Töpfe und bekleideten die Töpfe mit roten Tüchern. Sie pflanzten diese Stämme so geschickt auf, daß Du gemeint hättest, sie seien dort gewachsen. Dann stellten sie einen wunderschönen Tabernakel auf und umgaben den Altar mit vielen prächtigen Tüchern von roter und gelber Farbe. Es war eine Pracht, die ich euch nicht beschreiben kann, die ihr nicht da waret; nur jemand, der gegenwärtig war, kann sich einen Begriff davon machen. Ueber dem Altartische stellten sie eine große Herz-Jesu-Statue auf, so groß wie ein Kind. Dann streuten sie schließlich noch Gräser rings umher, und hängten Fahnen auf und Stoffe, und versahen den Altar mit andern Schmucksachen. Eine Weile ging vorüber, sie war klein, wir blieben da sitzen: Keiner der Christen ging nach Hause, Frauen und Männer blieben zurück."

„Bald läutete die Glocke und wir gingen in die Kirche hinein; dort sangen wir Lieder auf Kinyarwanda. Eine kleine Weile vergeht, und es traten P. Classe und P. Schumacher und P. Pouget in Kirchengewändern aus der Sakristei heraus; dann nimmt P. Classe Jesus Christus aus dem Tabernakel heraus und wir singen Tantum ergo. P. Schumacher und P. Pouget ministrieren ihm. Ungefähr acht Kinder nehmen die Fahne der Jungfrau Maria und befestigen sie an einem kleinen Bambusrohr; sodann trägt ein Knabe sie fort und begibt sich mitten unter die Christen. An deren Spitze kommt ein großes Kruzifix, sehr schön, ein Mann trägt es. Schließlich gehen die Christen aus der Kirche hinaus; sie singen und bilden zwei Reihen, Männer sowohl als Frauen.

P. Claſſe trägt Jeſus Chriſtus. Zwei Prieſter nehmen ihn in die Mitte: P. Pouget und P. Schumacher. Die Patres hatten Tücher in Form eines überaus ſchönen kleinen Häuschens zuſammengefügt; daran befeſtigten ſie vier Stangen und vier Männer trugen es. Die Patres gehen hinein: zwei Miniſtranten und der andere, der Jeſus Chriſtus trägt."



Kirche von Iſſavi

„Wir bilden zwei Reihen, Jeſus Chriſtus aber bleibt zurück: Wir ſingen und können uns wirklich vor Freude nicht halten; ich kann euch das wirklich nicht erzählen. Die Heiden wollten an jenem Tage gar nicht nach Hauſe gehen. Sie wollten jenes Wunder ſehen, daß Gott vollſtändig erſcheine, und ſie ihn ſehen könnten. Wir ſingen die Lieder: „Am Kreuze", „Er iſt es würdig" und andere, die mir augenblicklich nicht einfallen."

„Wir haben uns damals wirklich Mühe gegeben; ihr waret nun nicht da, um es zu sehen. Als wir um die Ringmauer herumgezogen waren, kamen wir vor den äußern Altar. Man stellt Jesus Christus auf den Altar. Die Sänger treten vor: Sie singen schöne lateinische Lieder, alle Christen knieen nieder, und wir empfangen den sakramentalen Segen. Sie bringen Jesus Christus in die Kirche zurück, und wir fahren fort, lateinische Lieder zu singen. So singen wir eines: „Te deum"; es ist überaus schön und gefällt uns vor allen andern. Nachher erhalten wir den sakramentalen Segen, gehen hinaus und kehren nach Hause zurück. Aber die Heiden, die da waren, und die alten Weiber, als sie den P. Classe sahen, der inmitten der andern Jesus Christus trug, sagten, daß er ganz und gar Jesus Christus sei. Das kommt von ihrer Unwissenheit. Zum Schluß will ich auch noch die Namen der anwesenden Patres sagen: Generalvikar P. Leo Classe, ein anderer war P. Smoor, Oberer von Issavi Cordis Yezu (zum hh. Herzen) und sein Gehilfe, P. J. Pouget, und ein anderer, P. Julius Moyse; sodann P. Petrus Schumacher. Alle diese waren da an diesem Tage. An diesem Tage haben wir uns gefreut, zu sehen, daß keine andere Religion der christlichen Religion gleichkommt, die Menschen zu erfreuen."

Paulo Rwambibi.

Haben die Katechumenen einmal die hl. Taufe empfangen, so sieht der Missionar das Werk ihrer Ausbildung nicht als beendet an. Jeden Tag nach der zweiten hl. Messe — der Danksagungsmesse für die Kommunikanten, denn täglich wird die hl. Kommunion ausgeteilt — findet ein besonderer Unterricht für die Getauften statt, alte und junge. An Sonn- und Festtagen wird dieser Unterricht vor dem Hochamt gehalten; deshalb fällt aber die übliche Predigt nicht aus. Die ordentlichen und außerordentlichen Unterrichtsstunden, Vorträge, Andachten für verschiedene Alters- und Geschlechtsklassen, bei verschiedenen Anlässen, will ich hier nur kurz erwähnen. Der größte Feind unserer hl. Religion ist ja die Unwissenheit, der Aberglaube und ein gewisses Beharrungsvermögen in den angestammten Gebräuchen; denn so könnte man in echt moderner Ausdrucksweise sagen: Die Schwarzen sind „Herdenmenschen". Es gilt demnach, Licht zu spenden und heilsame Anregung zu bieten, wie denn das Christentum zu allen Zeiten ein Damm gegen die herrschende sittliche Verkommenheit im weitesten Sinne gewesen ist.

Es dürfte erübrigen, ein kleines Bild eines „einheimischen" Gottesdienstes zu entwerfen. Der freundliche Leser darf sich nicht darüber entsetzen, daß bei uns die strengen liturgischen Gesetze auch etwas den Verhältnissen angepaßt sind, wie denn das Anpassungsvermögen der katholischen Kirche von jeher gepriesen und geschmäht wurde. Aber auch das „Lallen der Unmündigen" gefällt dem lieben Gott. Aus Nachfolgendem wird der aufmerksame Leser übrigens ersehen, daß unsere Unmündigen keineswegs ohne Mundwerk sind.

Die weite Halle des Mittelschiffes ist mit Gläubigen gefüllt; Frauen und Männer haben getrennt ihre Plätze eingenommen, und der Priester hat die hl. Handlung begonnen. Auf den Grasteppichen kniet und hockt die andächtige Schar; es ist eben mehr ein Hocken, denn ein Knieen, besonders bei der verehrten Damenwelt. Völkerkundlich muß nämlich festgestellt werden, daß, sobald der Neger nicht auf seinen Fußsohlen steht,

die Wirbelsäule in allen Schlangenwindungen möglichst viele Stützpunkte auf dem Boden sucht. Die glücklichen Familienmütter sind von ihren kleinen Kinderchen umringt, oder letztere führen in einem präparierten Ziegenfell auf Mutters Rücken ein gedrücktes Dasein. Daß ein Negersprößling sich von der Mama trenne, spielt schon in die metaphysischen Unmöglichkeiten hinüber, und folgerichtig erscheinen denn die Mütter stets mit ihren Kinderchen. Da tönt's auch schon aus tatendurstigen Kehlen zu uns herüber, bald in weichen Elegien, bald in begeisterten Oden und Hymnen und in reißenden Dithyramben. In dieses „Chores grause Melodie" mischt sich nun der Kirchengesang ein, mitunter in hochkünstlerisch verschlungenen Fugen, doch auch dem weniger künstlerisch ausgebildeten Ohre durchschnittlich angenehm klingend. Nun besteigt der Prediger den Ambo, doch keine menschliche Macht kann die kleinen Heldentenöre bezwingen. Während alles dem Prediger atemlos lauscht (mit Ausnahme der interessierten Mütter), veranstalten unsere Däumlinge ihre im verwegensten Sinne gymnastischen Uebungen: Sie statten der gesamten weiblichen Umgebung ihre Besuche ab, krabbeln hier einer würdigen Matrone über den in festlichem Butterglanze erstrahlenden Rücken, reißen dort einer sittsamen Jungfrau an den Haarwülsten — denn alles hat sich wie zur Zeit der Brotvermehrung auf dem Grasteppich niedergelassen — oder spazieren mit wichtiger Denkermiene, die Hände über den Rücken geschlagen, durch die Seitenschiffe. „Deus autem intuetur cor." Am Schlusse der Predigt erhebt man sich wieder zu vielstimmigem Gesang, und bald geht die Gemeinde, die durch keine äußeren Einflüsse aus ihrer Sammlung gerissen werden kann, befriedigt und erbaut auseinander.

K. V. Eine Ausstellung von Missionsgaben,

die zum goldenen Priesterjubiläum des Heiligen Vaters gesammelt wurden, veranstaltete vor kurzem die Zentrale des Katholischen Frauenbundes Cöln. Die Buchdruckerei J. P. Bachem in der Marzellenstraße hatte ihren Ausstellungssaal zur Verfügung gestellt, da ein anderer passender Saal in der Karnevalszeit nicht frei war. Ein Ueberblick über die Ausstellung brachte dem Beschauer vor allem zum Bewußtsein, daß fleißige und geschickte Damenhände aus allen Teilen Deutschlands zur Bereicherung der Sammlung beigetragen haben.

Unter den kirchlichen Gebrauchsgegenständen sind vor allem zu erwähnen 6 Kapellen (Gesamtheit der kirchlichen Meßgewänder), 2 Monstranzen, 5 Altarkreuze, 3 Kelche, 2 Reliquiarien, eine Reihe Altarleuchter, eine Lampe (Ewiges Licht), ein Rauchfaß, eine größere Anzahl Alben, Altardecken, Kirchenfahnen usw. Besonderer Wert haftet jenen Gaben an, die in geduldvoller, langfristiger Arbeit von den Spenderinnen selbst angefertigt wurden, um auch für kleine Missionskirchlein in fernen Ländern die Gelegenheit zu schaffen, den Gottesdienst würdig feiern zu können.

In einem zweiten Saal waren die Missionsgaben für den Profangebrauch ausgestellt. Mehr als zweitausend Kleidungsstücke für Männer, Frauen und vor allem Kinder waren hier aufgestapelt; sie werden in ihrer Buntscheckigkeit den farbenliebenden Schützlingen der überseeischen

Missionen wohl besonders willkommen sein. Dazu kommen eine Anzahl Kruzifixe, die einst in den Hütten der Getauften als Zeichen des Glaubens hängen werden. Für die Heidenkinder sind Griffelbehälter, Schiefertafel, Schnüre von Glasperlen, kleine, bemalte Döschen und anderes Spielzeug nach den Vorschlägen der Missionare in großer Menge beschafft worden.

Eine besondere Freude und Genugtuung bildete für die beteiligten Damen der Besuch des Hrn. Kardinals und Erzbischofs Fischer, der mit lebhaftem Interesse die Missionsgaben besichtigte und den Damen seine volle Anerkennung aussprach. Auch Hr. Weihbischof Dr. Müller und andere Vertreter der Geistlichkeit besichtigten mit Interesse die Ausstellung.

Die Missionsgaben werden von der Zentrale des Katholischen Frauenbundes an folgende Missionshäuser verteilt: Knechtsteden (Väter vom hl. Geist), Steyl (Gesellschaft vom göttlichen Wort), Hiltrup (Missionare vom hl. Herzen Jesu), Limburg a. d. Lahn (Pallottiner), Trier (Weiße Väter).

Kleine Mitteilungen.

Neue Goldfelder in Uganda. Wie aus Entebbe in Uganda gemeldet wird, veröffentlicht die offizielle Zeitung des Landes einen Bericht des im Dienste der Regierung stehenden Geologen Coates, in dem festgestellt wird, daß in dem Gebiet westlich vom Albert Njansa im Uferkies des Kakoi bis hinauf zum Grenzgebiet der Lado-Enklave Gold gefunden worden ist. Im Adzi-Tale ist Gold in beträchtlichen Mengen am Unterlauf des M'Bago und Adzi gefunden worden. Der Sand zeigt eine beträchtliche Menge feinen Goldes in den oberen Schichten, und es sind Anzeichen von dem Vorhandensein von goldhaltigen Lagerungen festgestellt. Das Land ist leicht zugänglich und nahe dem Albert-See. Der M'Bago-Fluß erscheint als das meistversprechende Gebiet des Landes; wahrscheinlich würde ein systematisches Goldsuchen mittels Bohrlöcher im Flußbett und im Uferkies sich wohl lohnen. Das Gebiet ist britisch und liegt nahe den reichen Goldfeldern des Kongostaates. Die neuen Entdeckungen lassen auf das Vorhandensein von Gold über ein weites Gebiet in diesem Teile Afrikas schließen.

Ein furchtbarer Schlafgefährte. Im „Eclair" erzählt A. Hanne, der längere Zeit in Martinique geweilt hat, von dem außerordentlichen Schlangenreichtum dieser französischen Insel in West-Indien und von den Verheerungen, die die furchtbaren Giftschlangen alljährlich unter den Eingeborenen anrichten. Dabei berichtet er von einem Vorfall, der sich vor nicht allzulanger Zeit in Fort de France ereignete. Im Disziplinargefängnis war ein junger Kolonialsoldat wegen eines geringfügigen Vergehens eingeliefert worden. Die Temperatur war heiß und drückend, und da der Soldat kein schweres Verbrechen sich hatte zuschulden kommen lassen, ließ der diensthabende Sergeant die Nacht über die Zelle halb offen. Der Aufseher selbst erzählt das Weitere: „Die Nacht verlief ohne Zwischenfall. Als ich am Morgen um fünf Uhr mich der Zelle näherte, um meinen Gefangenen mit einem energischen „Aufstehen!" aus dem Schlummer zu wecken, blieb mir vor Entsetzen das Wort in der Kehle stecken. Der Mann lag auf dem Rücken, unbeweglich, und auf seiner Brust sah ich eine große, gelbe Viper. Friedlich hatte sie sich dort zusammengerollt und schien zu schlafen. Auf den Zehen schlich ich davon, stürzte zur Polizei und kehrte nach wenigen Minuten mit einer Schale Milch und einigen Gefährten zurück. Leise, vorsichtig schob ich das Milchgefäß durch den Türspalt und begann zu pfeifen, was mir gerade einfiel, ich glaube, es war die „schöne blaue Donau". Bei der Walzerweise hob die Viper, die für Musik eine außerordentliche Vorliebe hat, den Kopf, und dann glitt sie langsam zur Erde und näherte sich der Milchschale, die sie sofort gewahrt zu haben schien. In dem Augenblick, da die spitze schmale Zunge in die weiße Milch tauchte, sausten zehn Knüttel gleichzeitig auf das Reptil nieder. Es war ein

prachtvolles Exemplar von fast 2 m Länge. Der Gefangene aber lag besinnungslos in tiefer Ohnmacht. Er erzählte später, wie er um Mitternacht von einem Drucke auf der Brust erwacht sei und den glatten Schlangenkörper gespürt, den Kopf der verderblichen Viper deutlich gesehen habe. In starrem Entsetzen, in krampfhafter Unbeweglichkeit verbrachte er die Nacht, die Sekunden wurden zu Stunden, und als er am Morgen endlich meinen Schritt hörte, wurde er ohnmächtig vor Nervenerschöpfung. Erst nach wochenlangem Aufenthalt im Sanatorium erholte er sich. Seine Haare aber waren in diesen fürchterlichen Stunden über Nacht schneeweiß geworden . . ."

Das Latein in den Missionen. Welche Schwierigkeiten die Erlernung der lateinischen Kirchensprache Völkern mit isolierenden Sprachen, beispielsweise den Annamiten, macht, schildern die „Katholischen Missionen" auf Grund der Erfahrungen in dem neuen, von den spanischen Dominikanern geleiteten Zentralseminar für die Heranbildung annamitischer Priester zu Dao-ngan in Nord-Tonking. Die annamitische Sprache weist nämlich nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem Lateinischen auf, gehört sie ja wie das Chinesische zu den sog. isolierenden Sprachen. Sie besteht aus lauter einsilbigen Wurzelwörtern, die ohne weitere Verbindung und Ablautung aneinander gereiht werden und nur durch ihre verschiedene Stellung zueinander und die verschiedene Betonung den Sinn verändern. Die langen, mehrsilbigen lateinischen Wörter, die Deklination, Konjugation, die schwere Syntax bereiten den Annamiten die unsäglichsten Schwierigkeiten, so daß von den Alumnen nach sechsjährigem Lateinstudium nur wenige fähig sind, in dieser Sprache auch nur einen irgendwie schwierigen Aufsatz im einfachsten Stil zu verfassen. Leichter wird ihnen die Uebersetzung des Lateinischen ins Annamitische, da sie nur den Sinn zu erfassen brauchen, um den entsprechenden annamitischen Ausdruck dafür zu finden. Die annamitische Sprache ist auch so arm, daß ihr die wichtigsten Worte für die abstrakten Fragen der Philosophie und der Theologie fehlen, und daß so nur das schwierige Latein als Grundlage des Unterrichts dienen kann. Die Schulsprache muß so zu einem wunderbaren Gemisch von Latein und Annamitisch werden. Trotz aller Schwierigkeiten gelingt es aber schließlich doch, den künftigen Priestern die erforderliche philosophische und theologische Bildung beizubringen. Manche Begabtere dringen auch tiefer in den Gegenstand und in die Beweisführung ein und sind sehr wohl imstande, ihren Professoren gelegentlich Schwierigkeiten und Einwände zu machen. Der Aufsatz über diese annamitische Seminarbildung enthält viele Einzelheiten, die besonders dem Klerus hochinteressant sein dürften.

Eine Forschungsreise durch die Sahara. Der bekannte Forschungsreisende Felix Dubois ist nach einer Durchquerung der Sahara wieder in Paris eingetroffen. Die Expedition hatte der kühne Reisende ganz allein unternommen, ohne jede andere Begleitung als eingeborene Kameltreiber und Kamele. Zunächst wandte er sich den äußersten Oasen Algeriens zu. Seine Erlebnisse hat er in einem Briefe an einen Freund vom 27. Juli 1907 niedergelegt: „Morgen trete ich nun also die große Reise durch das Hoggar, das Land der Tuaregs, an. Es ist erstaunlich, was mir alles in diesen Ländern zugestoßen ist, die natürlich Räuberhöhlen waren. Solche Reisen sind nur eine Frage der physischen Ausdauer und der kräftigen Konstitution; nicht mehr. Man muß etwas hart gesotten sein. Gestern Nacht zeigte das Thermometer als Minimum 34 Grad, das Maximum sind 50 Grad. Natürlich kann man kaum schlafen, aber ich werde meinen Erholungsaufenthalt in einer Höhe von 1300 m nehmen; bis dahin habe ich noch einige 700 km zurückzulegen . . ." Bei den gefürchteten Tuaregs fand Dubois freundliche Aufnahme und Unterstützung, und er ist innerhalb zwei Monaten durch die innere Sahara gezogen. Aus Tamanrasset schrieb er am 1. Oktober: „Nun bin ich zwei Monate in diesen Bergen, und weiß nicht, wann ich weiterziehe, so viel des Interessanten, Unerwarteten, Aufregenden finde ich. Das Wetter ist wundervoll Was für falsche Ideen hat man über die Sahara, dieses malerischste Land! Und wie gut nimmt man mich auf! Eben habe ich acht Tage in dem Lager des Königs der Hoggars verbracht, ganz allein mit meinem Bedienten, der erste Europäer, dem die Tuaregs so intime Gastfreundschaft gewähren. Jetzt gehe ich auf vierzehn Tage nach einer abgelegenen, sehr alten Stelle, wo ich römische Altertumsfunde zu machen gedenke, nachdem ich schon Denkmäler und Inschriften aus anderen Kulturen gefunden habe. Das sind sensationelle Entdeckungen; von ihnen hat mir der Pater de Foucauld erzählt, eine Art

St. Augustin, der gerade hier als Eremit lebt.“ Dubois hat die Sahara von Norden nach Süden ganz durchquert und im unbekannten Land mehr als 2000 km zurückgelegt.

Berauschende Getränke bei den Naturvölkern. Wenn die Einfuhr von Schnaps in Afrika verboten wird, so ist das gewiß eine berechtige Maßnahme; aber leider wartet der Neger nicht auf den europäischen Alkohol, um sich zu betrinken, sondern er hat längst aus sich selbst heraus den berauschenden Palmenwein gefunden, der ihn in einen Zustand der Besinnungslosigkeit versetzt. Wie der Neger, so haben auch andere Naturvölker ihre berauschenden Getränke; der Korjäke betrinkt sich mit Fliegenschwamm, der Südsee-Insulaner mit Kawa, der Mexikaner mit Pulque usw. Auf welch raffinierte Weise Naturvölker sich neue Berauschungsmittel zu verschaffen wissen, geht aus zwei Beispielen hervor, die im „Globus“ angeführt werden. So gebrauchen verschiedene Negerstämme im französischen Nordwest-Afrika und anderswo den Trank Bili als Surrogat für den vom Propheten verbotenen Alkohol. Das Bili wird aus dem Wurzelstock einer Melastomacee, Dissotis grandiflora, in der Art wie bei uns die Zichorienwurzel zu einem braunen Pulver gedörrt und geröstet und in Körbchen aus Raphiafasern aufbewahrt. Aus diesem Pulver wird dann in sehr großen Krügen ein Getränk bereitet, das von alten Weibern mit Bambusstöcken 5 bis 6 Stunden lang umgerührt wird und leicht betrunken macht. Ein anderes berauschendes Getränk ist der Pevote, den die Huicholindianer Mexikos aus einer uralten heiligen Pflanze bereiten und der Trunkenheit und Halluzinationen hervorruft. Diese Pflanze ist eine kleine, namentlich im nördlichen Mexiko verbreitete Kaktusart, deren Wirkungen schon den ersten Missionaren bekannt waren. Ißt man sie oder genießt man ein aus ihr bereitetes Getränk, so tritt eine zwei bis drei Tage anhaltende Trunkenheit ein, die aber von dem durch Alkohol erzeugten Rausch verschieden ist; der Trunkene hat farbige Visionen und wird nicht in einen Erregungszustand, sondern in Stimmungen von Furcht und Traurigkeit versetzt.

Die deutschen Jesuiten in Tokio. Ein 35 Jahre lang in Japan wirkender französischer Missionär, Herr L. Drouart de Lezey, glaubt, das zur Zeit allerwichtigste Unternehmen, um die Japaner für den Katholizismus zu gewinnen, wäre die Schaffung einer mächtigen katholischen Presse. Die Pariser Mission habe in dieser Hinsicht auch nach Maßgabe ihrer Mittel recht Anerkennenswertes geleistet, aber die Amerikaner sind mit geradezu riesigen Leistungen auf diesem Gebiete weit voraus. P. Drouart sagt, täglich erscheinende Zeitungen seien zu teuer, rein religiöse Bücher würden nicht gelesen, aber wissenschaftlichen Fragen bringe das Volk großes Interesse entgegen. Es hat sich nun in Paris ein Komitee gebildet, das Abhandlungen aus den verschiedenen Gebieten des Wissens verfaßt, welche von einem japanischen Komitee in Tokio übersetzt und verbreitet werden sollen, zunächst alle drei Monate eine Schrift in einer Auflage von 10000 Exemplaren. Von diesem neuen Preßunternehmen erhofft sich der erfahrene Missionär großen Erfolg. Leider habe es von Frankreich her eine wirksame Unterstützung derzeit kaum zu erhoffen, darum wende er sich nach Deutschland, wo man für die Bedeutung und Macht der Presse mehr Verständnis habe. Insbesondere hofft er das Unternehmen später in die Hände der deutschen Jesuiten zu legen, deren Ankunft in Tokio (P. Dahlmann und P. Rockliff) er deshalb so freudig begrüßt habe. Diese Anregung des Missionärs gibt der Redaktion der „Katholischen Missionen“ (Herder, Freiburg i. B.) Anlaß, übertreibenden Gerüchten gegenüber zu betonen, daß die genannten deutschen Patres erst das Terrain studieren, und daß einstweilen von der Gründung einer Universität noch nicht die Rede ist. Man prüft erst die Verhältnisse, um die richtigen Wege zu finden. P. Josef Dahlmann schreibt soeben erst folgendes aus Tokio: „Vor einigen Tagen hatte ich einen sehr interessanten und angenehmen Besuch. Es war Universitätsprofessor Dr. Nagai von der hiesigen Universität, Professor der Chemie. Er zählt zu den angesehensten Mitgliedern des Lehrkörpers an der kaiserlichen Universität. Alle seine Studien hat er in Deutschland gemacht und war in Berlin Assistent des berühmten Chemikers Hoffmann. So konnte ich mich denn mit diesem japanischen Gelehrten in deutscher Sprache, die er ganz beherrscht, sehr angenehm unterhalten. Diese Bekanntschaft ist uns um so wertvoller, als Nagai Katholik, und zwar sehr eifriger Katholik ist und als Mitglied des obersten japanischen Studienrates mit den Richtungen und Bestrebungen des höheren Unterrichtswesens seiner japanischen Heimat vorzüglich vertraut und somit in der Lage ist, uns mit seinem Rate zur

Seite zu stehen. Und des Rates bedürfen wir sehr, um das Richtige für das zu gründende Institut zu finden. Allmählich gewinnen wir durch solche Beziehungen die Klarheit, die uns den richtigen Weg zeigt."

Pflanzenhaare sind zu einem bedeutenden Handelsartikel geworden, wie der Bericht eines englischen Konsuls aus Algier nachweist. Die in dieser nordafrikanischen Kolonie Frankreichs hergestellten Pflanzenhaare verdienen diesen Namen allerdings weniger nach ihrem Ursprung als nach ihrer Verwendung. Es sind nämlich Fasern der Zwergpalme (Chamaerops humilis), die in großen Mengen längs der algerischen Küste wächst. Noch vor wenigen Jahren wurde diese Pflanze als ein nutzloses Unkraut betrachtet, und heute wird sie als ein sehr wesentlicher Gegenstand des Erwerbs geschätzt, nachdem man nämlich entdeckt hatte, daß dies kleine Gewächs Fasern von höchst nützlichen Eigenschaften enthält, nach denen man lange im Pflanzenreich gesucht hatte. Die Faser gleicht nämlich in ihren Eigenschaften dem Pferdehaar derart, daß sie als ein ausgezeichnetes Ersatzmittel dafür benutzt werden kann, und es versteht sich ohne weiteres von selbst, daß die Fasern jener so lange für ganz wertlos oder gar lästig erachteten Pflanze weit billiger sind als Pferdehaare. Daraus erklärt sich auch die Schnelligkeit, mit der diese Palmenfasern als neue Handelsware innerhalb eines weiten Gebiets Eingang gefunden haben. Heute ist bereits eine große Nachfrage danach zur Herstellung von Polstern, Matratzen, Wagenkissen billigerer Sorte. Die Pflanzenhaare sollen vor den Pferdehaaren sogar noch mancherlei Vorzüge besitzen, beispielsweise in dem Punkt, daß sie nicht von Insekten zerstört oder überhaupt nur angegriffen werden. Ursprünglich wurden in Algier die Fasern auf einfachste Weise verarbeitet, indem sie nur mit der Hand gekräuselt wurden. Nachdem sich der Verkauf aber als so gewinnbringend herausgestellt hat, sind zur Verarbeitung Anlagen mit Dampfbetrieb geschaffen worden. Deutschland und Oesterreich-Ungarn sollen die Hauptabnehmer für Pflanzenhaare sein, und namentlich werden sie für das deutsche Militär verwertet, um Matratzen für Baracken und Hospitäler zu verfertigen.

Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

Die öftere und tägliche Kommunion. Von P. Julius Lintelo, S. J. Aus dem Französischen übersetzt und herausgegeben von Oskar Witz, Pfarrer.

Die Schriften des P. Lintelo, S. J., über die öftere und tägliche Kommunion geben nach einer Erklärung des Kardinallegaten V. Vannutelli auf dem eucharistischen Kongreß zu Metz am besten den Gedanken und die Wünsche des Heiligen Vaters wieder.

3 Ausgaben:

Für Eltern und Erzieher. Die öftere Kommunion der Kinder. 32 Seiten mit Umschlag. Preis: Das Exemplar 10 Pfg.; 100 Stück 9 Mark.

Für die Jugend. Die öftere und tägliche Kommunion. 80 Seiten mit Umschlag. Preis: Das Exemplar 15 Pfg.; 100 Stück 14 Mark.

Für die Männer. Die öftere und tägliche Kommunion. 64 Seiten mit Umschlag. Preis: Das Exemplar 15 Pfg.; 100 Stück 14 Mark. Probeexemplare stellen wir gern zur Verfügung. Diese Schriftchen sind zur Massenverbreitung ganz besonders geeignet.

Es ist aufs Lebhafteste zu begrüßen, daß der Hochw. Herr Pfarrer Oskar Witz die eindringlichen Erwägungen des P. Julius Lintelo S. J. durch eine sehr gefällige und ansprechende Übersetzung auch dem deutschen Publikum zugänglich gemacht hat.

Eingegeben von einer innigen Gottes- und Menschenliebe, geleitet von der sichern Hand der päpstlichen Entscheidungen und der Erfahrung einer gotterleuchteten Seelenleitung, sind die Belehrungen und Erwägungen geeignet, dem religionsfeindlichen, ungläubigen, unchristlichen Geist der Zeit den Eingang zu den Herzen zu verwehren; die Waffen des Spottes, der Verdächtigungen und Verunglimpfungen, welcher jener Geist so meisterlich zu führen versteht, unwirksam zu machen; ver-

derbliche Vorurteile zu zerstreuen. Wohltuend und erfrischend wirken die eingestreuten Beispiele.

Wir schließen uns den Wünschen des durch sein seeleneifriges Wirken weit über die Grenzen seiner Gemeinde hin bekannten Pfarrers an: mögen die Büchlein eine liebevolle Aufnahme und durch Vermittlung der Beichtväter und Leiter katholischer Vereine und Anstalten eine große Verbreitung unter dem Volke finden.

Jeanne d'Arc, die selige Jungfrau von Orleans, lebt unsterblich fort wie in der Dichtung so in herrlichen Schöpfungen der bildenden Künste. Die Familienzeitschrift **„Alte und Neue Welt"** veröffentlicht im 16. Heft eine aktuelle Studie von A. Hahn über „Die historische Jungfrau von Orleans" mit Illustrationen nach Werken hervorragender Meister. Tiefpoetisch empfunden ist Joys Darstellung der im Kriegslager schlummernden Heldin, dramatisch bewegt Scherrers „Einzug in Orleans". Monumental wirken die trefflich wiedergegebenen Wandgemälde von Jules Eugène Lenepveu im Pariser Pantheon. Der Bildschmuck des Heftes ist überhaupt sehr reich und vornehm. Flott geschrieben sind Georg Streckers „Bremer Bilder", fesselnd eine Studie über „Joseph Haydn" von Abel Morand, wertvoll und gediegen der kurze Essay „Maria in der deutschen Dichtung des Mittelalters" von Dr. P. H. Die Novellette „Vom Heidehaus" von Heinrich Faßbinder ist in ihrer Art ein wahres Meisterstück. Die Romane „Christine Auberjol" von Dora Melegari und „Zurückgekehrt" von Champol scheinen ihrem Abschlusse entgegenzugehen und erreichen in den letzten Kapiteln die Höhe der Spannung. Viel des Interessanten bieten auch in diesem Hefte die Rundschau und die Beilage für die Frauen.

Bei Herder, Freiburg i. B.

Lehr-, Gebet- und Spruchbüchlein zur Erteilung des Religionsunterrichtes an Kinder von vier bis sieben Jahren. Ein Handbüchlein für Lehrer und Erzieher, besonders für Mütter und Kinderschwestern von Dr. Julius Berberich. Zweite, verbesserte Auflage. 12° (XII u. 102) Herder, Freiburg 1908. M —.50; geb. in Halbleinen M —.70.

Bischof Ketteler behauptet unbedingt: Der Mensch bleibt in der Regel so, wie er in den sechs ersten Jahren auf dem Schoße seiner Mutter gewesen ist. Es ist nun eine alte Erfahrung, daß, je jünger das Kind, desto schwieriger der Unterricht, und jeder Lehrer und jede Lehrerin wird die Zeit bedauern, in der sie erst tastend und probierend das nötige Geschick und die Uebung sich erwarben. Das vorliegende Büchlein sucht nun auf Grund vieljähriger Erfahrung den religiösen Unterricht für die Unmündigen so mundgerecht zu machen, daß er zur Freude wird für die Erzieher wie für die Kinder. Wer an der Erziehung der Kleinen mitzuwirken hat, Väter, Mütter, Erzieher, Erzieherinnen, Lehrer, Lehrerinnen, greife zu diesem Schriftchen.

Aus fernen Landen. Eine Reihe illustrierter Erzählungen für die Jugend. Aus den Beilagen der „Katholischen Missionen" gesammelt von Joseph Spillmann S. J. 12° 22 Bändchen. 1.—18: je 60 Pf., geb. 80 Pf.; 19—22: je 80 Pf., geb. M 1.—

Der Findling von Hongkong und andere Geschichten. Von Anton Huonder S. J. Mit vier Bildern. (Aus fernen Landen. 23. Bändchen.) 8° (VI u. 70) Freiburg 1907, Herdersche Verlagshandlung. M —.80; geb. M 1.— In neuen Auflagen liegen vor:

3: **Die Marienkinder.** Eine Erzählung aus dem Kaukasus. Von Joseph Spillmann S. J. Zehnte Auflage. Mit vier Bildern. (VI u. 86.)

4: **Maron, der Christenknabe aus dem Libanon.** Eine Erzählung aus der letzten großen Christenverfolgung durch die Drusen. Von A. v. B. Achte Auflage. Mit vier Bildern. (VI u. 70.)

15: **Die Schiffbrüchigen.** Eine Erzählung für die Jugend. Von Joseph Spillmann S. J. Fünfte Auflage. Mit vier Bildern. (VI u. 100.)

Die Sammlung hat fast ausnahmslos in der gesamten katholischen Presse hohes Lob und warme Anerkennung gefunden und ist zum Teil ins Französische, Englische, Spanische, Italienische, Polnische, Ungarische, Slawonische und Rhäto-Romanische übersetzt worden, gewiß ein Beweis, daß sie nach dem allgemeinen

Urteile den Anforderungen einer gesunden geist- und herzbildenden Jugendlektüre vollauf entspricht.

Die Bändchen wurden in diesen Blättern des öftern aufs wärmste empfohlen. Wir wüßten keine bessere, gesundere Lektüre für das Jugendalter von 10—15 Jahren.

Der Schutzengel. Vollständiges Gebetbüchlein für Kinder. Von Wilhelm Färber. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Vierte Auflage. Mit einem Titelbild. 48° (X u. 202) Freiburg i. B. 1907, Herdersche Verlagshandlung. 30 Pf.; geb. 50 Pf. und höher.

Ein hübsches Kindergebetbüchlein, dessen Verfasser in Auswahl und Ton, namentlich in den drei Meßandachten und in der durchaus praktischen Beichtandacht, der Fassungskraft der Kleinen entgegenkommt. Der kurze lateinische Anhang führt die Kleinen in den Wortlaut der wichtigsten liturgischen Texte ein.

Tropischer Gemüsebau sowie einige Notizen zum Anbau diverser Zierpflanzen und Blumen. Von einem Kameruner Pflanzer. Zweite Auflage. Mit 12 Abbildungen. Berlin 1908. — Zu beziehen gegen Einsendung von 80 Pf. von der Samen- und Pflanzenhandlung Stenger & Rotter, Erfurt sowie von den Exportbuchhandlungen G. A. v. Halem in Bremen und Dietrich Reimer in Berlin.

Das Schriftchen gibt auf 15 Seiten praktische Winke für den Gemüsebau in den Tropen, zeigt, welche europäische Gemüse man dort erfolgreich ziehen kann und was man zu beobachten hat, um sich vor unangenehmen Erfahrungen zu schützen. Jeder erfährt an sich selbst, wie wichtig für das Wohlbefinden des Europäers in heißen Ländern frische Gemüse sind und wird sich gern die Erfahrungen des nunmehr verstorbenen Pflanzers zu nutze machen.

Sonnenschein. Geschichten für Kinder und ihre Freunde. III. Bändchen. Wir bitten um Arbeit und andere Märchen. Von Elisabeth Müller. Mit farbigen Bildern von M. Annen. 136 Seiten. kl. 8°. Gebunden M 1.—.

IV. Bändchen. Die Krückenlinde. Erzählung von Elisabeth Müller. Mit farbigen Bildern von M. Annen. 136 S. kl. 8°. Gebunden M 1.—. Einsiedeln, Waldshut, Cöln a/Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G.

„Wir bitten um Arbeit" enthält drei köstlich erzählte Märchen, von denen das erste der jugendlichen Arbeitsamkeit, das zweite der kindlichen Dankbarkeit und das dritte endlich der Lernbegierde in der Schule das Wort redet. „Die Krückenlinde" erzählt die Lebensschicksale dreier armer irländischen Kinder, denen ein Opfer aufrichtiger Nächstenliebe die Quelle eines nie geahnten Glückes wird. Alle diese Erzählungen, über die sich der Duft einer ungezwungenen, jugendfrischen Poesie ergießt, sind warm und eindringlich geschrieben, so daß sie selbst das Herz des reiferen Lesers rühren und erbauen.

Wegweiser für Krankenpfleger. Von Dr. med. Düttmann in Montabaur. Zweite Auflage. 67 S. Preis M —.50; in Partien billiger. — Verlag von Willy Kalb in Montabaur 1907.

Ein äußerst praktisches Büchlein für die Hand des Krankenpflegers. Klarheit, Kürze und doch Vollständigkeit sind die Vorzüge des Schriftchens, dem man weiteste Verbreitung wünschen kann, zumal da der Preis in Anbetracht des reichen Inhalts niedrig gestellt ist.

Der hl. Augustinus in der Erinnerung der Araber des 17. Jahrhunderts.

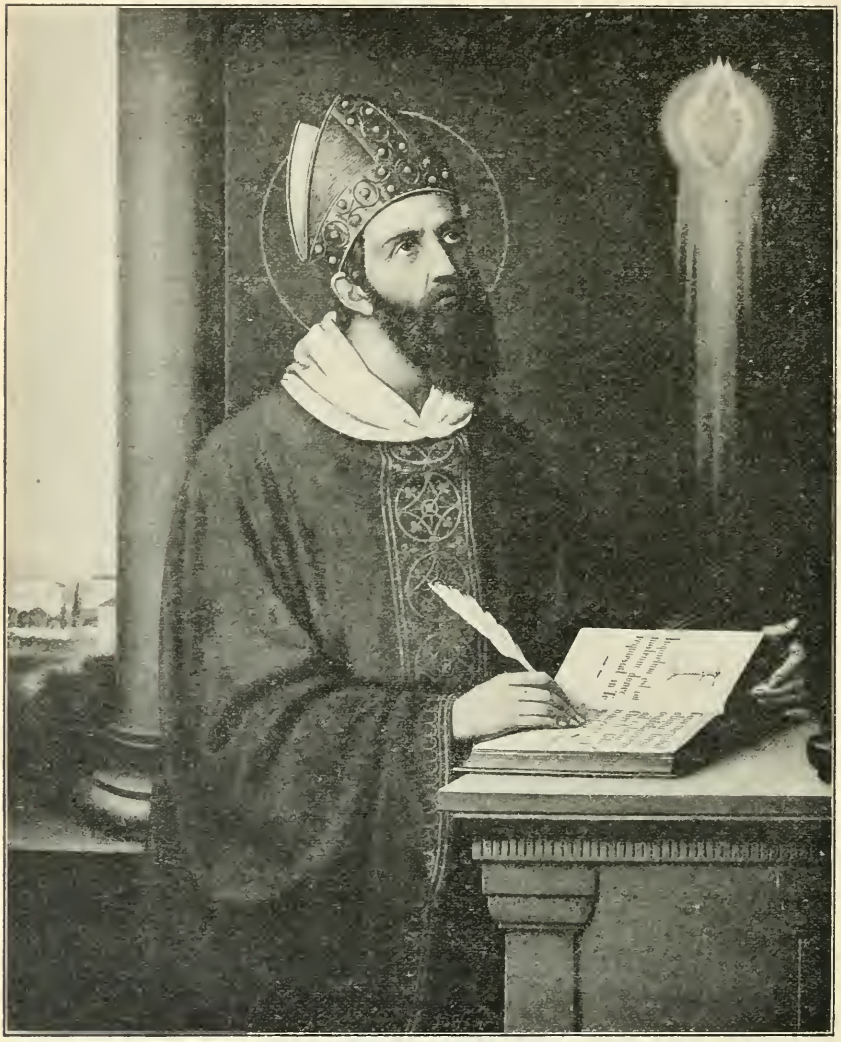
Der um die Kirche Nordafrikas so hochverdiente Bischof Dupuch*) hat einmal den Ausspruch getan: „Namen, wie die eines Hannibal, Scipio und Jugurtha sind der Vergessenheit anheimgefallen; nirgends wissen die Araber mehr etwas von jenen Männern. Doch das Andenken an den hl. Augustinus hat sich mancherorts erhalten. Man weiß noch, daß er ein großer Bischof der Christen, ein Heiliger Gottes und Wohltäter der Menschen gewesen ist."

Diese Ueberzeugung hatte der Bischof sich während seiner mehrjährigen Amtstätigkeit gebildet und stützte sich dabei auf die Ueberreste und Ueberlieferungen aus der christlichen Vorzeit, deren Studium fast 20 Jahre hindurch (1838—1856) alle seine freie Zeit gehörte. Jene, welche den hl. Augustinus zum Mittelpunkte haben, hat er mit vielem Fleiße und großer Sorgfalt gesammelt und in seiner „Skizze über das christliche Algerien", sowie in seinen „Annalen" niedergelegt. Das 19. Jahrhundert aber hat seine Erinnerung an den großen Bischof von Hippo von den früheren überkommen. Den Spuren dieser Erinnerung durch die Jahrhunderte hindurch nachzugehen, bildet eine Aufgabe der christlichen Altertumsforscher, die noch nicht ganz gelöst ist. Einen sehr schätzenswerten Beitrag zu ihrer Lösung hat vor Jahren der französische Jesuit Ducat geliefert. Er führt nämlich in der französischen Ausgabe der „Katholischen

*) Die Verdienste dieses heiligmäßigen Bischofs kann man nicht hoch genug anschlagen, weil man sich kaum einen Begriff von den Schwierigkeiten machen kann, die er zu überwinden hatte.

Militär- und Zivilverwaltung traten ihm überall hindernd in den Weg. Letztere namentlich zeigte sich äußerst feindselig. Die Barmherzigen Schwestern erhielten Befehl, das Kruzifix aus ihren Spitälern zu entfernen, damit das religiöse Empfinden der Araber nicht verletzt würde. Als die Schwestern einem solchen Ansinnen nicht nachkamen, wurde der Bischof mit einer offiziellen Rüge bedacht, weil er die proselytischen Absichten der Schwestern nicht wirksam unterdrückte. Und doch bestanden die proselytischen Absichten der Schwestern einzig darin, daß sie ihren sterbenden Kranken empfahlen, für ihre Seele Sorge zu tragen. Der opferfreudige Prälat begann seine schwierige Mission im Jahre 1838, unterstützt von nur wenigen Priestern, von denen zwei in Algier, einer zu Oran, ein dritter zu Bona, dem alten Hippo, wirkte. Schon nach 7 Jahren waren seine Kräfte dergestalt aufgezehrt, daß er es für geraten hielt, sein Amt niederzulegen. Aber in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit hatte er fast einzig aus seinen und seiner Freunde Kosten 60 Kirchen und Kapellen, 40 Armenhäuser, Spitäler, Besserungshäuser und andere Institute gegründet, an denen 91 Priester und 140 Barmherzige Schwestern wirkten. Das waren die Werke des ersten Bischofs von Algier, die selbst dem Araberführer Abd-el-Kader aufrichtige Verwunderung und das Geständnis abzwangen: „Ich weiß alles, was er für Algerien getan hat, und ich habe eine große Hochachtung vor seiner Person." Er starb im Jahre 1856.

Missionen“ einen Gewährsmann auf, welcher unzweifelhaft dartut, daß im **17.** Jahrhundert das Andenken an den hl. Augustinus noch recht lebendig war. Es ist der Geschichtsschreiber Johann Baptist Gramaye. Er verdient unbedingtes Vertrauen, da ihn sein Schicksal an Ort und Stelle führte, und er sich mithin von dem Dasein der Erinnerung überzeugen konnte. Er hatte nämlich das Unglück, von den algerischen See-



Der hl. Augustinus: Bischof und Kirchenlehrer.

räubern gefangen nach Nordafrika geführt zu werden. Nach manchem Mißgeschick erlangte er die Freiheit wieder und fand dann noch Gelegenheit, in seinen beiden Büchern: „Africa illustrata“ und „Diarium Algeriense“ seine Erlebnisse zu verewigen. Er starb im Jahre 1635.

Unter andern merkwürdigen Einzelheiten führt er auch die Örtlichkeiten auf, an denen der hl. Augustinus noch in lebendiger Erinnerung ist.

Vor allem kommt Tagaste in Numidien, die Vaterstadt des Heiligen, in Betracht. Zwar ist keine Spur von der ehemaligen Stadt mehr zu sehen, berichtet Gramaye, aber man zeigt noch eine in den Felsen gehauene Grotte, nach der Ueberlieferung der Eingeborenen die Geburtsstätte des Heiligen. Sie wird hoch in Ehren gehalten und zieht alljährlich viele Leute aus der Umgegend an, die namentlich Mitte November kommen, um den Geburtstag des großen „Marabout"*) zu begehen und ihre religiösen Gebräuche abzuhalten.

An der Grotte steht ein altarähnlicher Aufbau, zu dem 4 Stufen hinanführen. In der untersten hat man ein rundes Loch angebracht, in welches die Araber Oel hineingießen. Das Oel hat die Bestimmung, eine Lampe zu speisen, die man zu Ehren des großen Heiligen aus der Vorzeit brennen läßt. Die Araber beten hier, namentlich zur Zeit großer Trockenheit, und haben die erhoffte Hilfe öfters erfahren. Der Altar ist so aufgestellt, daß man sich ringsherum frei bewegen kann. Die Wände zeigen noch Spuren von Gemälden. In einer Nische erblickt man eine Statue, die, nach den Abzeichen zu schließen, den hl. Augustinus selbst darstellen soll, denn außer der Mitra ist als kirchliches Gewand noch die Albe und der Gürtel erkennbar. „Bezüglich der Statue", fügt unser Gewährsmann hinzu, „muß ich noch folgendes bemerken: Die Statue hat nach dem Urteile eines Kenners, des Religiosen Hieronymus Hierado aus dem Orden der Trinitarier, ein hohes Alter. Mit ihm war ich während meines Aufenthaltes in Algier innig befreundet." Zu dieser Beschreibung fügt Gramaye noch eine Zeichnung, welche die Grotte in ihren Umrissen wenigstens zur Darstellung bringt.

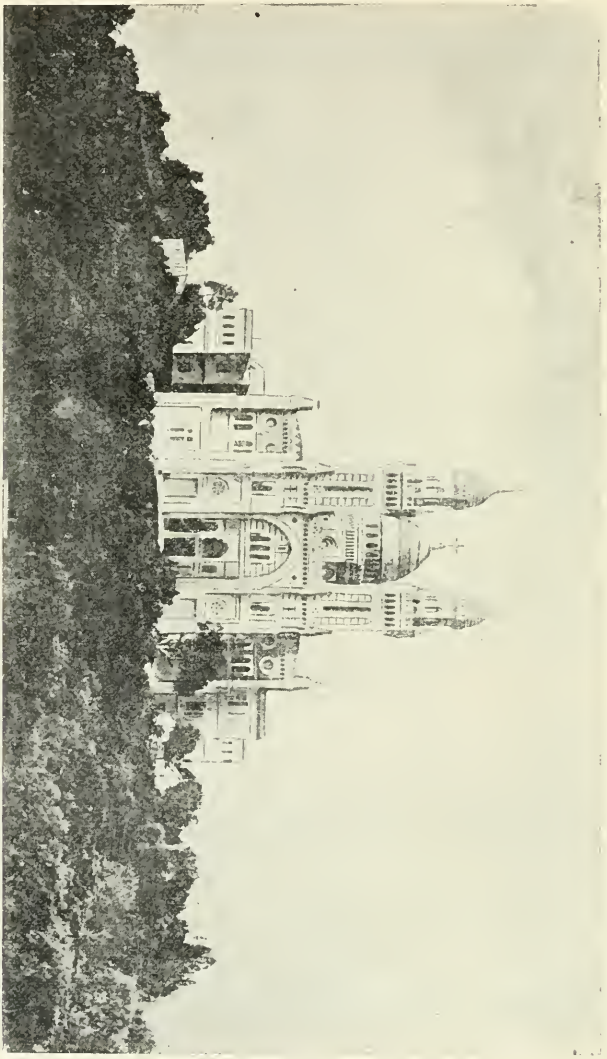
Eine zweite Örtlichkeit bei Tagaste genießt ein ähnliches Ansehen. Sie ist durch eine bettartige Aushöhlung kenntlich gemacht, welche die Araber in den Felsen eingehauen haben. In der Meinung, daß sie hier das Bett des großen „Marabout" vor sich haben, kommen sie mit großem Vertrauen herbei, um Erhörung in gewissen Nöten und Anliegen zu suchen. Insbesondere haben sie die Gewohnheit, ihre mit Ausschlag behafteten Kinder in die Höhlung hineinzulegen, mit der festen Überzeugung, daß sie so wieder gesund würden. Und was noch merkwürdiger ist, ich erfahre von dem Händler Joseph Dominique, der noch kürzlich als Sklave bei einem Araber diente, daß er selber Augenzeuge von auffallenden Heilungen gewesen sei.

Auch die Stadt, welche vor allen andern der Schauplatz der Wirksamkeit des hl. Augustinus geworden ist, Hippo, hat das Andenken an ihn bewahrt.

Zur Zeit, in der Gramaye schrieb, waren noch die Überreste des ersten vom hl. Augustinus erbauten Klosters vorhanden. Wie tief die Erinnerung an den Erbauer in der einheimischen Bevölkerung Wurzel gefaßt hatte, zeigt der Umstand, daß man selbst die Ruinen des ehemaligen Klosters in hohen Ehren hielt. „Kein Tier," so sagen die Eingeborenen, „das sich zufällig in die mit Gestrüpp verwachsenen Ruinen verläuft, kommt gesund und unbehelligt wieder heraus. Kein giftiges

*) arabischer Priester.

Gewürm ist hier anzutreffen. Die Vögel selbst halten sich fern und wagen nicht, da zu nisten." Unweit der Stelle, so erzählt Gramaye weiter, steht der Palast eines Mohren. Die Bediensteten dieses Mohren haben mir nun berichtet, daß sie öfters während der Nacht geheimnisvolle Lichter gesehen und wundersame Melodien gehört hätten. Das habe sich



Die St. Augustinus-Kathedrale zu Hippo.

namentlich an den Kalenden des Juli zugetragen. Hier ist die Stätte, wo die Wiege der afrikanischen Mönche gestanden. Der Ansturm der Vandalen zwang die frommen Männer, ihr Kloster zu verlassen und vor der Verfolgung in die Wüste zu fliehen, wo sie eine Zeitlang vereinzelt lebten. Infolgedessen wurden sie später mit dem Namen „Eremiten" benannt. Die Lebensweise und Regel, welche der hl. Augustinus für sie

nach dem Muster der italienischen Mönche eingerichtet hatte, behielten sie bei.

Noch von den Ruinen eines zweiten Klosters kann ich berichten. Ich selbst habe sie in Augenschein genommen. Sie umschließen eine uralte Kapelle; alles das liegt unweit von dem jetzigen Gefängnisturm des Mohren Ramivez. Ein Altargemälde stellt den hl. Bischof dar. Im Hintergrunde hebt sich die durch die Vandalen bedrängte Stadt Hippo ab. Im Vordergrunde erblickt man den Heiligen auf seinem Sterbelager gebettet. Betend breitet er seine Hände aus. Die Personen, welche ihn stehend oder knieend umgeben, sind durch ihre Tracht und ihre Abzeichen als Mönche oder Kleriker kenntlich gemacht. Einer der Kleriker hält das Zeichen des Kreuzes hoch erhoben. Ein anderer hält dem Sterbenden ein geöffnetes Buch vor, indem er es leicht auf das Bett aufstützt.

Schließlich muß noch einer Inschrift Erwähnung geschehen, welche außen auf der Südseite der arabischen Moschee angebracht ist. Sie kann sich nur auf den großen Bischof und Kirchenlehrer Augustinus beziehen. Ursprünglich ließ der Stein die Abbildung eines Bischofs hervortreten. Davon aber ist augenblicklich nichts mehr zu sehen als die Mitra und ein Teil des Stabes. Von der Inschrift sind nur mehr die gotischen Buchstaben A V übrig geblieben. Juden haben mir versichert, daß gegenüber im Innern der Moschee ein Grabstein eingelegt sei. Unter diesem Steine, meinen sie, sei die Grabstätte des Heiligen zu suchen. Die Araber hingegen glauben, daß es ein Gedenkstein sei, den man einem „Marabout" gesetzt habe, der hier getötet, aber nicht begraben worden sei.

Noch sei bemerkt, was ich von dem zu Hippo wohnenden Priester in Erfahrung gebracht habe. An den Kalenden des Juli kann man beobachten, wie die Gebirgsbevölkerung in großen Scharen sich einfindet, die Bäume mit Guirlanden behängen und Tänze aufführt; das alles zu Ehren eines großen Propheten von Hippo, den sie Kuast, der Gust, nennen. Diese Benennung ist aller Wahrscheinlichkeit durch Abkürzung aus dem Namen „Augustinus" entstanden.

Aus den vorstehenden Ausführungen geht unzweifelhaft hervor, daß sich die Erinnerung an den hl. Augustinus unter der arabischen Bevölkerung bis ins 17. Jahrhundert recht lebendig erhalten hat. Es mag wohl sein, daß sie sich im Laufe des 18. und anfangs des 19. Jahrhunderts etwas abgeschwächt hat. Aber gänzlich erloschen ist sie nicht. Das bezeugen die eingangs erwähnten Aufzeichnungen des Bischofs Dupuch, die ganz unabhängig vom Geschichtsschreiber Gramaye gemacht wurden gegen Mitte des 19. Jahrhunderts. Und doch berichten auch sie insbesondere von Stätten auf den Trümmern des alten Hippo, an die sich die Erinnerung des Bischofs Augustinus knüpft, und die darum bis in unsere Zeit von den Arabern in Ehren gehalten worden sind. Heute erhebt sich an ihrer Stelle eine herrliche, dem hl. Augustinus geweihte Basilika, die weithin sichtbar, unter der arabischen Bevölkerung den Namen und das Andenken an den großen „Marabout" wieder aufgefrischt hat.

Möge der Heilige, der noch auf seinem Todesbette die Gnade Jesu Christi gegen die Schriften eines Julianus verteidigte, seine mächtige Fürbitte bei Gott geltend machen, auf daß eben jene Gnade in den Herzen der Ungläubigen Eingang finde.

Johannes Kitagona, der schwarze Katechist.

Unsere Leser wissen aus früheren Briefen der Missionare, von welch außerordentlicher Bedeutung für die Entwicklung einer Mission die eingeborenen Hülfsmissionare, sog. Katechisten, sind. Man kann sie füglich die Vorposten des Christentums nennen. Mancher Katechist leistet der Mission genau so viel Dienste als ein europäischer Missionar.

Heute möchte ich dem freundlichen Leser in möglichst einfacher Weise eine Idee geben von der Stellung und Bedeutung eines solchen Hülfsmissionars, und zwar werde ich ganz einfach einige Züge aus dem Leben und Wirken unseres Johannes Kitagona hierhersetzen.

Wie alt Johannes ist, das weiß er selber nicht, viel weniger ich. Kein heidnischer Neger und auch kein christlicher, falls er als Erwachsener die hl. Taufe empfangen hat, vermag genau sein Alter anzugeben. Das einzige, was du aus ihm herausbringst, ist etwa folgendes: „Der und der war König, als ich zur Welt kam", oder: „Wir hatten gerade eine Fehde mit dem Stamme der X."

Unser Johannes wird dir antworten: „Als die ersten Weißen Väter nach Uganda kamen, war ich so ein kleiner Junge." Da nun die ersten Missionare 1878 ins Land kamen, gehe ich wohl nicht sehr fehl, wenn ich sein Alter auf etwa 40 Jahre veranschlage.

Die Landung der Patres machte zunächst äußerst geringen Eindruck auf ihn. Kitagona war glücklicher Besitzer einer Anzahl Ziegen; was kümmerte es ihn also, ob ein Weißer mehr oder weniger das Land betrat! Und dann, war es denn nicht klar, daß diese seltsamen Ankömmlinge, die sich Männer des „Gebets" nannten, bloß das Land aussaugen wollten? Also vor allem auf der Hut sein gegen diese verdächtigen Fremden, das war die Losung.

Indes, Kitagona schämte sich doch allmählich, daß er ein „Wilder" blieb — ein mschensi, wie der Suahelineger sagt — während so manche seiner Landsleute sich besser kleideten und die törichten heidnischen Sitten aufgaben. So schloß er sich denn den Fremden an, aber nicht den Missionaren, sondern dem Mohammedanismus, der mit seiner weitmaschigen Moral noch heute die Religion derjenigen bildet, die sich zur Aristokratie des Geistes und Geldes rechnen. Die Jünger Mohammeds waren damals sehr einflußreich in Uganda; „betete" doch der König in eigener Person nach der Religion des Propheten.*)

Doch lassen wir Johannes selbst das Wort.

„Ich wollte es machen wie die andern, und vor allem fürchtete ich, sonst getötet zu werden, darum betete ich. Das Lernen fiel mir nicht schwer, und das wußte ich. Wie gesagt, ich betete bloß zum Schein, im Herzen bin ich nie ein Mohammedaner gewesen.

Da traf ich einmal zufällig mit den Patres zusammen. Ihre Freundlichkeit, der gewinnende Ton, den sie in der Unterhaltung anzuschlagen wußten, kurz, ihre ganze Art gewannen unwiderstehlich mein Zutrauen. »Nach dieser Religion mußt du beten«, sagte ich mir.

So begann ich denn, auch den Katechismus zu lernen, und zwar allen Ernstes, denn ich hatte wirklich den Wunsch, getauft zu werden.

*) „Beten" heißt in der Sprache der Eingeborenen so viel wie sich mit religiösen Fragen befassen.

Alles gefiel mir an der Religion der Christen. Bloß über eines kam ich nicht hinweg. Was sollte ich mit meinen fünf Frauen anfangen? Denn nur eine einzige zu behalten, dazu konnte ich mich wirklich nicht entschließen. So blieb ich denn eine Zeitlang den Missionaren fern. Dann schämte ich mich aber doch, daß ich so wankelmütig war, und kam zu den Patres zurück. Ich sagte ihnen, ich sei jetzt entschlossen, alles zu tun, was sie von mir verlangten, denn ich wollte doch lieber mit einer Frau in den Himmel, als mit fünfen in die Hölle spazieren.

So wurde ich denn mit der Zeit ein Christ, und weil mich die Missionare für geeignet hielten, eine Katechistenstelle zu versehen, bin ich Katechist geworden." —

In dieser Eigenschaft ist Johannes zurzeit in Bunyaruguru stationiert, einer der wichtigsten Posten der Mission. Die Eingeborenen betrachten ihn wie einen Pater und bringen ihm das vollständigste Vertrauen entgegen. Wie segensreich Johannes wirkt, läßt sich kaum ausdrücken. Er ist tatsächlich ein Mann des Gebetes, und vor allem liebt er das Rosenkranzgebet. Kürzlich sprach er sich einem unserer Patres gegenüber folgendermaßen aus: „Wenn ich es mal mit etwas harten Köpfen zu tun habe, dann bin ich still, gehe zur Kapelle und bete meinen Rosenkranz. Dann bin ich sicher, daß ich die Leute gewinne. Die lassen sich durch nichts bekehren, als durch den Rosenkranz!" Dieser eine Zug, lieber Leser, zeigt dir schon, was wir an unserm Johannes haben.

Vor einigen Tagen weilte Johannes gerade auf unserer Station. Auch Luhara Luhara, der Großhäuptling von Ankole, war eben bei uns. P. Superior beauftragte deshalb den Katechisten damit, dem Häuptling etwas Katechismusunterricht zu geben. Dieser Luhara ist kein übler Kerl, aber sich ganz von seinen Götzen zu trennen, das fällt ihm so schwer! Außerdem trinkt er für sein Leben gern Pombe usw. usw. Trotz alledem bezeichnet er sich als einen der Unsrigen. Möge der liebe Gott ihm die Gnade der entschiedenen Bekehrung schenken!

Nachstehend ein Pröbchen dieser Unterredungen zwischen dem Großhäuptling und Johannes.

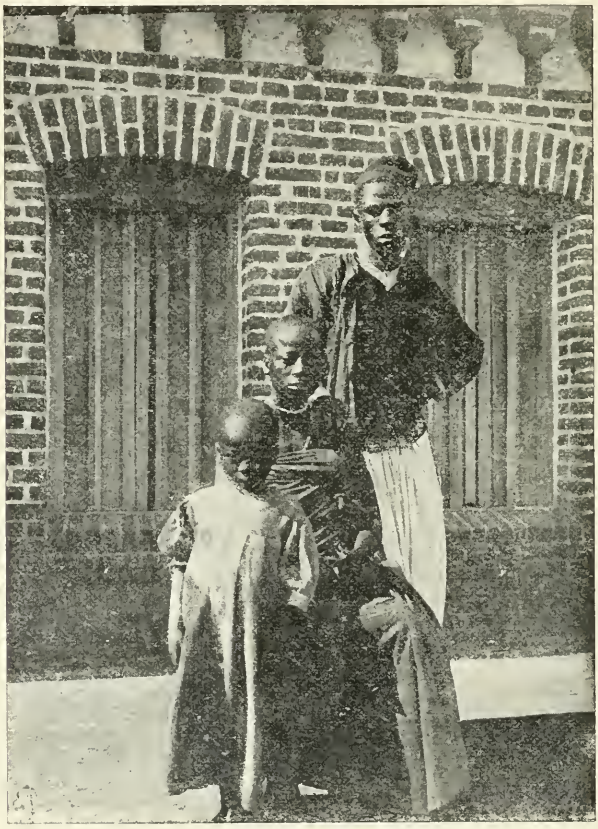
Johannes: Guten Abend, Häuptling! Ich wünsche dir Mungus (Gottes) Segen zu der großen Tat, die du vorhast. Du kennst das vierte Gebot. Das erfüllst du schon, um die Gunst deines Königs zu haben. Aber was machst du aus dem ersten Gebot! Kommt nicht alles, was du hast und bist, o Häuptling, von Mungu her? Gab der König dir das Leben? Wenn du nach Buganda kommst, so wirst du dort mächtige, reiche Häuptlinge antreffen, die nicht auf ihre Schätze und ihr Ansehen bauen. Warum nicht? Weil sie wissen, daß nur Mungu sich rühmen kann, der oberste Herr über alles das zu sein.

Luhara: Ich will es machen wie die Bugandahäuptlinge. Ich will „beten". Du weißt, ich habe bloß ein Weib. Das zweite habe ich meinem ältesten Sohn gegeben, und das dritte dem Bruder des Königs. Sage dem Pater, er möge einen Katechisten hier anstellen.

Johannes: Sage mir, Häuptling, was bedeuten die Amulette, die du gestern um den Hals trugst, als du dich krank fühltest?

Luhara: Die hat mir ein Muziba gegeben. Er gab mir auch Dawa (Medizin), aber ich weiß, daß das alles gar nichts nützt.

Johannes: Höre, Häuptling! „Bete“ nicht bloß des zeitlichen Nutzens wegen, den du dir davon versprichst. Du willst bloß deshalb ein Christ werden, weil du dich wirklich schämst, noch Heide zu heißen. Sage, Häuptling, kommt dies Gebet aus dem Herzen? Die Missionare werden dich nicht taufen, solange du fortfährst, dich bloß fromm und gut zu stellen, ohne den ernstlichen Willen, es zu sein. Du möchtest den Namen eines Christen tragen und sonst nichts. Schau auf die Mohammedaner! Die nehmen euch gleich auf, aber seid ihr hernach besser, als ihr gewesen? Wißt ihr dann etwas von der neuen Religion?



Eine Katechistenfamilie.

Luhara schüttelte den Kopf und deutete lächelnd auf sein Weib, eine Mohammedanerin, wie sie im Buche steht.

Johannes: Vor allem, o Häuptling, setze großes Vertrauen auf Maria! Durch ihre wichtige Fürbitte können wir alles erlangen!

Luhara war nachdenklich geworden. — Häuptling Kigeri, warf er plötzlich ein, hat mir gesagt, ihr betetet Maria und Heiligenbilder an!

Johannes: Wir bitten Maria um ihre Fürsprache, aber wir beten sie nicht an. Wir erweisen ihr Ehre und Hochschätzung. — Sage doch, wer hat uns denn geschaffen? Woher sind wir?

Luhara: Von Gott.

Johannes: Gut, aber hat Gott nicht sonst jemand geschaffen, von dem wir abstammen?

Luhara: Ja, Adam und Eva.

Johannes: Und woher kommen alle Leiden und alles Elend auf Erden?

Luhara: Von den ersten Eltern.

Johannes: Wer hat sie denn zur Sünde verführt?

Luhara: Der Teufel.

Johannes: Du bist einer von denen, die etwas wissen. Wer hat uns nun das Leben wiedergegeben, das wir durch die erste Sünde verloren hatten?

Luhara: Jesus Christus.

Johannes: Folglich hat Gott uns alles, was er uns wiedergeschenkt hat nach dem Sündenfall, durch die Mutter unseres Herrn wiedergeschenkt, also durch Maria.

Luhara: Das hat Kigeri mir nicht gesagt.

Johannes: Wenn wir also Maria ehren, so ehren wir Gott selbst. Denn alles was Maria besaß, kam ihr von Gott.

Luhara: Ich habe das von Kigeri noch nie gehört. Aber warum nennt ihr denn Maria die Mutter Gottes?

Johannes: Ist Jesus denn Mariä Sohn oder nicht?

Luhara: Gewiß, er ist ihr Sohn.

Johannes: Ist aber Jesus Christus nicht Gott?

Luhara: Ja, er ist Gott.

Johannes: Dann hat also Maria einen Gottmenschen geboren, die zweite Person der allerheiligsten Dreifaltigkeit.

Luhara (nach einer Pause): Aber ihr betet doch Bilder an, sagt Häuptling Kigeri.

Johannes: Weißt du, daß Moyses eine eherne Schlange, ein Vorbild des Heilandes, in der Wüste aufgerichtet hat? Und was geschah mit denen, die diese Schlange anschauten?

Luhara: Sie wurden gesund.

Johannes: Und warum wurden sie gesund? Eben weil sie nicht das Bild, das „Vor"bild anschauten und verehrten, sondern den, welchen das Bild darstellte. So auch wir. Schau, ich trage ein Kruzifix auf der Brust; dies Kruzifix erinnert mich an den Heiland und an seinen Tod, wodurch er uns erlöst hat. So haben wir auch Marienbilder in den Gebetbüchern und Häusern. Diese Bilder erinnern uns an unsere Mutter. Also wir verehren nicht das Bild, sondern die, an welche das Bild uns erinnert!

Damit war die Unterredung beendet.

* * *

Ein hochherziger Freund unserer Mission sandte vor einiger Zeit drei Fußbälle für unsere Zöglinge in Bunyaruguru. Ich beauftragte den ersten Katechisten dortselbst, unsern Johannes, damit, einen Brief an den edlen Geber zu schreiben. Ich lasse diesen Herzenserguß unseres Katechisten in deutscher Uebersetzung hier folgen.

An meine lieben Glaubensbrüder in Bulaya und an die, welche uns die Fußbälle geschickt haben. Mutyano?*)

Vielen Dank dafür, daß ihr in euren Gebeten meines Heimatlandes Nkole gedenket. Was würde ohne Gottes Segen und der Fürbitte der allerseligsten Gottesmutter aus unserm Lande werden? Durch Mariä Fürsprache erhoffen wir alles; Gott wird ihr Gebet erhören und die Bewohner Nkoles zu einem auserwählten Volke machen.

Ganz Nkole freut sich, daß es jetzt seine ersten Christen zählt. Derer, welche an den wahren Gott glauben und im Monat März die Taufe empfangen haben, sind 84. Wir Baganda-Katechisten, die wir schon seit längerem getauft sind, haben uns gefreut, so viele Brüder um uns zu sehen, die Gott in seiner Barmherzigkeit aus der Sklaverei des Teufels erlöst hat. Danket doch mit uns der allerseligsten Gottesmutter dafür und bittet sie, daß sie auch weiter helfe. Wie schön wäre es, wenn auf ihre Fürsprache hin diese jungen Christen durch ihre Tugenden „das Salz ihres Volkes" bildeten.

Als ich mit den Missionaren nach Nkole kam, waren dort schon die Mohammedaner. Sie hatten dem Volke gesagt: „Ihr müßt euch alle beschneiden lassen. Wenn sich einer von euch weigert, werden wir ihn verbannen." Solche Drohungen setzten das arme Volk in Schrecken, und viele begannen nach dem Glauben der Mohammedaner zu „beten". Natürlich taten sie das nicht aus Ueberzeugung, sondern weil sie sich fürchteten. Sie wollten nicht ihre Seele retten, sondern fürchteten bloß, ihre Rinder und Ziegen würden ihnen gestohlen werden. Zwei Häuptlinge aber, Kasigano und Nakyakya, die den Islam angenommen hatten, sahen, daß diese Religion nicht besser mache, und sie warnten das Volk: „Geht nicht mehr zu den Mohammedanern! Wenn sie niemand mehr finden, der zu ihnen kommt, werden sie von selbst unser Land verlassen!" So geschah es.

Als ich das erste Mal in Mbarara Katechismus abhielt, wie mir die Patres aufgetragen hatten, waren 80 Heiden zugegen. Eine kleine Zahl! Sie hörten mir aber gern zu, weil sie sich noch vor den weißen Missionaren fürchteten. „Laßt uns hingehen," sagten sie zu einander, „sonst nimmt uns der Pater unsere Ziegen ab!" Ich aber beruhigte sie und sagte: „Brüder, fürchtet nichts! Die Weißen sind von Mungu erschaffen, gerade wie wir. Sie sind zu euch gekommen, um euch den rechten Weg zu lehren und euch glücklich zu machen für immer. Gott hat sie zu euch gesandt. Sie taufen nur solche, welche glauben; wer aber nicht glauben will, den taufen sie nicht und stehlen ihm auch nicht die Ziegen fort. Wer nicht glaubt, hat dies allein mit Gott abzumachen, der das ewige Feuer geschaffen hat für die, welche nicht glauben wollen. Merket also wohl, daß wir bloß solche unterrichten, die es selbst wollen, und die Gott zu kennen und zu lieben wünschen!"

Meine Ansprache hatte einen großartigen Erfolg. Andern Tages hatte ich statt 80 Zuhörer gerade noch zehn! Einer davon war der alte Burundi — jetzt heißt er Josefu, denn er ist seither getauft worden.**) Aber mir waren diese zehn freiwilligen Zuhörer lieber als hundert Heuchler.

*) „Mutyano" ist Mehrzahl von „Otyano, Wie geht es dir?"

**) Burundi gehörte, wie ich bestimmt glaube, vor seiner Bekehrung zu jenen wenigen alten Heiden, die das von Gott der Seele eines jeden Menschen ein-

Nachdem ich hier in Bunyarugu ein ganzes Jahr lang unterrichtet hatte, mußte ich mich auch den umliegenden Dörfern zuwenden, damit nach dem Maïro (der Katechistenstation) auch die Filialen an die Reihe kämen. Aber man wollte nichts von mir wissen, hörte mich nicht einmal an, sondern sagte einfach: „Geh', befasse dich mit den Kindern deines Maïro; wir brauchen nicht zu »beten«, denn wir sind lauter alte, gescheite Leute."

Doch Gott weiß die Herzen der Menschen zu seiner Zeit zu rühren. Höre, wie er das hier gemacht hat! Es war da eine heidnische Familie von fünf Personen. Die Mutter war kränklich, aber ein Sohn aus der Familie besuchte regelmäßig den christlichen Unterricht. Eines Tages sprach der Knabe: „Mutter, Johannes hat uns gesagt, Gott der Herr allein sei Herr über unser Leben; er könne es geben und nehmen, wie es ihm gefalle. Die Zauberer aber seien Lügner!"

„Gut," erwiderte die Mutter, „gehe und sage dem Johannes, wenn ich durch das Gebet gesund würde, so würde ich auch nach seiner Religion »beten«."

Der Knabe kam gleich zu mir und teilte mir diese Aeußerung seiner Mutter mit. „Der liebe Gott ist allmächtig," entgegnete ich, „er kann sie heilen, wenn er will; wenn es ihm aber gefällt, sie zu sich zu rufen, so wird sie sterben. Gottes hl. Wille vor allem. Ich kann da nichts tun. Ermuntere deine Mutter zu einem festen Glauben und großen Vertrauen auf Gott!"

Die Negerin erklärte, alles fest für wahr zu halten, was die christliche Religion lehre, und um diesen Glauben auch praktisch zu bekunden, verbrannte sie alle ihre Amulette. Die Heiden hörten davon. „Wenn unsere Götter diese Frau nicht binnen einem Monat getötet haben," sprachen sie, „so beten wir alle auf Kiyohana (in der Religion des Johannes)." Einen Monat später hatte die glückliche Neubekehrte anstatt zu sterben, ihre Gesundheit vollständig wiedererlangt. Tatsächlich begannen auch mehrere Heiden, getreu ihrem Gelöbnisse, zu „beten". Auffallenderweise waren dies aber nur Jünglinge, während die jungen Mädchen vom „Beten" nichts wissen wollten. Die armen, gutwilligen jungen Leute hatten einen harten Stand. „Aha", sagten die heidnischen Eltern, „ihr betet. Recht schön, aber ihr werdet sicher keine Frau finden. Nie und nimmer erlauben wir unsern Töchtern, euch zu heiraten!"

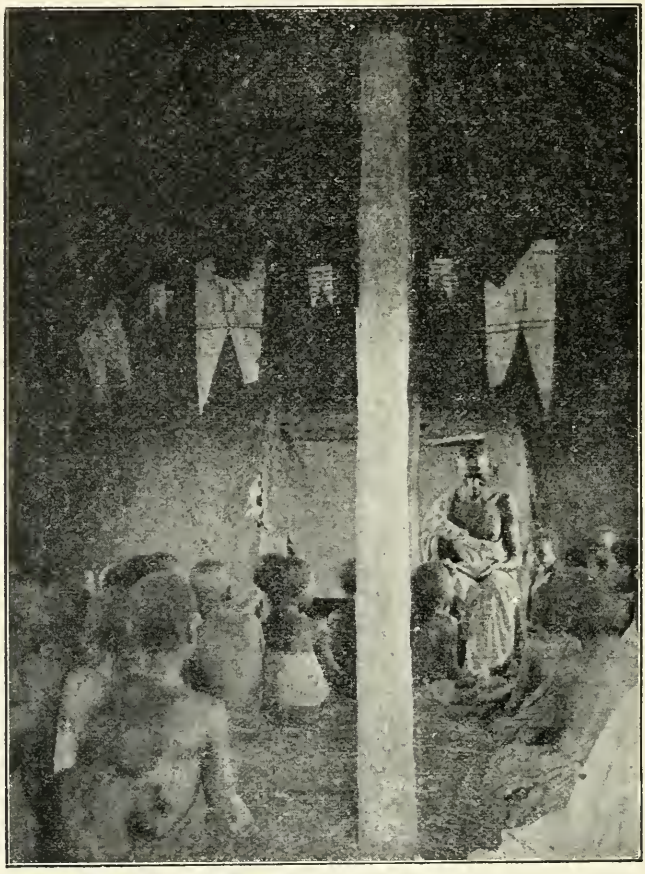
Das Gerede ängstigte die jungen Köpfe; sie fingen schon an, im Eifer nachzulassen. Ich munterte sie auf: „Nur Mut!" rief ich ihnen

---

geschriebene Naturgesetz beobachten. Fällt das Samenkorn der Gnade auf solch fruchtbaren Boden, so kann es unmöglich Dornen hervorbringen. Gott (Mukama, d. h. der Herr, wie er ihn nennt) ist sein alles. Das ist so wahr, daß er manchmal Essen und Trinken darüber vergißt. Kürzlich brachte er einmal mehrere Stunden nacheinander im Gotteshause zu. „Nun, Joseph," fragte ich ihn, „gehst du heute nicht nach Haus? Läßt du denn deine alte Frau ganz allein arbeiten?" — „Ai Sebo (o Vater)," entgegnete er mir, „ich kann doch meine Taufgnade nicht unbenutzt lassen! Ich höre die Frühmesse an, dann gehe ich zum Katechisten, um die Meßgebete zu lernen; dann komme ich wieder hierher, um von meinem Mukama Abschied zu nehmen, endlich nachmittags bin ich wieder zu Hause." — „Ganz schön, Vater," entgegnete ich ihm, „aber was wird dann aus deiner Frau? Sie will doch auch dem christlichen Unterricht anwohnen und zur Taufe zugelassen werden. Wenn du nun den ganzen Tag in der Mission zubringst, wie kann sie dann zum Unterricht kommen? Geh' also heim und hilf ihr, damit sie auch Gelegenheit hat, das Notwendige zu lernen und am kommenden Fest getauft werden kann."

zu, „laßt euch nicht niederschlagen! Gott hat Mann und Weib geschaffen; er wird schon sorgen, daß ihr zu einer Frau kommt, wenn ihr seinen hl. Willen erfüllt."

Nun hatte unser Nachbar eine Tochter, die an schrecklichen, schmerzhaften Geschwüren litt. Ich suchte sie auf und gab ihr folgenden Rat: „Versprich dem lieben Gott, daß du auch beten willst. Kümmere dich nicht um das, was der oder jener dazu sagt, sondern halte treu an deinem Entschluß fest, denn Gott liebt die, welche um seinetwillen Verfolgung leiden."



Katechist beim Unterricht in der Kapelle.

Das Mädchen folgte meinem Rat, und nach und nach kehrte die Gesundheit wieder. Der Vater sah, daß sie aus ihrem Entschluß Ernst machte, und wollte sie davon abbringen. Aber das Kind ließ sich nicht beirren; im Gegenteil, es gelang ihm noch andere Freundinnen zu gewinnen, so daß sie seinem Beispiel folgten.

Als ich kürzlich Katechismus hielt, wohnte eines dieser Mädchen dem Unterricht bei. Da nahte sich mir ein Christ und flüsterte mir zu,

draußen stehe der Vater des betreffenden Mädchens. Er lauere seiner Tochter auf, um sie zu töten. Ich trat hinaus, um zu sehen, wie sich die Sache verhalte. Wirklich, der arme Mann hatte tatsächlich ein langes Messer unter seinem lubugo (Rindenstoff) verborgen. Ich trat ihm entschieden entgegen und faßte ihn. „Was brauchst du meine Tochter zu unterrichten!“ rief er mir zu. „Warum hältst du sie davon ab, einen Heiden zu heiraten?“

Ich brachte den Fall vor den Häuptling. Das Mädchen wurde glänzend gerechtfertigt, und man sprach ihr das Recht zu, jemand zum Mann zu nehmen, der „bete“; der Vater durfte sie keinenfalls nötigen, einen Heiden zu heiraten.

Die nächste Folge dieser Entscheidung war, daß sich zahlreiche junge Mädchen im christlichen Unterricht einfanden, und daß die Jünglinge sich aller Sorge enthoben sahen.

Ihr seht, liebe Freunde, wie es in unserem Lande steht.

Ich danke euch noch einmal für euer Gebet. Um so sicherer wird Gott uns helfen, mit Ausdauer und Erfolg weiterzuarbeiten. Auch herzlichen Dank für die Fußbälle!

Gott vergelte euch alles! Möge Maria euch in ihren besondern Schutz nehmen!

Ich, Johana Musomesa

(Johannes, Katechist).

Ich brauche dem Briefe unseres Johannes nichts beizufügen. Sind das nicht Gedanken, die geradesogut aus der Feder eines Missionars geflossen sein könnten? Ch. E. L.

Die Seherin von Kasagula.

(Nach einem Briefe von P. Majerus an seine ehemaligen Schüler in Haigerloch.)

Das Orakelwesen der alten Griechen und Römer ist euch allen wohl bekannt, und auch über die Druden der alten Germanen habt ihr manches gehört und gelesen. Insbesondere die greise Swanahild des „Dreizehnlinden“-Dichters mit ihrem geheimnisvoll-würdigen Wesen und ihrem tragischen Lebensende wird euch allen recht sympathisch sein. — Daß es aber auch hier am Tanganika solch geheimnisvolle Frauen gibt, die „den Born des Wissens schöpfen und den Gang der Zeiten schauen“, wie der Dichter sagt, das habt ihr wahrscheinlich nicht vermutet. Wenn es euch daher Vergnügen macht, eine solche schwarze Drude kennen zu lernen, so kann ich euch eine vorstellen. Sie wohnt in Kasagula, einer Filiale von Karema, etwa 2 Stunden von der Missionsstation entfernt. An Alter kommt sie wohl der greisen Swanahild gleich; ihr äußeres Erscheinen ist jedoch weniger würdevoll und nähert sich schier dem Häßlichen. Aufgeklärte Geister behaupten zudem, daß unsere Seherin eine gewöhnliche Sterbliche sei, die hie und da an vulgären Geistesstörungen leide. Sie selbst aber ist fest überzeugt, daß Msomwera, der Nationalgott der Wabende (einheimischer Völkerstamm), durch ihren Mund rede.

Diese Orakel sind allerdings ziemlich selten, wohl aus dem Grunde, daß niemand mehr so recht dran glauben will. Die jungen Leute von

Kasagula sind fast alle in der christlichen Religion unterrichtet, die Söhne und Töchter des Sultans selbst sind eifrige Christen, und wenn die Alten auch immer noch mit der Bekehrung zögern, so sind ihre heidnischen Ueberzeugungen doch stark erschüttert, was vor allem daraus ersichtlich ist, daß keiner von ihnen ohne Taufe sterben will.

Dieses Jahr jedoch bot sich der Seherin eine günstige Gelegenheit, wieder einmal aufzutreten und den alten Glauben von Neuem zu beleben. Eine mehrwöchentliche Trockenheit war eingetreten, und die herrlichen Maisfelder, die eine so reiche Ernte in Aussicht gestellt hatten, litten gar sehr unter dem sengenden Brand der Sonne.

Da nun unter allen Lebensfragen keine größeres Interesse für den Neger hat als eben die Nahrungsfrage, so wird man verstehen, daß die Gemüter etwas erregt waren.

So trat nun eines Tages die Seherin vor die Bevölkerung und sprach also: „Höret, Leute von Kasagula, was der große Gott redet. Nicht ich bin es, der euch zürnt, aber die Ahnen Kasagulas zürnen euch und verweigern den Regen, weil ihr ihren Kult vernachlässigt habt. Alle ehren die weißen Priester, aber der Priester eurer Ahnen ist ohne Ehre; ja, ein Frevler hat es sogar gewagt, eine von den heiligen Ziegen zu töten, welche beim Sultan für die Opfer der Ahnen genährt werden. Der Frevel ist groß und verlangt Sühne. — Darum höret, was Msomwera spricht: Bringet drei Ziegen zum Opfer und tuet Buße; versöhnet die Ahnen und stimmet sie gnädig; wenn ihr das tut, wird Msomwera euch Regen geben in Menge und dazu ein treffliches dawa (Zaubermittel), damit ihr bei künftiger Saat reichliche Ernte erlangt."

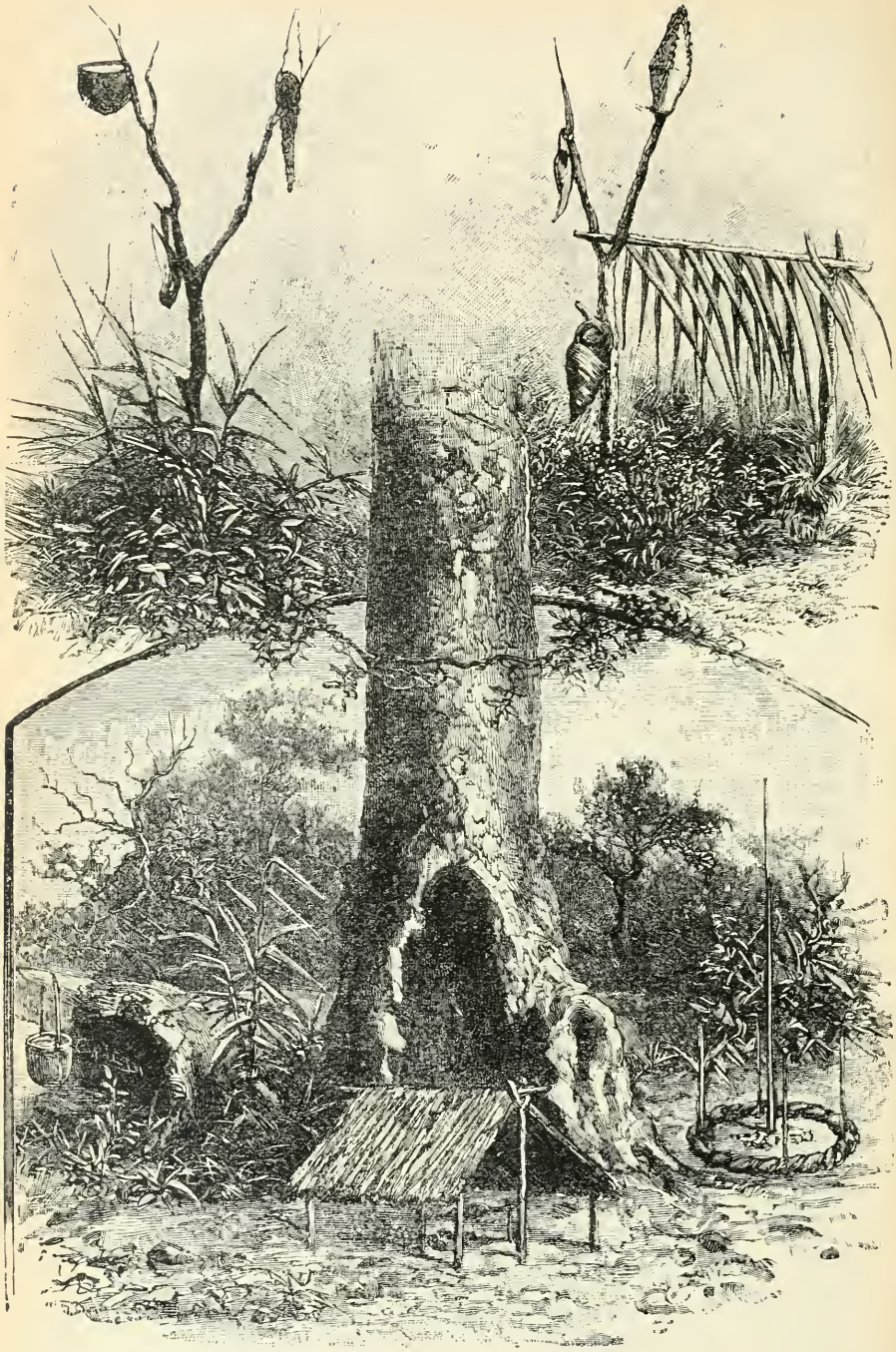
Mehr bedurfte es nicht als die Aussicht auf ein dawa. Denn obschon es aus den ungereimtesten Dingen zusammengesetzt ist, wie aus Menschenknochen und Haaren, Krallen, Federn, Zähnen, Nägeln, Splittern, Erde ꝛc., so schreiben ihm die Neger eine unbedingt wirkende Kraft zu. Woher aber soll es in aller Welt die Kraft haben? Die einen meinen, daß sie durch die richtige Zusammensetzung — die aber eine Geheimkunst sei, erzielt werde, die andern schreiben sie dem Einflusse der wiwa (Gespenster) zu. Wie dem auch sei: soll das Zaubermittel seine Wirkung tun, so muß es mit dem Gegenstande in mittelbare oder unmittelbare Berührung gebracht werden, der die geheimnisvolle Wirkung an sich erfahren soll.

Die Gebrauchsanweisung, welche in unserem Falle aller Voraussicht nach beigegeben werden mußte, könnte etwa lauten: „Das dawa einen halben Tag lang auf dem zur Aussaat bestimmten Samen liegen zu lassen; oder dreimal an den Kopfenden des Saatfeldes nieder zu legen, oder endlich: zweimal in der Richtung der Diagonale über das Saatfeld zu tragen.

Die Predigt konnte mithin nicht anders als recht wirkungsvoll sein. Der erste, der in sich ging, war der Sultan selbst. Er zog sich in die Einsamkeit seiner Hütte zurück, um durch Fasten und Gebet seine und seines Volkes Sünden zu büßen. Er, der gewohnt ist, vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Dorfe herumgehen, um seine Untertanen zu leiten und deren Huldigungen entgegenzunehmen, war plötzlich nicht mehr zu sehen; selbst in der Ratsversammlung unter dem hohen Baume des öffentlichen Platzes war sein Sessel unbesetzt. Die Bevölkerung — mit Ausnahme der Christen natürlich — befolgte so weit

tunlich sein Beispiel. Die öffentliche Sühnefeier sollte aber erst in einem Opfer ihren Abschluß finden. Zu diesem Zwecke wurden drei prächtige Ziegen ausgewählt; und dann zog man hinaus zu drei verschiedenen Bergkuppen, die als Sitz der Ahnengötter gelten. Nach der Vorstellung der Neger haben jene Bergkuppen etwas Geheimnisvolles. Wenn sie auch ihre äußere Gestaltung beibehalten, so sind sie doch innerlich nicht geblieben wie andere Berge. Das zeigt sich darin, daß sie neben ihren gewöhnlichen Eigenschaften ganz neue, jene der Ahnengötter selber aufweisen. Was liegt nun näher, als daß man sie auch mit dem Namen von Ahnengöttern belegt, um sie schließlich für jene selber zu halten? Sie bleiben zwar immer untergeordnete Gottheiten und müssen dienstbereit den Befehlen ihres Obergottes gewärtig sein. Wer weiß, ob die erwähnten 3 Bergspitzen nicht schon auf Geheiß der Obergottheit Msomwera eine ähnliche Wanderung unternommen haben, wie sie von 3 Bergen in der Landschaft Kate ausgeführt wurde! Der erste dieser Berge, Namwele mit Namen, erhielt von seinem Vorgesetzten Wasinde den Auftrag, in die Rukwaebene hinab zu steigen, um Feuer herauf zu bringen, da es oben empfindlich kalt geworden sei. Sofort setzt sich der Berg in Bewegung. Unten angekommen, findet er die Gegend sehr sonnig und warm. Begreiflich, daß er es mit dem Aufstieg nicht besonders eilig hat. Er zögert und zögert, bis er schließlich seines Auftrages ganz vergißt und — bleibt! „Seltsam!" spricht Wasinde bei sich, „daß Namwele nicht wieder kommt; er weiß doch, daß es hier oben so kalt ist! Ngola soll mir Feuer holen!" Der Berg Ngola macht sich auf den Weg nach der Rukwaebene. Je näher er ihr kommt, je mehr er sich von ihrer Lieblichkeit einnehmen läßt. Was wir befürchten, tritt ein: wie verzückt und verzaubert steht er still und unbeweglich da. Er will und kann nicht mehr zurück. Dem Allvater droben im Gebirge geht unterdessen die Geduld aus. Er beklagt sich bitter bei dem getreuen Berge Chambikala über die Saumseligkeit seiner Brüder. Was will er machen? Ohne Feuer kann er es nicht aushalten. Wohl oder übel muß er auch den dritten nach der Ebene ziehen lassen. „Sieh nach deinen Gefährten und komme bald mit ihnen zurück. Zu dreien könnt ihr mehr Feuer heraufbringen." So rief er Chambikala noch nach, als dieser sich schwankend nach unten bewegte. Doch auch er erliegt dem Zauber der Gegend; er vergißt der Rüge, die er seinen beiden Gefährten im Namen Wasindes machen sollte und pflanzt sich in reizend schöner Lage neben ihnen auf. So scheiterte der Plan des Bergvaters. Der Kälte wurde er nicht Herr, bis daß die schöne Jahreszeit von der Ebene auf das Gebirge heraufzog und die Kälte vertrieb. Die Bergsöhne aber haben sich durch ihre Wanderung seiner Oberherrlichkeit entzogen.

Wie schlau von unserer Seherin, daß sie drei dieser geheimnisvollen Berge zur Opferstätte ausersehen. Die Feier selber mußte dadurch in den Augen der Teilnehmer an Bedeutung gewinnen, zumal auch die althergebrachten Zeremonien pünktlich beobachtet wurden. Sie verlief zur großen Zufriedenheit aller. Mit gewichtiger Miene eröffnete sie der andächtigen Menge, daß der Gott Msomwera ihr auch das dawa (Zaubermittel) gezeigt und allen Anwesenden auszuteilen befohlen habe. So geschieht's. Getrost dürfen nun die Leute Kasagulas dem künftigen Jahr entgegen sehen; sie wissen, sie werden eine reiche Ernte haben.



Zauberplatz mit Zauberhütte.

Damit ist aber die Geschichte noch nicht zu Ende. Ein zweiter Akt sollte folgen. Wenige Tage hernach ging eine Frau zum nahen Flusse, um Wasser zu schöpfen. Da gewahrte sie am Ufer die Spuren einer großen Kuhantilope und daneben die Spuren eines Löwen. Schnell eilte sie ins Haus zurück und erzählte ihrem Manne das Gesehene. Der aber dachte in seiner Schlauheit also: Gewiß hat der Löwe die Antilope verfolgt und getötet und wer weiß, ob er nicht soeben daran ist, seine Beute zu verzehren? Wie wäre es, wenn ich mit meinen Freunden ihm nachginge und ihm seinen Raub abnähme? Eine prächtige Antilope wäre bei diesen schlechten Zeiten gar keine üble Zukost. Gesagt, getan. Mit mehreren Freunden machte er sich auf und fand wirklich die Antilope; der Löwe, der beim Lärm der Lanzen und dem Geschrei der Schwarzen geflohen war, hatte nur einen ganz kleinen Teil des Tieres fressen können. — Nebenbei bemerkt, ist es gar nicht selten, daß Schwarze, nur mit Lanzen bewaffnet, den König der Tiere in die Flucht schlagen und ihm seinen Raub abnehmen.

Die glücklichen Finder waren beim Anblick des vielen Fleisches außer sich vor Freude und sannen nach, wie sie ihr Glück vor der Eßbegier der andern bergen könnten. Wäre das Geheimnis bekannt geworden, so hätte nach Recht und Sitte der Sultan zunächst seinen Anteil beansprucht, und alle Verwandten und Freunde hätten ebenfalls etwas mithaben wollen; und da bei den Schwarzen bei dergleichen Anlässen die Verwandtschaft recht weit geht, so wäre wahrscheinlich für die Finder selbst nicht viel übrig geblieben. So griffen sie denn zu einer List. Sie schickten ihre Frauen mit den großen Töpfen, die zur Bereitung des Negerbieres dienen, zum Flusse, als gingen sie zum Bierbrauen Wasser schöpfen. Dort luden sie sämtliches Fleisch in die Töpfe und trugen es dann nach Hause, ohne daß jemand etwas ahnte. „Doch nichts ist so fein gesponnen, es kommt ans Licht der Sonnen," zumal wenn geschwätzige Evastöchter ins Geheimnis eingeweiht sind. So geschah es auch hier.

Da trat nun zum zweiten Male die Seherin auf, und in heiliger Entrüstung ob solcher Selbstsucht hielt sie folgende Strafpredigt: „Männer von Kasagula, hört, was Msomwera, der große Gott, redet: Ich hatte euch eine Antilope gesandt, damit die ganze Bevölkerung mir zu Ehren ein Freudenfest feiern könnte, zum Danke für das kostbare Zaubermittel, das ich euch gegeben und für den Regen, der diese Tage so reichlich gefallen ist. Selbstsüchtige Menschen aber haben diese meine Gabe für sich allein in Anspruch genommen; heimlich haben sie das Fleisch in ihre Wohnungen geschafft und so Götter und Menschen betrogen. Darum höret, was Msomwera spricht: Zur Sühne für ihre Schuld sollen jene Männer eine Ziege und sieben Stoffe zahlen. Weigern sie sich, diese Sühne zu leisten, so werden alle, welche von jenem Fleische gegessen haben, mit schwerer Dysenterie geschlagen werden."

Am folgenden Sonntag ging P. Thomas den üblichen Gottesdienst in die Filiale halten. Im Unterrichte zeigte er natürlich die Torheit jener Orakel; die Christen lachten herzlich über den Schwindel, die Heiden selbst waren beschämt, nur die Seherin blieb bei ihrer Ueberzeugung und versicherte, alles, was sie verkündet, seien reine Worte Msomwera's.

Hoffen wir, daß in einer bessern Stunde der wahre Gott zu ihrem Herzen rede, anstelle Msomwera's, des großen Gottes der Wabende! Ein kleines Gebet in dieser Intention darf ich von meinen ehemaligen Zöglingen gewiß erwarten.

Bunte Bilder aus dem Missionsleben.

Von P. P. Schumacher, Kabgaye (Deutsch-Ostafrika).

IV.

„Die Ausbreitung der Kultur erscheint uns als ein sich selbstbeschleunigendes Weiterwachsen kulturtragender Völker über die Erde hin", sagt ein bekannter Ethnograph. Was hier als Grundsatz bezüglich des Wechselverhältnisses von Kultur und Völkerwachstum ausgesprochen wird, läßt sich auch auf die Begriffe Religion und Bildung anwenden. Sie fördern sich gegenseitig. Religion ruft Bildungsbedürfnis hervor. Stets hat sich die Kirche warm der Schule angenommen.

Besagter enger Zusammenhang tritt uns in den Missionsländern entgegen. Neben der kaum aufkeimenden Christengemeinde als solcher erblicken wir bereits die Schule, allerdings noch im ersten Stadium, aber doch trieb- und entwickelungsfähig. Die ersten Christen gehen durchweg aus unserm Waisenheim hervor und ziehen mit der Zeit weitere Lernbegierige an.

Der Ausdruck „Lernbegierde" ist allerdings etwas stark für die weitaus größte Ueberzahl unseres A B C-Schützenkorps. Wenn auch einige sich von innerm Wissensdrang beseelt fühlen, so empfinden doch die meisten ihre Betätigung in der Schule als eine Geistes-„Arbeit", die ihren wohlverdienten Lohn erheischt wie jede andere; das umgekehrte Verhältnis wie im Kulturlande. Aus eigenen Mitteln muß die Mission indirekt einen neuen Trieb wecken und nähren, der schließlich doch nur dem Schwarzen zum ureigensten Vorteil gereichen soll. Es liegt im Bereich der Möglichkeiten, daß die späten Nachkommen unserer Schulbeflissenen alle Stufen der Geistesbildung durchlaufen und einmal als hohe Professoren auf schwarzen Kathedern ihre Geistesprodukte vor der staunenden Welt zum Besten geben. Sie werden dann der vergleichenden Religionswissenschaft ihre Aufmerksamkeit zuwenden und die Kulturarbeit der Missionare beleuchten. Einstweilen haben wir diese Göttersöhne in der Gestalt ihrer Urahnen (ausschließlich der Affenperiode) unter der Hand und knechten ihren Geist insofern, als wir den sich Sträubenden tatsächlich die Mahnung: „Junge! Du mußt lernen!" vor Augen halten.

So sitzen sie denn in dem Schulraum auf ihren Grasmatten vor den großen Tafeln, auf welche die einzelnen Buchstaben gemalt sind, und staunen die geheimnisvollen Runen an. Manchmal können sie sich nicht besonders mit diesen rätselhaften Zeichen befreunden, und dem geplagten Lehrer stehen auch keine andern als die bekannten „Hebel" zur Verfügung. Hier unter den Naturvölkern sind wir nämlich noch nicht der Unnatur verfallen; es gilt noch der Erziehungsgrundsätze aus Bimsteins Zeiten:

„Was der Einfalt bloß erscheinet
Als ein Instrument zum Sitzen,
Dieses wissen harte Männer
Pädagogisch auszunützen."

Ist eine Mission über die Anfänge hinaus vorgeschritten, so stellt sie der lernbeflissenen Jugend ein geräumiges Lokal mit angemessener Sitzgelegenheit zur Verfügung. Aber die freien Söhne der Natur erblicken in den Bänken zunächst nur willkommene Instrumente zum Trommeln und zu sonstigen lärmenden Zwecken. Sie stürmen in hellen Haufen in die Schule hinein; was die Türe nicht faßt, hat sich mit elastischem Sprung gleich durchs Fenster ins Innere geschwungen, und nun trommelt und trampelt es auf Bänken und Boden, daß die Schule in ihren Grundfesten erdröhnt. In diesen Radau mischen sich die gedehnten, melancholischen Weisen heimatlicher Gesänge. Den eintretenden Lehrer empfängt eine aufwirbelnde Staubwolke, und er muß den ganzen Aufwand seines moralischen Uebergewichts ins Feld führen, um die ungezogenen Rangen einigermaßen auf die Pfade der Weisheit zu lenken. Allmählich paßt sich der Naturtrieb den neuen Zielen an: In wirren Sprachen posaunt dieser seine Buchstaben in die Welt, jener die mit Aufgebot all seiner Geistesmacht von losen Buchstaben zu zusammenhängenden Wörtern aneinandergereihten Laute. Stellt sich der Pater zur Kontrolle ein, so müßte er eigentlich an zehn Stellen zugleich sein. Von allen Seiten ertönt es: „Padri! Schau hier, wie fein ich geschrieben habe. Nicht wahr, diesmal bekomme ich sicher eine Perlenschnur?" „Komm' doch, Padri," ruft es von anderswo, „ich habe hier einen sehr schlimmen Buchstaben, den kann ich nicht bewältigen." Nach einiger Zeit geht es mit Sturmesbrausen durch die ganze Gesellschaft: „Padri! Ist es noch nicht Zeit zum Spielen? Wie lange dauert's noch? Padri! Laß uns spielen gehen!" Und der Missionar bequemt sich diesen kleinen „Wilden" an, bis er es mit Geduld allmählich zustande gebracht hat, dieselben „bildend zu belecken". Nach einigen Monaten kennst du die Leutchen nicht wieder: Alles geht in Ruhe und Ordnung vor sich; selbst die wildesten der Wilden sind brav und gefügig.

Wie ich bereits erwähnte, gehen zumal die ersten Schüler aus unsern Knabenheimen hervor. Diese bilden den Kern einer beginnenden Mission. Alles, was sich Waise nennt, was im bittern Lebenskampfe zu erliegen droht, fühlt sich trotz der herrschenden Vorurteile gleichsam instinktiv zum Missionar angezogen. Die Ausbildung dieser Knaben lassen wir uns denn angelegen sein, und von diesen, die vordem die Allerärmsten waren, strahlen die Wirkungen des Christentums wiederum in die weitere Umgebung aus. Unter der Obhut der Mission wachsen die Kinder heran und bilden allmählich deren nicht zu unterschätzende Stützen. Auch gehen sie vom ersten Augenblicke den Missionaren bei den gewöhnlichen kleinen Arbeiten zur Hand. In unmittelbarer Nähe der Missionsgebäude haben sie ihre Ansiedelung. Es sind gesunde, geräumige Hütten; in solchen fühlt der Neger sich noch am behaglichsten, da weite Räume ihm ein ungemütliches Frösteln verursachen. Gegen Wind und Kühle ist seine Haut sehr empfindlich, und während wir uns der köstlich erfrischenden Brise freuen, kauern die entfärbten Tropenkinder mit über der Brust gekreuzten Armen, deren Hände sich am Hinterkopfe

wieder zusammenfinden, fröstelnd und erschauernd in den Ecken. Zu dem physikalischen Lehrsatz, daß Bewegung und Reibung Wärme erzeugt, sind sie in ihrer Erkenntnis, gleich einigen ihrer Kollegen in Europa, praktisch wenigstens noch nicht vorgedrungen. Für gewöhnlich liegen sie Haus-, Hof- und Gartenarbeiten ob, und jeder bestellt selbst, den weisen Anordnungen unseres erfahrenen Missionsbischofs gemäß, die kleine Scholle, die seinem genügsamen Leben den Unterhalt liefern soll. Indem ihnen auf diese Weise unter dem Schutze der Mission eine sichere Existenz geboten wird, ringen sie sich doch langsam und sicher zu selbständig durchgebildeten Charakteren durch und befreien sich von der alle Kräfte und Fähigkeiten belastenden Indolenz, die die armen Negervölker in ihrer angestammten Abhängigkeit seit Jahrhunderten in ihrem Banne hält. In diesem langsamen Heranreifen zu einer gesegneten Selbständigkeit entwickelt sich folgerichtig in steigendem Maße seine Lebensfreude, die wie eine Blume aus diesen verbesserten Daseinsbedingungen erblüht und sich im sprudelnden Liede ergießt. Des Abends, wenn sich bereits die Schatten senken und die lustigen Herdfeuer aufleuchten, aus deren Mitte allerhand liebliche Düfte emporsteigen und die Nasen der Schwarzen kitzeln, gehen frohe Gesänge durch die heitere Runde; fast immer sind auch fromme Gesänge darunter, aber vorzugsweise sind es Helden- und Landessagen, die oft bis spät in die Nacht in einer Art melancholischer Psalmodie zum Vortrag kommen.

Issavi besitzt auch ein Mädchen- und Frauenheim, dem Mariya, eine bekehrte Batutsi-Frau, mit Eifer vorsteht. Durch mißliche Umstände aus ihren adeligen Familienkreisen verschlagen, kam sie schwer erkrankt auf der Mission an, nachdem ihre beiden Söhne bereits gestorben waren. Als hätte sie bereits die entsagungsreichste Schule des Opferlebens durchgemacht, lebt sie nunmehr einzig Gott und den Nächsten. Mit dem ersten Morgengrauen findet sie sich zu langer Andacht in der Kirche ein; tagsüber ist sie geschäftig und ohne Rast an allen Orten und bei allen Arbeiten zu finden, die in ihren Bereich gehören. In guten und bösen Tagen, gleich als wäre sie von allem menschlichen Empfinden losgeschält, erstrahlt in ihren Zügen dieselbe heitere Freude, die ihren nun doch schon alternden Gliedern Flügel verleiht. Einmal zur Zeit einer Mißernte flossen die Lebensmittel so knapp, daß der Obere meinte, die etwas zahlreiche Frauengemeinde wenn nicht aufheben, so doch vermindern zu müssen. Da hatte er nicht mit Mariya gerechnet: „Wenn du mir meine Schützlinge verstößest," sagte sie, „dann gebe ich auch mein Amt auf!" Die in ihrem unerschütterlichen Gottvertrauen nicht schwankend zu machende Vorsteherin siegte — und „es ging doch." Man müßte eine eigene kleine Geschichte schreiben, wollte man all die erbaulichen Züge, die uns im Leben dieser Negerin auf Schritt und Tritt begegnen, erschöpfend zur Sprache bringen.

Bis dahin ersetzte Mariya den Missionaren die eigentlichen Missionsschwestern in der Heranziehung der weiblichen Jugend. Letztere sowohl wie die schon im Alter vorgeschrittene Frauenwelt hat sie in meisterliche Obhut genommen. Des Sonntags stellt sich die gesamte schwarze Weiblichkeit bei ihr ein. Mit ihrem köstlichen Humor und ihrer Fähigkeit, allerorts tätig zu sein, weiß Mariya alle zu unterhalten. Regelrechte Nachhülfestunden in Katechismusunterricht hält sie ab und weiß sich dem Naturell ihrer Zuhörerinnen auf die geschickteste Weise anzupassen. Wenn

ich die Leidensgeschichte eines Missionars bis ins einzelnste erzählen sollte, der in den Unterrichtsstunden den Negerfrauen aller Altersstufen die Begriffe der Religion beibringen muß, so müßte ich einige Quartbände mit lauter Seufzern anfüllen, doch enthalte ich mich lieber dieses nicht ungefährlichen Unternehmens. Aber unsere Mariya löst ihre Aufgabe in musterhafter Weise. Wenn an hohen Festtagen, da die Männerwelt sich mit Laufen, Speerwerfen, Kriegstänzen u. dgl. abgiebt, den Frauen auch eine Ueberraschung bereitet werden soll, so sieht man Mariya mit strahlendem Antlitz durch die wirren Massen eilen und lachend über die Köpfe hin Perlen auswerfen, die in tödlichem Kampfe wieder dem Erdboden entrissen werden.

In Issavi giebt man sich nun doch mit den Vorbereitungen zum Bau eines Schwesternhauses ab, da Ordensfrauen besonders zur Heranbildung der weiblichen Jugend wie auch für ausgiebige Krankenpflege bei einigermaßen entwickelten Verhältnissen doch fast unersetzlich sind.

Vieles ist bereits in Issavi geschehen und noch blühen schöne Hoffnungen:

„Daz wirt vil manic herze vrō;
des selben trœstet sich daz mīn.“

Kleine Mitteilungen.

Aussterbende Tiere. Immer wieder ertönt die Kunde, daß der Mensch durch ganz unvernünftige Verfolgung eine Reihe von nützlichen Tieren zu einem raschen Aussterben bringt, und es sind auch schon einige Maßregeln getroffen worden, um dieser Vernichtung Einhalt zu tun. Immerhin genügen die bisher getanen Schritte durchaus nicht, und es ist daher besonders dankenswert, daß der Herausgeber der Monatsschrift „Zoologist“ sich die Mühe genommen hat, auf Grund aller erreichbaren Angaben eine Statistik über die Ausrottung der in Betracht kommenden Tiere zusammenzustellen. Nachdem er verschiedene andere Geschöpfe erwähnt hat, kommt er in dem jetzt erschienenen Schlußteil seines Aufsatzes zunächst auf die Vernichtung der afrikanischen Antilopen und Quaggas zu sprechen, die wegen ihres Felles gejagt werden, und dann vor allem auf die Hekatomben von Elefanten, die im Laufe der letzten Jahrzehnte der Gewinnsucht des Menschen zum Opfer gefallen sind. In den zwanzig Jahren von 1856 bis 1876 kamen jährlich im Durchschnitt $1^1/_2$ Millionen Pfund Elfenbein aus Afrika nach Europa, und außerdem wurden 250000 Pfund nach Indien und etwa 150000 Pfund nach Amerika ausgeführt. Es läßt sich berechnen, daß zur Lieferung dieser Elfenbeinmasse ungefähr 51000 Elefanten getötet worden sind. Ein neuer Vernichtungskampf, der immerhin nicht in diesem Grade Mitleid erwecken wird, ist seit einiger Zeit gegen die Alligatoren in Florida entbrannt, deren Haut einen Gegenstand von nicht unbeträchtlichem Handelswert bildet. Es sind bisher aus Florida $2^1/_2$ Millionen Alligatorenhäute verkauft worden. In ganz unsinniger Weise hat sich gleichfalls erst in letzter Zeit die Jagd auf Känguruhs und kleinere Beuteltiere in Australien entwickelt, wahrscheinlich wegen der Schätzung, die den Känguruhschwänzen von Feinschmeckern zuteil wird. Ein Mann in Australien hat sich gerühmt, für sich allein im Verlaufe von 18 Monaten auf seinem eigenen Grundbesitz 64000 Beuteltiere erlegt zu haben, und danach ist es allerdings wahrscheinlich, daß die Känguruhs und ihre ganze Sippe binnen kurzem ausgerottet sein werden.

Von der Weltsprache. Gewiß würde es die Arbeit der Missionare außerordentlich erleichtern, wenn die Völker aller Zungen sich auf eine gemeinsame Weltsprache einigten. Leider scheint die Verwirklichung dieses Gedankens, der zur Erfindung des Esperanto geführt hat, noch in weiter Ferne zu liegen. Im

Lager der Esperantisten herrscht zurzeit ein heftiger Kampf zwischen 2 Richtungen. Die einen entscheiden sich für Altesperanto, die andern für die Reformsprache. Im vorgangenen Jahre hat der Schauspieler Reicher in Dresden Goethes Iphigenie auf Esperanto aufführen lassen. Der Anfang dieser Dichtung lautet in der Weltsprache:

Al via ombro pintoj movigemaj
De l'sankta, densa arbaret' antikva.

Prof. Diels in der „Internat. Wochenschrift" fragt, ob dieser Esperantogoethe mit seinen fürchterlichen Hiaten den Dresdnern anmutiger ins Ohr fallen werde als der alte. „Soviel ist sicher", sagt Diels, „daß nun, wo die Esperantisten so viel mit sich zu tun haben, der Tag noch fern ist, den Zarathustra (ich meine den alten, nicht den Nietzscheschen) seinen Bekennern verhieß, wo der böse Ormuzd von Ahriman besiegt ist und die Menschen auf der neugestalteten Erde ohne der Nahrung zu bedürfen, ohne Schatten zu werfen, durch eine Sprache verbunden in seligem Frieden zusammenwohnen werden."

Eine Mutprobe im Sudan. Im ‚World Magazine' erzählt ein ägyptischer Reisender und Jäger N. A. Katibah von einer merkwürdigen Mutprobe, die bei den kühnen Jägerstämmen des Sudans Brauch ist. Als er einst bei dem Scheik eines Dorfes, der ihn freundlich aufnahm, weilte, sah er ein herrliches Löwenfell, das nirgends ein Loch oder einen Riß aufwies. Verwundert wandte er sich zu dem Scheik, der den Namen Sabah führte und fragte ihn, wie er zu dieser herrlichen Trophäe gekommen und auf welche Weise das riesige Tier getötet worden sei. Der Scheik erwiderte, daß er den Löwen bei seiner ersten Mutprobe mit einem Messer getötet habe. Als der andere ihn ungläubig ansah, fuhr Sabah fort:

„Ich erlegte das Tier auf jene Weise, auf die unsere Vorväter den Löwen besiegten, da sie noch keine Gewehre besaßen: wir üben auch heute noch diesen Brauch zur Erinnerung an ihren weltberühmten Mut, und ein junger Mann erwirbt sich dadurch das Recht des Kriegers und des Helden, daß er dem Wüstenkönig Aug in Aug gegenübertritt. Als Zeichen der bestandenen Probe erhält er ein elfenbeinernes Armband, das er mit höchstem Stolze trägt. Merken wir, daß ein Löwe in räuberischer Absicht die Nachbarschaft durchstreift, dann glauben wir, er suche einen Zweikampf mit einem von uns, vielleicht weil er ein Mitglied seiner Familie an den Menschen rächen will. Da findet sich immer einer im Dorf, der den Strauß mit ihm ausfechten will. Er tötet eine Ziege oder ein Schaf, läßt das Tier einen Tag liegen, damit der Leichengeruch den Löwen stärker anlocke, und legt es dann außerhalb des Dorfes an einer freien Stelle nieder. Er selbst verbirgt sich in einer Gruppe oder hinter einem Baum oder Felsen und wartet auf das Erscheinen seines Gegners. Keine andere Waffe hat er bei sich als einen kurzen zweischneidigen Dolch, den er sorgfältig ins Futteral gesteckt in seinem linken Aermel hält. Wittert der Löwe das Fleisch, dann stößt er ein lautes Gebrüll aus als Zeichen seiner Freude über die Beute, und um jedes andere Tier zu warnen, daß es ihm nicht nahe, und schleicht langsam heran. Der Mann hat sich unterdessen aus seinem Versteck erhoben und blickt nach dem Tier, das sich auf den Kadaver stürzen will.

Während die Katze zum letzten Sprung sich duckt, ist auf einmal der Mensch an die Stelle des Leichnams getreten. Die Plötzlichkeit seines Erscheinens, der drohende Glanz seiner Augen erschrecken den Löwen, der rückwärts springt, mit allen Zeichen der Angst, den Kopf zwischen die Tatzen legt und mit dem Schweif seine Flanken peitscht. Dann setzt er zum Sprung auf den Gegner an, doch in demselben Augenblick stürzt der Mann vorwärts und wirft sich platt auf den Rücken, den scharfen Dolch emporhebend und mit beiden Händen fest über der Brust haltend. In dem Augenblick, in dem der Körper des Tieres über den Mann hinfliegt, muß der tödliche Stoß geführt werden. Er muß sicher, fest und kräftig sein. Der Löwe verfehlt dann sein Ziel und fällt etwa vier oder fünf Fuß von des Mannes Kopf nieder, während das Messer zwischen seinen Rippen steckt und die Eingeweide herausquellen. Der Kühne darf sich aber nach seinem tödlich verwundeten Gegner nicht umsehen, sondern er muß aufspringen und sich möglichst rasch in Sicherheit bringen, da sich der Löwe mit Anspannung seiner letzten Kräfte umwendet und einen verzweifelten Versuch macht, den Feind in Stücke zu reißen. Ihn zu verfolgen gelingt dem Tiere nicht mehr. Es windet sich in Todesqualen in seinem Blut, dann streckt es sich mit einem letzten Röcheln auf die Seite und stirbt."

Die Religions- und Konfessionsfreiheit in der Türkei. Aus Berichten der dortigen Missionäre wird in den letzten Heften der „Katholischen Missionen" (Herder, Freiburg) in sehr fesselnder Weise berichtet, welche jubelnde Aufnahme die neue türkische Verfassung in der Bevölkerung (z. B. in Käsarieh) gefunden hat und welche Hoffnungen sich daran auch für den Katholizismus knüpfen. „Allein", so schreibt ein kundiger Missionär, „Volk und Behörden müssen sich erst an die neue Ordnung der Dinge (Gleichberechtigung aller Konfessionen) gewöhnen. Der große dunkle Punkt wird immer die Verschiedenheit, um nicht zu sagen, Rivalität der verschiedenen Rassen bleiben, aus welchen die Bevölkerung sich zusammensetzt. Für eine große Zahl von Türken wird der Christ nach wie vor der ‚Giaur' bleiben, das minderwertige Wesen, gegen welches alles erlaubt ist. Zugegeben, daß alle ottomanischen Untertanen fortan gleich seien, die gleichen Rechte besitzen, zu denselben Posten gelangen können, zugegeben, daß z. B. ein Christ Wali oder Statthalter einer Provinz sein, ein christlicher General Söhne des Propheten kommandieren könne, das sind Vorstellungen, die in einen echten Türkenkopf nicht hinein wollen." An kein Werk knüpft ja auch der Prophet im Koran größere Verheißungen, als an den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen. Nun liest aber die große Masse der Mohammedaner immer noch den unverkürzten Koran. Es braucht bloß ein äußerer Anlaß zur Unzufriedenheit sich zu bieten, und der unter der Asche glimmende Fanatismus bricht neuerdings hervor. Eine andere Gefahr droht von den auf sozialen Umsturz hinarbeitenden Geheimbünden. Ein an Anarchismus grenzender Sozialismus gewinnt überall an Boden. Und auch die Ideen des modernen Unglaubens gehen auf den Flügeln der schlechten Presse wie ein plötzlicher Sturmwind durchs Land. Der armenisch-katholische Bischof Terzian will darum einen Verein katholischer Armenier gründen, namentlich um die heranwachsende männliche Jugend vor dem Verderben zu bewahren. Gerade unter dem begabtesten Volke des Orients, den Armeniern, haben diese Ideen den fruchtbarsten Boden gefunden. Diese starke Berührung mit dem modernen Protestantismus in den zahlreichen, hauptsächlich mit Armeniern gefüllten Lehranstalten hat auf das Glaubensleben auflösend gewirkt, und der Einfluß der amerikanischen Mission in den jungen Köpfen mächtig das Verlangen nach politischer Selbständigkeit geweckt. Wie die revolutionären Umtriebe der gregorianischen Armenier die Metzeleien von 1904/05 mit herbeigeführt haben, so dürfte ihr Gebaren auch jetzt wieder eine Gefahr für die Christen des Orients überhaupt bedeuten. Sprechen doch ihre Blätter und Wortführer jetzt schon offen von einer Wiederherstellung des alten armenischen Reiches, für welches sie wenigstens zwölf Wilajete beanspruchen. Das kann sich der Türke nicht gefallen lassen, und es wäre gar nicht undenkbar, daß die neue Periode der Freiheit und der allgemeinen Verbrüderung aller Osmanlis mit einem blutigen Zusammenstoß von Christen und Moslemin eröffnet würde.

Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

Leuchtturm. Zeitschrift für die studierende Jugend. Herausgegeben von P. Anheier, Konviktsdirektor in Trier. Erscheint 24 Seiten stark am 1. und 15. eines jeden Monats. Abonnementspreis p. Jahr M 2.00. Probenummern stehen in beliebiger Anzahl franko zur Verfügung. Zu beziehen durch den Verlag — Paulinus-Druckerei —, die Post u. alle Buchhandlungen.

Diese Zeitschrift hat sich das Ziel gesetzt, den studierenden Jünglingen „die Direktive anzugeben in dem Momente, wo die ersten Linien einer selbständigen bewußten Weltanschauung sich zu bilden beginnen, und unsere Primaner und Sekundaner durch ein geistiges Band zu einigen gegen die feindlichen Strömungen, denen Glauben und Sitte, Ueberzeugungstreue und katholisches Selbstbewußtsein heutzutage preisgegeben sind."

Vortrefflich redigiert, weiß der „Leuchtturm" aus den gediegenen Artikeln über Naturwissenschaft, Literatur, Kunst usw. die Lichtstrahlen zu sammeln und auf das ewig junge, triebkräftige christliche Lebensideal hinzulenken, um es im hellen Glanze vor dem geistigen Auge des Jünglings erstrahlen zu lassen.

So fällt sein Licht weit hinaus auf den Weg, auf welchem die studierende Jugend sicher hinschreitend an einer einheitlichen und wahren Lebensanschauung anlangt. Diese aber reift als köstliche Früchte: eine gründliche Durchbildung des Verstandes und Willens, die beste Gewähr für die Tüchtigkeit und segensreiche Wirksamkeit im späteren Berufsleben. Das hat die Jugend am „Leuchtturm". Möge er durch Vermittlung der Jugendfreunde, insbesondere der Eltern und Erzieher eine weite Verbreitung finden — was bei dem äußerst niedrigen Preise wohl nicht schwer sein dürfte.

Katholische Missionsstatistik. Mit einer Darstellung des gegenwärtigen Standes der katholischen Heidenmission. Von H. A. Krose S. J. (Auch 97. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach".) gr. 8° (XII u. 130) Freiburg 1908, Herdersche Verlagshandlung M 2.40.

Wir bringen diese bedeutsame, hochverdiente Arbeit abermals in empfehlende Erinnerung. Die Schrift zerfällt in einen kleineren theoretischen und in einen größeren praktischen Teil. Im ersteren werden nach einer historischen Einleitung, die von den Hauptquellen und den bisherigen Leistungen der katholischen Missionsstatistik handelt, Begriff, Gegenstand und Nutzen der Missionsstatistik auseinandergesetzt. Es war dem Verfasser darum zu tun, in diesen Ausführungen einerseits die übertriebenen Vorwürfe der Gegner gegen die katholische Missionsstatistik auf das rechte Maß zurückzuführen, anderseits aber vom Standpunkte des Statistikers aus die wirklich vorhandenen Mängel der gegenwärtigen katholischen Missionsstatistik klarzulegen und durch Vorschläge zur Verbesserung derselben dem Missionswesen einen Dienst zu erweisen.

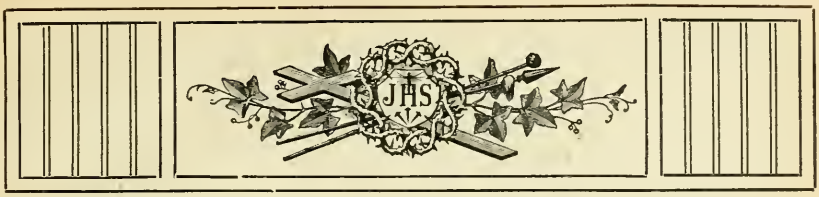
Im zweiten, praktischen Teil wird auf Grund eines reichen Quellenmaterials eine Darstellung des gegenwärtigen Standes der katholischen Heidenmission gegeben, die zwar, wie das nach Lage der Dinge nicht anders sein kann, noch manche Lücken aufweist, aber eingehender und vollständiger ist, als die bisherigen Gesamtdarstellungen, und jedenfalls ein annähernd richtiges Gesamtbild des katholischen Missionswesens bietet.

Die Höflichkeit. Zwanzig Konferenzen, den Zöglingen des Bischöflichen Konviktes zu Luxemburg gehalten von Johann Bernhard Krier. Siebte Auflage 12° (XII u. 220) Freiburg 1909, Herdersche Verlagshandlung. M 1.—; geb. in Leinwand M 1.60.

Das Büchlein ist jetzt in 6 Auflagen verbreitet und tritt zum 7. Male seinen Rundgang an. Es hat schon viel Gutes gestiftet, und wir wünschen ihm eine stets wachsende Verbreitung. Nicht nur bei Konviktoren, an die der Verfasser sich ausdrücklich wendet, sondern bei allen jungen Leuten wird die Schrift großen Nutzen stiften. Auch Eltern und Erziehern wird es mannigfache Anhaltspunkte bieten. Nach einer ausführlichen Einleitung über die Höflichkeit im allgemeinen verbreitet es sich in 15 Kapiteln über Reinlichkeit, Kleidung, Haltung, Grüßen, Besuche, Unterhaltung, Mahlzeiten, Benehmen in der Kirche, in der Familie, in der Schule, im Leben, beim Spiel, auf Reisen und als Gast, zuletzt über die Briefe.

Neues Leben. Ein bilderreiches Uebungs- und Gebetbüchlein für Erstkommunikanten, zugleich zu wiederholter Erneuerung des geistigen Lebens für jedermann von Friedrich Beetz. 12° (VIII u. 428) Freiburg 1909, Herdersche Verlagshandlung. M 1.70; geb. in Leinw. M 2.20.

Der Verfasser führt die Erstkommunikanten nach dem Vorbild der Manresa den Weg der Reinigung, Erleuchtung und Vereinigung, hat aber die einschlägigen Betrachtungen nicht (wie Beining u. a.) bloß skizziert, sondern der Fassungskraft der Kinder entsprechend vollständig ausgeführt und zwar — offensichtlich nach großen Vorbildern: Ag. Jais, Christoph Schmid, Alban Stolz — derart verständlich, in meistens kleinen Sätzen und durchweg anschaulich mittels vieler Gleichnisse, Erzählungen und Bilder, daß dem Seelsorger sehr viel Mühe erspart ist und die Kinder nur ganz wenig Nachhilfe notwendig haben werden. Auch der Gebetsteil erhält alles Notwendige in gleich faßlicher Weise für Meßopfer, Beicht, Kommunion, Besuchungen, Kreuzweg ꝛc.



„Das ist eine Kulturarbeit!"

„Das ist eine Kulturarbeit!" Diese belobigende Note setzte kürzlich ein moderner Kulturträger unter einen Artikel des Missionsblattes der Trappisten von Mariannhill. Von welcher Kulturarbeit berichtet der Artikel? Von einer Waldanlage, die ein einfacher Klosterbruder geschaffen hat. Obschon der Klosterbruder nur einen einzigen schwarzen Schuljungen als Gehilfen hatte, gelang es ihm, innerhalb der kurzen Zeit von 5 Jahren 20000 Waldbäumchen, die er großenteils aus Samen ziehen und gegen mannigfache Hindernisse und Feinde wie Hitze, Nässe, Ameisen, Feldhasen, verteidigen mußte, hochzubringen, und zwar manche schon bis zur respektablen Höhe von 20—30 Fuß und 5—5½ Zoll Durchmesser. Er pflanzte 8500 Silbereichen, 1500 europäische Eichen, 5600 Casuarinen (Nadelbäume aus Australien), 2000 Eukalyptus, die von so hervorragendem Einflusse auf die Reinigung der Luft sind, 800 europäische Kiefern, 500 Flatherown (gutes Wagnerholz), 200 Katalpa (aus Nordamerika), 100 Wacholderbäume, 120 Kampherbäume, 150 Umsibiti (afrikanische Baumart), 100 Pappeln, 30 Kautschukbäume, dazu noch einige Oliven- und verschiedene andere europäische Bäume.

„Das ist eine Kulturarbeit. Das halte ich für das Höchste, was diese Mönche bisher in Afrika geleistet haben." — Gewiß, alle Achtung vor dieser Leistung des demütigen Klosterbruders. Sie bedeutet in der Tat eine sehr anerkennenswerte Aufbesserung des dortigen Waldbestandes. Aber darum ist sie noch lange nicht das „Höchste", was die Missionare bisher in Afrika geleistet haben. Sie bildet ja nur einen winzigen Teil der materiellen Kultivierung und mithin mit dieser nur eine Begleiterscheinung, die mit dem „Höchsten" von selbst eintritt. Denn daß die Missionen auch auf das materielle und wirtschaftliche Leben der Völker den segensreichsten Einfluß ausüben, wird von jedem vorurteilsfreien Beobachter zugegeben und ist noch jüngst von dem italienischen Staatsmann Pellegrino Rossi ausdrücklich hervorgehoben worden: „Die Eroberungen des Christentums", so sagt er, „müssen nicht bloß den Anhänger der Religion, den Philanthropen, den Staatsmann, sondern auch den Ökonomisten (Lehrer der Staatswirtschaft) interessieren, und darum wird, um nur ein Beispiel anzuführen, der Ökonomist an den Erfolgen der verschiedenen Missionsgesellschaften gewiß freudigen Anteil nehmen müssen. Die Ausdehnung, die Errungenschaften, die Fortschritte der Missions-Gesellschaften bilden eine Tatsache zugleich von religiöser, politischer und ökonomischer Bedeutung. In der Tat, indem sie das Christentum verkünden, verbreiten sie zugleich Bildung und Zivilisation. Sie lehren die Macht und Bedeutung der Arbeit, er-

wecken neue Bedürfnisse, stimulieren Konsumtion und Tausch und ebendadurch auch die Produktion. Sie zerstören die Schranken der Barbarei, Schranken, welche völlige Verschiedenheit der religiösen Anschauungen, der Mangel an Zivilisation und gemeinsamen Bedürfnissen zwischen den Nationen aufgerichtet. Sie bemühen sich, die Völker einander näher zu bringen und zu assimilieren, nicht durch Beseitigung ihres nationalen Charakters, sondern indem sie dieselben durch das Gesetz einer gemeinsamen Brüderlichkeit, durch das Gesetz der christlichen Liebe und Brüderlichkeit miteinander verbinden. Sie dehnen die vorhandenen Märkte aus und schaffen deren neue. . . . Auch Rom hatte dereinst durch seine Kriege die Welt erobert; man sprach Lateinisch überall, die römischen Institutionen finden sich allenthalben mit jenem Recht, welches nicht entwurzeln konnte. Aber, war man römisch dem Herzen nach? Als die Barbaren sich auf Rom stürzten, fand es keine Verteidiger. Die Völker waren erobert, zivilisiert, oder besser gesagt, nach Roms Bild geformt; aber der Haß war nicht erloschen, den die Eroberung in der Regel erzeugt. Die friedlichen Siege der Missionare dagegen sind Siege der Intelligenz, der Vernunft. Sie bringen Nutzen dem eroberten wie dem erobernden Volke. Sie sind vorteilhaft für die menschliche Moralität, für die Philanthropie, für die politische Ökonomie."

Ja, gerade weil die Missionare in erster Linie das Christentum verkündigen und vor allen Dingen die Kultivierung der Menschenseelen im Auge haben, wirken sie auch für die materielle und wirtschaftliche Aufbesserung eines Landes. Ihre eigentliche Aufgabe aber ist und bleibt, den armen Negern behilflich zu sein, ihre Fehler abzulegen, ihre Lügenhaftigkeit, ihre Diebereien zu lassen, keine Schändlichkeiten mehr zu begehen; vielmehr dankbar, gehorsam, geduldig, zuverlässig, mit einem Worte gut an der Seele und dadurch für Zeit und Ewigkeit glücklich zu werden. Das ist das Ideal, welches dem Missionar vorschwebt. Damit erstrebt er etwas weit Höheres, aber auch etwas weit Schwierigeres, als die Bebauung und Bepflanzung von öden Länderstrecken.

Denn die Seele des Negers stellt ein Ackerland dar, ausgedörrter und verwilderter als der Boden, den sein Fuß betritt. Seit Jahrhunderten hat es brach gelegen. Darüber sind die gefährlichen und schlechten Anlagen zur Entfaltung gekommen und zu schlechten Gewohnheiten und abscheulichen Lastern emporgewuchert. Wenn sie nun auch überhand genommen und das ganze Erdreich sozusagen überzogen haben, so haben sie dennoch nicht in dem Neger, wie er heute leibt und lebt, alle guten Anlagen ersticken können. Nein! Keimartig sind diese noch immer da. Es handelt sich nur darum, sie zu wecken, ihrer verborgenen und lang unterbundenen Triebkraft Nahrung zu geben.

An diese Aufgabe tritt der Missionar heran mit der Methode und den Mitteln seines göttlichen Vorbildes. In Liebe und Geduld, mit Hinopferung seiner Kräfte und seines Lebens dient er dem Kranken mit Heilung, dem Verlassenen mit Unterkunft, dem Verzweifelnden mit Trost, dem Unwissenden mit Belehrung. Eine solche Kultivierungsweise, von übernatürlichem Geiste getragen und belebt, wirkt auf die Seelen der verlassenen Heiden wie warmer Sommerregen und frischer Maientau auf keimkräftige Samen. Die schlummernden guten Anlagen werden geweckt und gelangen durch Übung und Betätigung zur vollen Entfaltung.

Wird das Gute so gefördert und ermutigt, so stirbt viel Schlechtes schon von selbst ab. Wird der Neger zur Arbeitsamkeit angehalten, so erfährt er bald den veredelnden und erzieherischen Einfluß der Arbeit an sich selber und lernt den Müßiggang mit seinen vielen Untugenden und Lastern verabscheuen und meiden. Wird er unter vieler Geduld zu einem

Msgr. Joseph Dupont a. d. Gesellschaft der Weißen Väter.
Ap. Vikar von Njassaland.

geordneten Familienleben herangezogen, wird in ihm der Sinn für Häuslichkeit und sorgsame Kindererziehung geweckt, so werden die Verkehrtheiten und Schändlichkeiten, die ein ungebundenes Leben mit sich bringt, von selbst seltener. Gewinnt er allmählich die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit in Handel und Wandel lieb, und erfährt er an sich selber, daß er auch für sein natürliches Wohlbefinden sich gut dabei steht, so wird der Hang zur Lügenhaftigkeit und Stehlsucht von selbst abgeschwächt. Wird ihm endlich durch den Unterricht eine richtige Gottes- und Menschen-

kenntnis, eine wahre Lebens- und Weltanschauung vermittelt, so wird seine Seele bald von den abergläubischen Gedanken, Furcht- und Zaubervorstellungen gesäubert sein.

Durch dieses Emporziehen der angeborenen guten Anlagen, durch die Beförderung und Ermutigung der edlen Bestrebungen kann so viel Schlechtes absterben, daß selbst die Wurzel aller bösen Neigungen und Triebe, die Eigenliebe und Selbstsucht, angegriffen und in ihrer Triebkraft zurückgedämmt wird. Damit ist aber der Boden gewonnen, auf welchem die edelsten Kräfte, die heroische Liebe zu Gott und den Menschen zur Entwicklung gelangen; die Liebe, die im Martyrium sich ganz für Gott hinopfert, die Liebe, die im Dienste der Armen und Schwachen sich langsam verzehrt. Beides hat die noch junge Kirche Zentralafrikas gesehen. Ersteres schon gleich bei ihrem Erstehen; letzteres hat sie noch jetzt ständig vor Augen: den rührendsten Anblick, den die Welt bieten kann, den der erbarmenden Liebe, die nichts für sich wünscht, die nur dienen und heilen will. Es sind die schwarzen barmherzigen Schwestern, die mit ihrer immergleichen stillen Hilfe, wie Sterne im dunklen Erdteile leuchten und in den Herzen der Neger eine tiefe Sehnsucht wecken nach allem, was gut und heilig ist. — Eine ausführliche Schilderung ihrer Entstehung, ihres Instituts und ihrer Wirksamkeit unter den Negern ist in Aussicht genommen — für jetzt mag folgende Erwägung genügen:

Was ist nun das „Höchste": Tugend und Gesittung in lebende Menschenseelen einzupflanzen, aus denen Engelsmilde und Geduld aufsprossen, die sich nie gekannter Kranken annimmt, nie den kleinsten Zug von Verdrossenheit und Gereiztheit aufkommen läßt und überall ein Heimweh nach dem Himmel, dem bleibenden Glücke säet? — oder Samen, Sträucher und Bäume dem toten Erdboden einzupflanzen, die zwar auch ihre Früchte bringen, doch nur für das irdische, leibliche Leben, und mithin nicht dauernd und wahrhaft glücklich machen können? Man braucht die Frage nur zu stellen, und man hat sie schon beantwortet.

Ja, die Kultivierung der Seele ist die erste und letzte Aufgabe, nicht nur draußen bei den Heiden, sondern auch hier in den Kulturländern, bei jedem einzelnen Menschen. Ist es der Seele wohl, ist sie gesund und tugendstark, so ist auch das Glück für das leiblich-zeitliche Leben gesichert. So lautet ja die Verheißung:

„Suchet also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und dieses alles wird Euch zugegeben werden." Matth. 6,33.

P. Matth. Hallfell, Trier.

Heldenmut einer schwarzen Christin.

Von Bischof Heinrich Streicher, Ap. Vikar von Nord-Njansa.

Unter den vielen Disteln und Dornen im Heidenlande blüht auch manch zartes Blümlein christlicher Heldentugend, das wert ist, der Vergessenheit entrückt zu werden.

Munaku — das war ihr heidnischer Name — erblickte das Licht der Welt im Bezirk Singo. Sie gehörte einer sehr angesehenen Familie an. Mit sechzehn Jahren verlor sie ihren guten Vater. Zwei Jahre später bestimmte ihr ältester Bruder Maaggali (oder Noe, wie er als Christ

hieß) das Mädchen, mit ihrer Mutter und ihm nach Mityana, der Hauptstadt des Bezirks, zu ziehen. Munaku sowohl wie ihre Mutter Muzei waren damals noch Heiden.

Noe besaß in Mityana eine kleine Wohnung, die gleich an die Behausung des Häuptlings Matiasi Muromba*) stieß.

Sobald Noe seine Schwester dauernd bei sich hatte, fing er an, sie in der christlichen Religion zu unterrichten. In 2 Monaten fleißigen Lernens hatte das Mädchen sich die notwendigen Gebete und den halben Katechismus eingeprägt.

Unsere hl. Religion war damals in Uganda noch kaum bekannt. Wir hatten erst ein paar Hundert Neophyten. „Beten" galt sozusagen als Hochverrat, und schon der Name Musomi (Christ) reichte hin, den König Muanga in Wut zu versetzen.

Wir machten uns auf den baldigen Ausbruch einer Verfolgung gefaßt. Die Christen und Katechumenen munterten sich gegenseitig auf, um mutig dem Martertod ins Auge zu blicken und ihres Lohnes im Himmel nicht verlustig zu gehen.

Die Verfolgung.

Eines Tages, es war im Maimonat, nahm Noe seine Schwester beiseite und sprach zu ihr: „Munaku, die Zeiten sind schlimm für alle Baganda, welche beten.**) Man wird sie ganz ohne Zweifel sämtlich ums Leben bringen. Auch meine Tage sind gezählt. Schwester, schwöre deinem Bruder, daß du, wenn ich einmal tot bin, nicht zu unsern heidnischen Verwandten zurückkehren willst. Du würdest da ganz gewiß deinem Glauben untreu werden; es ist aber besser, das Leben zu verlieren, als die Gnade und Freundschaft Gottes."

„Bruder", entgegnete Munaku, „sei ohne Sorge; ich werde nie und nimmermehr ablassen, zu „beten", und wenn sie dich töten, so werden sie mir ein Gleiches tun."

Andern Tages, es war erst nachts 1 Uhr, bewegte sich ein Trupp bewaffneter Baganda eiligen Schrittes dem Dorfe zu. Kurz darauf ertönten Schüsse in allen heidnischen Vierteln der Ortschaft.

Muzei hörte die Schüsse fallen und ahnte nichts Gutes. So schnell sie konnte, stürzte sie aus ihrer Hütte und eilte der Bananenschamba zu. Dort versteckte sie sich, da, wo die Stauden am dichtesten standen. Aber es dauerte nicht lange, da kamen die Plünderer auch dahin, spürten die Negerin auf und banden sie. Munaku dagegen hatte sich einfach hinter einer Gruppe Bäume dicht neben ihrer Hütte verborgen. Niemand kam auf den Gedanken, daß sich dort jemand versteckt haben könnte. Die Mordbrenner kamen und gingen; Munaku blieb unbehelligt. Sie hörte alles, was um sie herum gesprochen wurde. „Ein sonderbares Volk, diese Christen!" meinte einer. „Mit welcher Hartnäckigkeit hängen sie an ihrem Aberglauben, trotz all dem, was sie zu dulden haben! Macht nichts, diesem Maaggali (Noe) ist recht geschehen. Nur hätten wir ihn rascher kalt machen sollen. Was hatte es für einen Zweck, ihn durch halbverhungerte Köter in Stücke reißen zu lassen!" — Was war geschehen?

*) Muromba war einer der Christen, die der Verfolgung des Jahres 1886 zum Opfer fielen.

**) „Beten" bedeutet in Uganda so viel wie dem Heidentum entsagen und Christ werden.

Roes Tod.

Des Morgens in aller Frühe hatte Roe sich zu drei fremden Katechumenen begeben, die in Mityana die Nacht verbracht hatten. Er wollte Abschied von ihnen nehmen, bevor sie ihren Weg nach Mengo (Rubaga), der Hauptstadt Ugandas, fortsetzten. Allein plötzlich sahen sich

Bischof Viktor Roelens (Gesellschaft der Weißen Väter) Ap. Vikar von Oberkongo.

alle vier von den Häschern des Königs umzingelt. Der unglückliche Roe wollte sich durch einen kühnen Sprung in den Bananenhain retten, allein die Mörder stießen ihn mit ihren Speeren nieder. „Genug", rief einer der Mordgesellen, „der Christ kann sich jetzt nicht mehr wehren. Werft ihn den Hunden vor!" Das geschah. Man band den Schwerverwundeten

an Händen und Füßen und hetzte die halbverhungerten Tiere auf ihn. Noe konnte kein Glied rühren. Wütend fielen die Tiere über ihn her und rissen ihn in Fetzen, bis der Engel des Todes ihn von seinen Qualen erlöste.

Sobald es Tag geworden war, nahmen die Mörder den gräßlich verstümmelten Toten und warfen ihn auf den Hauptweg, der zum Dorfe führt, um dadurch allen, die „beteten" oder „beten" wollten, also Christen wie Katechumenen, die Lust an der Bekehrung zum Christentum gründlich zu benehmen.

Munakus Gefangennahme.

Munaku hatte aus den flüchtig hingeworfenen Worten der Häscher den Hergang in der Hauptsache erfahren. Das Entsetzen wollte sie übermannen; aber sie faßte sich bald und trat plötzlich kühn vor die überraschten Mordbuben.

„Ich bin Maaggalis Schwester!" rief sie entschlossen, wenn auch zitternd vor Erregung. „Ihr habt meinen Bruder ermordet; hier bin ich, tötet auch mich!"

Die Krieger waren einen Augenblick sprachlos.

„Mein Bruder ist für seinen Glauben gestorben," fuhr Munaku fort, „ich habe auch den Tod verdient!"

„Sie ist verrückt", erklärte endlich einer der Mörder, „sie hat vor Schmerz über die Hinrichtung ihres Bruders den Verstand verloren!"

„Ich weiß, was ich sage; durchbohrt mich, Mörder meines Bruders!"

Die Krieger drehten ihr verächtlich den Rücken und setzten ihr blutiges Handwerk fort. Sie trieben Matiasi Murombas Weib mit seinem Sohn Arseni und einem kleinen Mädchen aus ihrer Hütte, fesselten sie aneinander und schleppten sie zu Mukuenda, dem Häuptling des Bezirks Singo.

Munaku sah, wie die Gefangenen dahingetrieben wurden. Sie streckte ihre Hände nach den Häschern aus und verlangte, gleich den übrigen gebunden zu werden oder zu sterben. Aber man wies sie mit rauhen Flüchen ab. Munaku ließ sich nicht beirren. Sie schloß sich dem traurigen Zuge an und gelangte so mit ihren Glaubensgenossen zum Marktplatze, wo schon an 30 andere Christen und Katechumenen, die Hände auf dem Rücken gebunden, ihrer harrten. Endlich fesselte man auch unsere Munaku.

„So glücklich wie heute," sagte die Bekennerin, „bin ich noch nie gewesen. Eine bessere Nacht habe ich noch nicht verbracht."

Da kam eine ihrer Mitgefangenen auf sie zu. Es war die Frau des Martyrers Matiasi. „Gott schenkt uns die Gnade und Ehre, für ihn zu sterben," flüsterte sie Munaku zu; „allein er verbietet uns, daß wir uns selbst das Leben nehmen. Warum verlangst du so ungestüm, daß man dich töte? Und warum weigerst du dich, zu essen? Erbittere die Mörder nicht nutzlos, sondern gib dich ganz in Gottes Hand und nimm geduldig hin, was er dir sendet!" Dann setzte sie mit kaum hörbarer Stimme hinzu: „Diese verruchten Menschen haben kein Interesse daran, deinen Leib zu töten, aber sie werden versuchen, deine Seele zu morden. Bleibe standhaft, sei stark!"

Die junge Katechumenin verstand die Mahnung und dankte der mütterlichen Freundin. „Ich habe meinem Bruder geschworen," sprach sie, „daß ich nichts mit meinen heidnischen Verwandten gemein haben

wolle, bis sie sich bekehrt haben. Darum werde ich den Namen meiner Familie nicht nennen, sondern tun, als sei ich eine Sklavin. Dann wird mich niemand zum Weibe wollen. Sag' also um Gottes Willen niemandem, wer ich bin und wo meine Verwandten wohnen!"

Nach diesen Worten streckten sich die beiden gefangenen Frauen zur kurzen Ruhe am Boden aus, denn sie mußten sich darauf gefaßt machen, hier die Nacht zuzubringen.

Den folgenden Tag über dienten die Christen den neugierigen Scharen der Heiden als Zielscheibe des Spottes und Hohnes. Erst am zweiten Tage nach Maaggalis Tod schlug man mit ihnen die Richtung nach Mengo ein, das etwa 30 Meilen von Mityana entfernt ist.

Als der Zug den Hauptkarawanenweg zur Hauptstadt erreichte, gab sich Munaku alle Mühe, um irgendwo den Leichnam ihres Bruders zu erspähen. Sie wußte ja, daß man ihn hierhin geschleppt hatte, um der ganzen Bevölkerung als warnendes Beispiel zu dienen. Einer der Krieger bemerkte, wie das Mädchen eifrig forschend die Straße musterte. „Du suchst deinen toten Bruder, nicht wahr?" fuhr er sie höhnisch an. „Nur keine Angst, die Hyänen sind schon damit fertig und haben sich geholt, was die Hunde übriggelassen haben!"

Was Matiasis Frau unserer Munaku vorausgesagt hatte, traf nur zu bald ein. Mbugano, der Anführer der Truppe, die zur Zerstörung der von den Christen bewohnten Viertel in Mityana ausgerückt war, erkor sich Munaku als seinen Anteil an der Beute. Er teilte ihr daher einfach mit, sie sei fortan eine seiner Frauen.

„Wer ist dein Vater," fragte er die zitternde Katechumenin, „ich werde ihm das Brautgeschenk senden."

„Mein Vater ist tot," erwiderte Munaku tonlos.

„Und deine Brüder?"

„Ich habe ja bloß einen, den habt ihr getötet!"

„Wo wohnt denn deine Familie?"

„Ich habe keine Familie."

„Was ist denn dein Muziro*)?"

„Ich kenne es nicht."

„Wie, das mußt du doch wissen?"

„Ich bin eine Sklavin."

„Du lügst!"

„Nein, ich lüge nicht. Ich dein Weib werden? Nie und nimmer! Lieber lasse ich mich töten!"

Mbugano war sprachlos vor Staunen. Nie in seinem Leben hatte ihm jemand derart zu begegnen gewagt. Er war indes klug genug, zu schweigen.

Die folgenden Tage änderten nichts an der Gesinnung der Gefangenen; ihr Entschluß blieb unerschüttert. Jeden Tag stellte Mbugano die nämlichen Fragen, und stets erfolgte die gleiche Antwort.

Als Mbugano sah, daß er mit Güte nicht zum Ziele komme, versuchte er es mit der Gewalt.

„Hierher, Leute! Holt die Mvuba!" befahl er. Die Mvuba besteht aus 2 schweren Stücken Holz; in jedem befindet sich ein Loch, eben

*) Muziro ist in der Sprache der Eingeborenen irgend ein Tier, eine seltene Pflanze, welche als Sinnbild der betreffenden Familie oder Sippe gilt. Bei den amerikanischen Indianern heißt es Totem.

groß genug, um einen Fuß durchzulassen. Ist der Fuß einmal hindurchgesteckt, so läßt er sich nicht mehr herausziehen. Schon am zweiten oder dritten Tage sind die Knöchel völlig zerschunden.

Selbst Mbuganos Frauen hatten nun Erbarmen; sie wollten die Löcher mit einer Art Wollfaser aus trockenen Bananenblättern auspolstern, aber Mbugano duldete es nicht. „Laßt sie erst zu Verstand kommen," erklärte er, „dann werden ihre Füße frei!"

Diese grausame Behandlung währte zwei volle Monate. Die ganze Zeit hindurch schreckte man das arme Geschöpf durch die furchtbarsten Drohungen. Täglich wurde Munaku für ihren Eigensinn gepeitscht.

„Wenn du dich weigerst, mir meinen Willen zu tun," war Mbuganos beliebteste Drohung, „so verkaufe ich dich an die Araber!" „Gut", antwortete sie stets mit derselben Gelassenheit, „verkaufe mich nur!"

Eine unverhoffte Wendung.

Endlich beschloß der heidnische Häuptling, die unbeugsame Sklavin um des lieben Friedens willen an P. Lourdel, den damaligen Superior der Weißen Väter in Rubaga, zu verkaufen. Mbugano teilte ihr also eines Tages mit ungewöhnlicher Freundlichkeit mit, er werde sie nicht dem König ausliefern, da sie sonst an die Araber verkauft werden würde.

P. Lourdel gab dem Häuptling eine Flinte nebst 5 Patronen, und die Sklavin war sein. Am selben Abend noch hielt Munaku ihren Einzug in der Mission und wurde in einer der christlichen Familien mit offenen Armen aufgenommen.

Die Missionare waren überzeugt, daß eine Katechumenin, die so viel und standhaft für ihren Glauben gelitten hatte, reif für den Empfang der Taufe sei. Auf P. Lourdels Wunsch wohnte Munaku täglich zweimal dem Vorbereitungsunterricht bei. Von der für gewöhnlich vorgeschriebenen Probezeit wurde sie dispensiert, und schon drei Wochen später war Munaku so weit, daß sie die hl. Taufe empfangen konnte. Sie erhielt den Namen Maria Mathilde.

Zwei Jahre lang — von 1886 bis 1888 — übernahm Mathilde mit noch einer andern Christin, der Frau eines Martyrers, die gleichfalls viel für den Glauben gelitten, die Leitung eines Waisenhauses nicht weit von der Station. Unmittelbar daneben lag eine Anzahl Hütten, die wir den wenigen alleinstehenden älteren Frauen eingeräumt hatten, solchen nämlich, die weder Verwandte noch hilfbereite Bekannte hatten.

Auch Musei, Mathildens alte Mutter, zog dorthin. Sie war gleichfalls in jener Schreckensnacht in die Gefangenschaft geschleppt und in der Folge zweimal verkauft worden. Endlich gelang es ihr, ihrem zweiten Herrn zu entwischen. Drei Nächte wanderte sie durch dick und dünn, bis sie wie zufällig Mathildens Asyl erreichte. Seit dem Tag ihrer Gefangennahme hatte sie nicht das Geringste von der Tochter gehört. Welch merkwürdige Fügung der göttlichen Vorsehung! Welche Überraschung und Freude aber auch für die alte Mutter, als sie ihr Kind nach langer Trennung wieder in ihre Arme schloß!

Neue Stürme.

Mathilde und ihre glückliche Mutter teilten sich in die Arbeit, d. h. in die Pflege und Wartung der immer zahlreicher werdenden Waisenkinder. Da trat, kurz nach der Ankunft Muzeis, ein folgenschweres Ereignis ein.

Die Baganda waren schon seit längerer Zeit erbittert über das Willkürregiment ihres Königs. Das Volk seufzte unter Abgaben und Frondiensten. Muangas Grausamkeit erbitterte mehr und mehr alle seine Untertanen, Christen, Mohammedaner und Heiden.

Im September des Jahres 1888 hatte die Unzufriedenheit des Volkes ihren Gipfel erreicht. Eine furchtbare Empörung brach aus. Die königliche Residenz wurde umzingelt und belagert. Allein es gelang Muanga, zu entschlüpfen. Mit wenig Getreuen gewann er glücklich das Gestade des Viktoria-Njansa und von da erreichte er in weiterer schleuniger Flucht im Ruderkahn das Südufer des Sees.

Nun bestieg Muangas Onkel Kiwewa den Thron der Ugandakönige. Aber kaum einen Monat später loderte die Flamme des Bürgerkrieges in dem unglücklichen Lande auf. Die Mohammedaner griffen im Einverständnis mit dem neuen Herrscher die in der Hauptstadt wohnenden Christen an. Diese, obwohl nicht im geringsten auf Feindseligkeiten gefaßt, verteidigten sich wacker. Sieben Stunden wütete der Kampf in und um Rubaga. Dann sahen sich die Angegriffenen genötigt, der Übermacht zu weichen, und zogen sich nach der Westgrenze Ugandas zurück. Nun hatten die Anhänger des Propheten gewonnenes Spiel. Sie fielen über die Mission her, legten Hand an die Missionare und warfen sie ins Gefängnis. Einige Tage später wurde den Eingekerkerten einfach mitgeteilt, daß all ihr Hab und Gut nebst den Sklaven*) als Kriegsbeute angesehen und mit Beschlag belegt worden seien.

Inzwischen überlegte Kiwewa mit seinen Ratgebern, was mit den Missionaren selbst geschehen solle. Einige schlugen vor, sie alle hängen zu lassen; andere hätten lieber gesehen, wenn man ihnen erst die Augen ausgestochen hätte und sie dann hätte verhungern lassen. Die meisten hingegen waren dafür, daß man sie aus dem Lande verbanne und ihre Habe sowie ihre Sklaven konfisziere. Dieser letztere Vorschlag wurde angenommen. Kiwewa gestattete den Missionaren indes, fünf Kinder mitzunehmen. Auf die flehentlichen Bitten der Zurückbleibenden und das Ersuchen der Missionare selbst hin erhöhte er diese Zahl auf fünfzehn.

In höchster Gefahr.

Natürlich gehörte Maria Mathilde zu denen, welche mit den Missionaren das Land verließen, wenngleich ihre arme jüngst getaufte Mutter der Tochter leider nicht folgen konnte. Ich überlasse es dir, lieber Leser, dir den Schmerz dieser guten alten Mutter und ihrer heldenmütigen Tochter vorzustellen, als sie sich aufs neue und vielleicht für immer von einander getrennt sahen. Es wäre mir kaum möglich, diese erschütternde Szene hier zu beschreiben.

Es war am 18. Oktober, als die Missionare von ihren geliebten Christen Abschied nahmen und mit ihren Begleitern in See stachen.

In Mengo-Hafen lag ein schönes großes Segelboot vor Anker. Es gehörte den evangelischen Missionaren, die ebenfalls des Landes verwiesen worden waren. Schnell wurde das Boot bestiegen; die Stricke fielen, der Anker wurde eingeholt und hinaus ging's auf den See. Es

*) d. h. den Waisenkindern und den alten Frauen in den obengenannten Anstalten.

befanden sich an Bord drei Weiße Väter, 2 evangelische Missionare mit ihren Dienern, ferner zwanzig Waisenkinder und eine Bemannung von zehn Köpfen.

Des Nachmittags sichteten wir einen großen Felsen, der hoch aus dem Wasser ragte. Dort warfen wir Anker und gingen an Land. Wir hielten uns 2 Stunden auf und bereiteten unser kärgliches Mahl; dann

Bischof Johannes Joseph Hirth a. d. Gesellsch. der Weißen Väter.
Ap. Vikar von Süd-Njansa.

gingen wir wieder zu Schiffe. Doch kaum hatten wir die Anker gelichtet, als unser schwaches Fahrzeug von einem riesigen Flußpferd angefallen und zertrümmert wurde. Das Leck war zu groß; das Boot legte sich im Nu auf die Seite und sank. Zum Glück war der See an jener Stelle nicht sehr tief. Der Mast schlug auf den Grund auf und verhinderte so, daß das Fahrzeug völlig unterging. Einige von uns er-

reichten schwimmend den Felsen. Andere kletterten auf das gekenterte Boot und hielten sich am Kiel fest. Alle wurden gerettet außer fünf Waisenkindern, die vor unseren Augen ertranken.

Die göttliche Vorsehung sandte endlich Rettung. Unerwartet trafen 5 Fischerkähne ein. Mit ihrer Hilfe wurden jene, die sich an das Boot angeklammert hatten, befreit und auf den Felsen geschafft. Wir hatten inzwischen ein mächtiges Feuer angezündet und verbrachten bei seinem Schein die Nacht.

Andern Morgens waren uns die freundlichen Eingeborenen gern behilflich, das Boot auszubessern. Eher, als wir zu hoffen gewagt, war das Leck verstopft; wir stachen vorsichtig in See und erreichten nach mühseliger, aufregender Fahrt am 3. November glücklich die Missionsstation Bukumbi.

Die Heimkehr.

In der Verbannung zu Bukumbi fuhr Maria Mathilde fort, sich mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt ihrer kleinen Schar zu widmen. Erst im Februar 1891, als die neuen für Uganda bestimmten Missionare es wagen konnten, von Bukumbi aus nach ihrem fernen Wirkungsfeld unter Segel zu gehen, schlug auch für Mathilde die Stunde der Heimkehr ins Vaterland.

In Uganda hatte inzwischen Muanga wieder den Thron seiner Väter bestiegen. Er schien wie umgewandelt, sandte sogar eine Flottille von sechzig Kanus, die die Missionare vom Süden des Sees nach Uganda bringen sollten. Es sei hier freilich bemerkt, daß der Exkönig auch nur mit Hülfe der Christen die Herrschaft wiedergewonnen hatte.

Kaum hatte Mathilde ihren Fuß an das heimatliche Gestade gesetzt, als sie auch schon ihre betagte Mutter erblickte. Die alte Muzei hatte Tag um Tag auf die Rückkehr der Tochter gewartet und vom Strande auf den See hinausgeblickt, ob nicht am Horizont die ersehnten Boote auftauchen wollten. Muzei war abermals zweimal hintereinander an arabische Sklavenhändler verschachert worden; sobald sie aber vernahm, daß die Missionare wieder in Rubaga ihren Einzug gehalten hätten, ergriff sie die erste Gelegenheit zur Flucht, und diese gelang.

Der Untergang der Station Rubaga.

Jedoch auch das Jahr 1891 sollte ein unseliges Jahr in der Geschichte Ugandas werden. Es gelang den Christen, mit vereinten Kräften ihres gemeinsamen Feindes, der Mohammedaner, Herr zu werden; aber nun konnten sich Katholiken und Protestanten nicht einigen. Unruhen und Streitigkeiten waren an der Tagesordnung.

Die Protestanten hatten die Agenten der Ostafrikanischen Gesellschaft (East Africa Company) hinter sich; die Katholiken hingegen wurden von Muanga und seinen heidnischen Anhängern begünstigt. Obwohl die Missionare zur Ruhe und Geduld mahnten, loderte am 24. Januar 1892 ein neuer unseliger Bürgerkrieg auf.

Wenn ein Bagandadorf in feindlicher Absicht angegriffen wird, so fällt die Verteidigung den wehrhaften Männern der Ortschaft zu. Die Weiber und Kinder werden ihrem Schicksal überlassen und müssen sehen, wie sie sich retten.

Diesmal hingegen wurden selbst die unserer Mathilde anvertrauten Frauen und Kinder nicht verschont. Sie suchten durch die Flucht zu entkommen, und auch Muzei eilte den Fliehenden nach, so schnell ihre alten Beine sie trugen. Aber bald war Muzeis Kraft zu Ende. Außer Stande, den Ihrigen zu folgen, blieb sie weit zurück und fiel einem feindlichen Krieger in die Hände.

Mathilde war inzwischen ruhig auf ihrem Posten geblieben. Man rief ihr zu, sie möge sich in Sicherheit bringen. Sie weigerte sich entschieden. „Ich bleibe bei den Missionaren!" rief sie entschlossen. „Wenn sie getötet werden, dann mögen die Mörder auch mich umbringen!"

Damit eilte sie der Station zu, die auf der Spitze des Hügels lag. Dort fand sie den Apostolischen Vikar mit fünf seiner Missionare. Allen bangte aufs äußerste um den Ausgang des Kampfes.

Während die Maximgeschütze der East Africa Company die Reihen der Katholiken niedermähten, brach eine Abteilung eingeborener Krieger über die Mission Rubaga herein und steckte sämtliche Gebäude derselben in Brand. Mehrere Stunden lang war unsere Station in Rauch und Flammen gehüllt. Kirche, Haus der Missionare, Magazine, Werkstätten, kurz, alles wurde niedergebrannt.

Nur ein für sich liegendes viereckiges Gebäude mit Wänden und Dach aus Lehm stand noch unversehrt da inmitten der brennenden Überreste unserer Mission. Dorthin flüchtete sich der Apostolische Vikar*) mit den Missionaren und einigen wenigen weiblichen Neophyten und Katechumenen. Auch Mathilde war unter ihnen.

In den schrecklichen Stunden, die wir in der Glühhitze dieser Lehmhütte, mitten unter brennenden Gebäuden, verlebten, zeigte Mathilde keine Spur von Furcht, obwohl Hitze und Rauch uns alle zu ersticken drohten. „Mir war nicht bange um mein eigenes Leben," pflegte sie zu sagen, wenn sie später von diesen traurigen Erlebnissen erzählte, „ich fürchtete nur für den Bischof und die Missionare; dafür habe ich in diesen Stunden gebetet." — —

Fünf Tage später trafen wir die wackern Christen auf der Insel Bulingugwe wieder. Der König hatte sich mit ein paar katholischen Kriegern, dem Apostolischen Vikar und dessen Missionaren sowie mit etwa tausend Frauen und Kindern auf diese Insel geflüchtet, vier Tage nach den schrecklichen Ereignissen des 24. Januar. Die genannte Insel liegt etwa 500 m vom Festland.

Allein auch hier auf unserer Insel waren wir noch nicht in Sicherheit. Man pflanzte die Maximgeschütze am Gestade auf und richtete sie auf uns. Die armen Flüchtlinge auf Bulingugwe wurden vom Entsetzen ergriffen. Bevor sie wußten, wie ihnen geschah, lagen an hundert in ihrem Blute da; die feindlichen Scharen aber, die unsere hilflose Lage ausnützen wollten, warfen sich in die Kähne und fielen über die wehrlosen Katholiken her.

Die Missionare wurden ergriffen, ausgeplündert, aufs schimpflichste behandelt und schließlich gefangen nach dem Fort der East Africa Company abgeführt.

*) Der damalige Apostol. Vikar der Njansamission, der all diese Schrecknisse mit durchlebte, war Johannes Joseph Hirth, dessen Bild wir auf Seite 275 bringen. Später wurde die ungeheure Mission geteilt, und Bischof Hirth wurde der südliche Teil (Süd-Njansa) unterstellt.

Maria Mathilde war untröstlich, als sie sah, welches Los die Missionare getroffen. Man suchte sie zu bestimmen, sich platt auf den Boden zu werfen, um so den Kugeln zu entgehen, die in allen Richtungen durch die Luft pfiffen. Aber Mathilde begann darauf, den Missionaren zu folgen. „Man hat sie abgeführt", rief sie, „und sie werden sicher erschossen werden. Laßt mich auch sterben!"

Wenn die Not am größten, ist Gottes Hülfe am nächsten.

Doch Gott, der sich an Hochherzigkeit nicht übertreffen läßt, schützte seine treue Dienerin. Die Kugeln verschonten sie, und Gott schützte die wackeren Christen vor dem Hagel feindlicher Speere. Ein protestantischer Krieger erkannte auf einmal in Mathilde eine Schwester Noe Maaggalis, mit dem er Blutsbruderschaft geschlossen hatte. Diese Verbrüderung machte es ihm zur Pflicht, Mathilde zu verschonen und sie gerade so zu behandeln, als wäre sie seine eigene Mutter. Um indes keinen Argwohn zu erregen, tat er, als habe er die Christin zur Gefangenen gemacht, band ihr die Hände auf den Rücken und schleppte sie nach Hause. Dort angekommen, löste er sofort ihre Fesseln und erklärte ihr, sie sei frei und bei ihm zu Gaste.

Zwei Tage später kam es Mathilde zu Ohren, daß die Missionare als Gefangene im Fort zu Kampala interniert seien. Nun bat sie ihren Retter, er möge sie doch dorthin geleiten, was der Krieger auch gern tat. Kapitän Wilson, der Befehlshaber des englischen Forts, erlaubte ihr tatsächlich, seine Gefangenen aufzusuchen.

Die Missionare verblieben fünf Wochen in Gefangenschaft. Mathilde bereitete ihnen all diese Zeit hindurch die notwendige Nahrung. Wie freute sie sich, daß sie ihnen jetzt so sehr von Nutzen sein konnte!

Als die Patres aus ihrer Haft entlassen wurden, begab sich Mathilde mit ihnen auf deutsches Gebiet, im Süden von Uganda, um dort bessere Zeiten abzuwarten. Nach einem Gewaltmarsch von 20 Tagen kamen sie alle zusammen Ende März daselbst an.

Im Sturm erprobt.

Schon im Juni schlug die Stunde der Heimkehr. Mathilde hielt mit den Missionaren wieder ihren Einzug in Rubaga. Aber erst im Oktober wollte es ihr gelingen, auch ihre alte Mutter Muzei zu befreien.

Seitdem haben sich Mutter und Tochter nicht mehr zu trennen brauchen. Mathildes Leben verzehrt sich in Gebet und Arbeit für die Mission. Zur Zeit hat sie die Aufsicht über die Bananenpflanzungen übernommen, die unsern beiden Seminarien den notwendigen Unterhalt liefern. Wenn sie auch in ihrer liebenswürdigen Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit am liebsten überall zurücktritt, so sieht und kennt doch jeder ihre Hingabe, ihre Frömmigkeit und opferfreudige Arbeit für die armen, ihr anvertrauten Geschöpfe. Die 20 000 Christen unserer Station Villa Mariya aber haben in Mathilde ein lebendiges Muster in jeder Hinsicht vor Augen.

Unter den Bambanegern.

Die Station Virika ist noch zu jungen Datums und ihr Gebiet viel zu groß, als daß wir dasselbe bis jetzt genügend hätten erkunden können. So kommt es, daß unser Bezirk bis auf diese Stunde noch nicht völlig erschlossen ist. Vor kurzem kam ich mit P. Superior durch ganz unerforschtes Gebiet. Es wird Sie gewiß interessieren, einen kleinen Bericht über die genannte Reise zu erhalten.

Bwamba, also das Land der Bamba-Neger, nimmt etwa die Hälfte unseres gesamten Missionsdistrikts ein und umfaßt das ganze Land im Norden des Ruwenzorigebirges von dessen Fuß an bis hinab zum Semlikiflusse. Der Semliki ist jene bekannte Wasserader, die den Edward-Nyanza mit dem Albert-Nyanza verbindet. („Nyanza" heißt in den afrikanischen Sprachen so viel als „See".)

Im Ruwenzorigebirge.

Wir brachen am Freitag den 29. Mai von unserer Station Virika (U. L. Frau vom Schnee) auf. Ein Katechist begleitete uns. Wir gedachten, ihn in einer dicht bevölkerten Gegend anzustellen. Leider gelang es uns nicht, einen Platz zu finden, der hinreichende Sicherheit für Leib und Leben bot, so daß der arme Kerl wieder mit uns heimkehren mußte. Offen gestanden, Petro — so heißt der Katechist — war sehr froh, daß wir ihn nicht in dieser wilden Gegend seinem Schicksal überließen; denn er verspürte nicht die geringste Lust, sich von den Menschenfressern verspeisen zu lassen.

Unser erster Halteplatz war Kasingo, drei Stunden von unserer Station. Hier waren wir an der Grenze unseres Batoro-Gebietes. Zwei Häuptlinge, die sich zu unserem Schutze uns angeschlossen hatten, waren bereits früher bis hierher gekommen. Sie hatten ihre Büchsen bei sich, denn die Bambastämme liegen stets im Kampfe miteinander, so daß Vorsicht geboten war.

Einer dieser beiden Häuptlinge, namens Yakobo, ist bereits ein Christ, der andere, Birigenda mit Namen, erst Katechumen. Sie haben jeder eine Bwambaortschaft unter sich und erkennen ihrerseits Kasagama, den König von Toro, als ihren Herrscher an. Das Bwambaland steht ebenfalls unter Kasagamas Szepter, und dieser läßt es durch Batoro-Häuptlinge regieren. Aber die tatsächlichen Herrscher sind doch die alten Bambahäuptlinge geblieben.

Unser Marsch ins Bwambaland führt uns über die Höhen des vielgenannten Ruwenzori-Gebirges, diese Riesenhäupter Zentralafrikas. Gerne hätten wir die höchste Erhebung erstiegen, aber sie ragt 19 000 Fuß zu den Wolken empor und ist mit ewigem Schnee bedeckt. So begnügen wir uns damit, einige niedrigere Gebirgsspitzen zu ersteigen, so den Kasingo (3000 Fuß) und drei Stunden weiter einen andern Kegel von 7000 Fuß. Es war uns nicht möglich, dort zu rasten, denn ein heftiger, eiskalter Nordwind wehte dort oben, der unsere Glieder erstarren machte. Unsere Schwarzen waren nicht wenig überrascht, als sie sich auf einmal fast weiß werden sahen; denn der Schweiß, der aus allen Poren brach, gefror im Nu.

Aus der Ferne gesehen, erscheinen diese Berge völlig kahl und öde. Je näher man ihnen kommt, desto herrlicher ist das Vegetationsbild dort oben, dichtes Röhricht mit 15—20 Fuß hohen Stengeln, miseke (eine Art Bambus) und zahlreiche andere Pflanzengattungen erfreuen das Auge des Reisenden. Die Bakonjo-Leute benutzen die Misekeschäfte, die bedeutend höher und kräftiger sind als gewöhnliches Schilfrohr, zum Bau ihrer Hütten. Auch das Dach unserer Kirche in Virika besteht aus lauter Misekestengeln. Was auf diesen afrikanischen Bergeshöhen am meisten auffällt, das sind die riesenhaften Farren von 25 Fuß Höhe.

Getreidespeicher bei den Bobo-Negern (Sudan).

Unser Weg führt durch Schluchten und Klammen, Gebirgsbäche und Waldströme dahin, bis sich vor uns ein kleines freies Plateau eröffnet mit einem herrlichen Fernblick auf den gesamten westlichen Abhang des Ruwenzoris. Welch großartiges Panorama! Eine unabsehbare, weite Ebene breitet sich zu unsern Füßen aus; mitten hindurch zieht sich, einem Silberbande gleich, der Semliki von Nord nach Süd, die natürliche, weithin schillernde Grenze zwischen Kongostaat und Uganda. Wir schauen aus 12000 Fuß Höhe auf den glitzernden Wasserspiegel nieder.

Leichtes Gewölk entzieht von Zeit zu Zeit das Land unter uns dem Blick. Langsam wogt und wallt der Schleier auf und nieder, bis er an den Hängen der Hochgebirgsriesen zerreißt. Man könnte sich in der Gondel eines Luftschiffes wähnen, hoch im Aether droben. Die Erde liegt weit, weit unter uns gleich einer ganz in Wolken gehüllten Riesenkugel.

Unsere Kleider sind völlig durchnäßt, und der Boden wird immer schlüpferiger und unwegsamer. Wir beginnen mit dem Abstieg. Manch-

mal geht's schneller, als wir selber möchten, und noch am Abend sind wir in Busoma. Die Nacht und den kommenden Tag blieben wir in der gastlichen Hütte des Mkonjohäuptlings Luhandika. Die Bakonjo sind die ursprünglichen Bewohner Toros. Von den heute dort ansässigen Stämmen vertrieben, wanderten sie aus und fanden im Gebirge eine Zufluchtsstätte. Bis jetzt haben wir leider noch keine Mission in ihrem Stammesgebiete.

Freundlicher Empfang. — Seltsamer Fächer. — Allerhand Schönheitsmittel.

Nach mehrstündigem beschwerlichem Abstieg erreichten wir gegen Abend das Bambadorf Luigo. Kabatoma, der Ortshäuptling, kommt uns entgegen, um uns zu bewillkommnen. Er wirft sich nach der Sitte seines Stammes auf die Knie, lehnt sich zurück, so daß er auf den Fersen hockt, legt die Hand auf den Hinterkopf und schüttelt eifrig das Haupt, wobei er die Worte spricht: „Dyambo, Bwana!“ (Guten Tag, Herr!“)

Kabatoma ist, wie alle Leute seines Volkes, groß und kräftig gebaut. Die Bambaleute befinden sich fast stets auf dem Kriegspfad; das Kriegerhandwerk aber ist ein Sport, der von selbst groß und stark macht. Männer wie Frauen und Kinder sind äußerst einfach gekleidet. Sie tragen eine Schnur von Glasperlen um den Leib; von dieser Schnur hängen hinten zwei 3—4 Zoll breite und 2 Fuß lange Streifen aus Rindenstoff gleich einem Schwanz herunter. Dieser prächtige Schweif leistet den Eingeborenen auch tatsächlich gute Dienste, und zwar gegen die lästigen Fliegen, die von dem Rizinusöl, womit sich die Schwarzen vom Kopf bis zu Füßen reichlich einreiben, angelockt werden. Ich mußte herzlich lachen, als ich unsere Schwarzen zum ersten Mal beobachtete, wie sie mit dem Schweif in der Hand wütend auf sich selbst losschlugen.

Unsere Schwarzen tragen ferner hunderte von Ringen und Spangen um Arme und Beine. Diese Ringe sind gewöhnlich aus Palmenfasern hergestellt und werden durch das Tragen auf dem Körper der Eingeborenen, dem so selten die Wohltat einer gründlichen Waschung zu teil wird, ganz schwarz und fettig. Um den Hals herum tragen die Bamba schwere eiserne Halsringe. Unverheiratete Männer und Frauen sind an den Kupfermünzen zu erkennen, die sie manchmal zu 5, 10, ja 15 Stück durch Lippen und Nase gezogen haben, zuweilen auch durch die Ohren. Wozu denn? Ei, so ist's mal Mode. Sodann ist es Brauch im Bambalande, große Sorgfalt auf eine schöne Haarfrisur zu legen, und die Köpfe unserer Schwarzen wetteifern mit einander um die Palme der Schönheit und Eleganz.

Ueberall im Stammesgebiet der Bambaneger gewahrt man große Schamben (Pflanzungen) mit jener hübschen Staude, die das geschätzte Rizinusöl liefert. Die Schwarzen sind geradezu versessen auf diesen Artikel, benutzen ihn aber, nebenbei bemerkt, nicht zu dem gleichen Zweck wie wir Europäer. Denkt ein Negerfräulein ernstlich ans Heiraten und will es recht bald einen Bewerber finden, dann salbt es zunächst Kopf und Schultern mit Rizinusöl, so reichlich, daß das Oel sich über den ganzen Körper verbreitet und ihm ein prächtiges, glänzendes Aussehen verleiht. Alles ist entzückt von der Schönheit einer solchen öltriefenden schwarzen Dame, und letztere ist sicher, rasch „unter die Haube“ zu

kommen. Das Rizinusöl dient aber auch als Zeichen der Trauer. Stirbt jemand aus der Verwandtschaft, so greift die ganze Familie zum Ölkrug und reibt sich mit dem köstlichen Öl ein.

Am Montag den 1. Juni marschierten wir fünf Stunden lang längs der Ruwenzorikette durch dichtes Gehölz und Bambus dahin. Bei der Ortschaft Luisenu kam der Häuptling Marampi in Begleitung von etwa 30 seiner Frauen herbei und begrüßte uns. Wir hielten uns aber bloß ein Viertelstündchen auf, denn die Zeit drängte. Als die Nacht hereinbrach, bezogen wir bei Nsungu unser Lager. Es schwirrten allerhand Kriegsgerüchte durch die Luft. Bamba und Bakonjo, hieß es, hätten das Kriegsbeil ausgegraben. Es handelte sich, wie so oft unter wilden Stämmen, um die besten Weidegründe, also um einen „Grenzstreit"; die Bakonjo wollten ihr Gebiet auf Kosten der Ebene ausdehnen, während die Bamba ihr Auge auf die reichen Hänge der Vorberge geworfen hatten.

Drei europäische Wunder! — Die Zauberflöte in Afrika. — Eine junge Sonne.

Folgenden Tages kamen wir nach Buisa. Hier ist unser Yakobo Häuptling, also der eine der beiden Führer, von denen bereits die Rede war. Als wir die Ortschaft erreichten, war weit und breit keine lebende Seele zu erblicken; alles, was Beine hatte, schien von der Überzeugung beseelt, daß Vorsicht der bessere Teil der Tapferkeit sei, und hatte sich schleunigst aus dem Staube gemacht. So geht's oft. Ihr in Europa meint wohl mal, der Missionar brauche sich bloß zu zeigen, und die heilsbegierigen Scharen kämen herbei und ließen sich unterrichten und taufen, vielleicht gar ohne weiteres taufen! So schnell geht es nicht. Doch Yakobo wußte Rat. „Warte einen Augenblick, Vater," sagte er, „ich werde schon machen, daß meine Leute rasch zurückkehren. Ich werde ihnen sagen, daß ihr gute Leute seiet und keine Räuber und Plünderer."

In der Tat, kaum war Yakobo eine Zeitlang fort, da gewahrten wir ein altes Negermütterchen, das sich hinter der letzten Hütte des Dorfes versteckt hatte und nun vorsichtig hervorlugte. Jetzt kam sie langsam auf uns zu. Eine Anzahl weiterer alter Neger, die nicht hatten fliehen können, kamen dazu, und als sie sich wohl vergewissert hatten, daß gar nichts zu fürchten sei, trotzten sie mutig der Gefahr und humpelten herbei, auf unser Zelt zu, mit dessen Aufschlagen man gerade beschäftigt war. Wer beschreibt das Staunen der guten Leutchen, als sie sahen, wie schnell das von statten ging und wie rasch wir Europäer unsere „Hütten" bauten. Die anfängliche Furcht machte einem unverhohlenen Staunen Platz, und ohne Scheu kamen nun die harmlosen Leute nahe herzu und hörten uns an, wie wir ihnen den Willkommgruß boten. Jetzt war alle Furcht gewichen; sie riefen hurtig ihre Stammesgenossen herbei, und binnen weniger Minuten hatte sich eine Schar von über 200 Schwarzen um uns versammelt, die mit stummem Staunen unser Tun beobachteten. Drei Dinge zogen vor allem die Aufmerksamkeit der Eingeborenen auf sich, nämlich unser Esel, dann mein schöner Bart und endlich die Photographie meines Vaters in meinem Brevier.

Der Esel graste friedlich ein paar Schritte von uns. Ich wollte eben herzutreten und den Leuten klarmachen, was das für ein Tier sei. Aber das war schon zuviel! In heillosem Entsetzen stoben sie ausein-

ander. Mein langer Bart hatte ihnen Schrecken eingejagt. Ruhig lasse ich mich wieder dort nieder, wo ich gesessen, und warte, bis die Aufregung sich gelegt hat. Nach und nach kamen die ängstlichen Gemüter wieder zur Ruhe; einer nach dem andern kehrte in meine Nähe zurück. Ich gab mir Mühe, die guten Leute nicht durch eine rasche Bewegung zu erschrecken. Nach einer Weile zog ich eine kleine Flöte heraus und blies das in meiner kanadischen Heimat allbekannte Lied: „Home, sweet home." Mein schwarzes Publikum war höchlich verwundert, welch schöne Klänge ich meiner Flöte zu entlocken verstand, und sah mich für einen schrecklich gelehrten Zauberer an. Hoffentlich wird auch die Musik, die „göttliche Kunst", dazu beitragen, den wilden Sinn unserer Bambas mit der Zeit zu zähmen.

Nun kam eine neue Überraschung für meine schwarzen Zuschauer. Ich zog ein Vergrößerungsglas heraus, und zwar eine einfache Linse, deren sich P. Superior für seine Pfeife bediente, nicht um sie zu vergrößern, sondern um sie anzuzünden. Das war etwas für die Schwarzen. Die Sonne schien hell vom Himmel hernieder. Wir ließen also die Sonnenstrahlen durch die Linse fallen und siehe, unsere junge Sonne — so nannten die Schwarzen das Ding — hatte bald die paar dürren Blätter entzündet, die ich vom Boden aufgerafft. Einer der stärksten Neger, die mich umstanden, namens Malhebe, ein wirklich schneidiger Krieger, der auch bei den andern Ansehen zu genießen schien, hatte die Kühnheit, mir die junge Sonne aus der Hand zu reißen. Er wollte mal sehen, ob sie wirklich von Feuer sei. Er drehte das Brennglas etwas in der Hand hin und her, aber es dauerte nicht lange, da gab er mir das unheimliche Ding schleunigst zurück, solche Angst hatte er davor. Gleich umringten ihn seine Stammesgenossen und bestürmten ihn mit Fragen, ob es heiß sei, ob er sich nicht verbrannt hätte usw.

Hauseinrichtung der Schwarzen. — Küche und Nachtlager.

Gegen Abend machten wir einen kleinen Spaziergang durch das Negerdorf. Die Bambaleute gliedern sich in eine gewisse Anzahl von Familien und Sippen, die in beständiger Fehde mit einander liegen; eine Sippe besteht nur aus wenigen Familien. Die Hütten ein und derselben Familie schließen sich ziemlich dicht an einander. So zählt Malhebes Familie etwa 20 Behausungen.

Das Innere der Bambahütte enthält keine Küche oder Feuerstelle, wie man sie in Uganda und Toro hat. Die Nahrung wird draußen vor der Hütte bereitet und gekocht. Mitten im Dorf gewahrt man ein sehr großes Gebäude mit fünf bis sechs Türen. Das ist der Speisesaal der Männer. Alle verheirateten Männer pflegen ihre Mahlzeiten gemeinsam einzunehmen. Die Frauen besorgen die Küche; jede bringt die Erzeugnisse ihrer Kunst zum gemeinsamen Speisehaus, legt die Speisen auf einem Bananenblatt vor ihrem Herrn Gemahl nieder und geht wieder. Nach dem Essen werden auch Krüge mit Pombebier herbeigebracht, und nun halten die schwarzen Herren der Schöpfung ein Plauderstündchen, oder besser Biergelage. Je mehr das Bier in den Krügen zur Neige geht, desto mehr erhitzen sich die Köpfe, desto gesprächiger werden die Teilnehmer. Nur zu gern gehen unsere Schwarzen im Laufe der Unter-

haltung zu „schlagenden Beweisen" über, wie es unter dem Einfluß des berauschenden Getränkes nicht zu verwundern ist.

Ich möchte hier erwähnen, daß der Mwambaneger niemals auf dem Erdboden sitzt, sondern stets auf einem Stuhl. Als solcher dient ihm ein Stück von einem Baumstamm von 5—6 Zoll Durchmesser und 6—7 Fuß Länge. Das eine Ende des merkwürdigen Stuhles weist drei Beine auf; 2 derselben sind nach unten, der Erde zu, gerichtet, das dritte dagegen nach oben und dient als Rückenlehne. Zur Nachtzeit dient dieser Stuhl als Bett. Und da rede noch einer von der Weichlichkeit unserer Schwarzen. Mehr Abtötung kann man doch nicht verlangen!

Brautwerbung und Hochzeitsgebräuche.

In jedem Dorfe bestehen 2 weitere Klubs bzw. Gemeinschaften, eine für die jungen Burschen und eine weitere für die Mädchen. Von Heirat innerhalb der männlichen Familie ist keine Rede. Sieht sich ein junger Mann ernstlich nach einer Lebensgefährtin um, so begibt er sich einfach zu einer andern Ortschaft seines Stammes und stattet dem dortigen Mädchenheim einen Besuch ab. Hat er nun dort etwas Passendes erspäht, so verabredet er insgeheim das Nähere mit ihr. In der Nacht darauf wird das betreffende Mädchen entführt, und der junge Mann hat eine Frau. Alles weitere Zeremoniell ist unbekannt. Allerdings ist diese Heiratsform oft genug Veranlassung zu blutigen Reibereien. Da kommen denn bewaffnete Männer vom Heimatsdorf des Mädchens vor des Entführers Wohnung. Will der glückliche Bräutigam den Krieg vermeiden, so ist das ungeheuer einfach. Er begibt sich zum Mädchenheim seines eigenen Heimatsdorfes, stiehlt eine der Insassen und bringt sie dem Vater der von ihm entführten Gattin.

Wie bedenklich und verwerflich eine solche Heiratsform auch ist, sie verdient immerhin vor mancher andern, wie sie in Aequatorialafrika gebräuchlich sind, den Vorzug. Denn zunächst haben die jungen Eheleute doch immerhin Gelegenheit, sich kennen zu lernen, sich zu verständigen und eine Wahl zu treffen. Die Batoro z. B. kennen das nicht; vielmehr ist in Toro der Heiratskontrakt ausschließlich Sache der Eltern. Oft wird die Braut im zartesten Kindesalter verlobt. Sodann ist die Heirat bei den Bambaleuten keine bloße finanzielle Frage wie bei den Batoro- und Bagandanegern; der Vater des Mädchens bekommt weder Geld noch Geldeswert, wie Ziegen usw. Die Brautleute treffen sich, geben ihre Einwilligung und schreiten ohne weiteres zur Hochzeit. Die gegenseitige Neigung spielt also doch die Hauptrolle. Wie leicht muß es sein, diesem Volk die christlichen Grundsätze über Heirat und Ehekontrakt beizubringen!

Ein Schattenkönigtum. — Im Urwald.

Mittwoch langten wir in Häuptling Mugwas Residenz an. Mugwa ist Oberhäuptling des Bamba-Gaus Butalingo. Wie schon oben erwähnt, stehen die Bambaneger nominell unter der Herrschaft des Königs von Toro, aber auch nur dem Namen nach. So hat z. B. Kasuju, der Mutorohäuptling, dem diese gesamte Provinz untersteht, es nie gewagt, Batalingo zu seiner Hauptstadt zu machen. Er scheint es für geratener zu halten, in Kidingo, einer kleinen Stadt im Bambawalde, der unmittelbar an Toro grenzt, zu residieren. Kasujus Untertanen scheinen sich um ihren Lehns-

herrn nicht sonderlich zu kümmern, während letzterer mit seinem schwierigen Völkchen seine liebe Last hat.

Mugwa ist entschieden der mächtigste von allen Bambahäuptlingen. Seine Residenz umfaßt etwa fünfzig Hütten, dazu die 3 öffentlichen Hallen für verheiratete Männer, Knaben und Mädchen. Die Ortschaft ist als Mittelpunkt des gesamten Bambalandes anzusehen. Rings herum ist das Land dicht besiedelt, also ein gegebenes Missionszentrum. Könnten wir wenigstens einen Katechisten sofort hier anstellen! Doch für den Augenblick ist kein Gedanke daran.

Missionskirchlein in Banankuru nach einem Orkan (Sudan).

Als es dunkelte, waren wir in Bunyangure, einem Negerdorf mitten im Urwalde. Die Eingeborenen erschienen sämtlich mit Speeren, Bogen und Pfeilen bewaffnet, als sie uns den Willkommgruß boten. Wir waren daher auf unserer Hut, und so oft wir unser Zelt verließen, schloß sich Yakobo oder sein Freund zur Sicherheit mit der geladenen Büchse über der Schulter uns an. Vor den Gewehren haben die Bamba nämlich Respekt.

Andern Tages sollte die Wildheit der Bamba uns recht zum Bewußtsein kommen. Wir waren bereits auf dem Wege nach Kidongo. Es war eine lange Etappe. Alle Umstände während des Marsches waren danach angetan, uns zur äußersten Vorsicht zu mahnen. Es ging durch das schier undurchdringliche Dickicht eines großen, finstern Urwaldes dahin. Zahllose Seitenpfade kreuzten unseren Weg, ein Beweis, daß hier eine dichte Bevölkerung haust. Lautlose Stille herrschte rings umher, nur hie und da tauchte ein Eingeborener mit Pfeil und Bogen zwischen

den Stämmen auf, um ebenso rasch zu verschwinden. Dazu kam endlich noch der Verlust unseres erprobten Führers. Als der Mann die Grenze seines Stammesgebietes erreicht hatte, erklärte er, um keinen Preis gehe er weiter mit. „Tötet mich, wenn ihr wollt", lautet sein bestimmter Bescheid, „aber ich begleite euch nicht weiter. Vielleicht, daß ich Kidongo mit euch erreichen würde, aber von dort würde ich nicht mehr heimkehren. Man würde mir sicher auflauern und mich umbringen!"

Gott wacht über seine Missionare. — Hoffnungen für die Zukunft.

Wir hatten gerade zwei Negerdörfer zu passieren, die auf der Kuppe eines ziemlich steilen Hügels lagen. Rechts und links vom Pfad, der zu ihnen hinaufführte, taten sich tiefe Abgründe auf. Als wir das erste Dorf erreichten, kamen wir vor verschlossene Türen. Wir suchten mit den Eingeborenen zu verhandeln und sie zu bestimmen, uns durch die Palisadenwand einzulassen. Schließlich gelang es, die Schwarzen von unseren friedlichen Absichten zu überzeugen. Wir erlangten Zutritt und zogen ein. Aber auch hier war keine lebende Seele zu erblicken. Am andern Ende des Dorfes trafen wir die nämliche Palisadenwand; offenbar hatten sich die Schwarzen auf einen gefährlichen Gegner gefaßt gemacht!

Zwei Stunden später betraten wir einen weiteren dichten, finsteren Wald. Hier hielten sich bewaffnete Krieger in den Wipfeln der Urwaldbäume versteckt, während wir unter ihnen her uns einen Pfad bahnten. Man teilte uns dies allerdings erst später mit, als wir bereits glücklich Kidongo erreicht hatten. Man berichtete uns ferner, die wackeren Krieger hätten kaum eine halbe Stunde nach unserem Durchmarsch eine alte Frau getötet und aufgegessen.

In Kidongo harrte unser eine unangenehme Überraschung, eine Hungersnot nämlich. Nach zwölfstündigem, anstrengendem Marsch konnten sich unsere Träger nur mit knapper Not die notwendigsten Nahrungsmittel verschaffen. Sie mußten sich pro Mann mit ein paar Maisähren begnügen. Man eröffnete uns, daß wir drei Tage lang durch eine Hungergegend kommen würden, falls wir bei unserem Entschluß verharrten, via Ruwenzori heimzukehren. Infolgedessen entschieden wir uns für einen andern Weg und beschlossen, über Bumadwa und Busoma unsere Station Virika wieder zu erreichen.

In zwei Tagereisen gelangten wir wieder an den Ausgangspunkt unserer Reise zurück. Herrlich war die Fernsicht, die sich vom Gipfel eines Berges aus auf die durchmessene Gegend eröffnete. Dort lag zu unsern Füßen der ungeheure Buwambawald, in dessen Dunkel wir uns einige Tage aufgehalten. Achtzehnmal war das hl. Meßopfer in diesem Lande gefeiert worden, zum ersten Mal seit Erschaffung der Welt! Diese und ähnliche Gedanken erfüllten unser Herz mit Trost und Hoffnung. Nach menschlichem Ermessen sind diese wilden Bambaneger noch äußerst weit davon entfernt, das Christentum anzunehmen. Wie soll man diesem kriegslustigen Volk z. B. auch nur dies eine beibringen, daß sie sich nicht mehr gegenseitig mit Haß und Feindschaft begegnen? Doch mit Gottes Gnade ist kein Volk unbekehrbar. Möge denn Gott der Herr den Zeitpunkt beschleunigen, wo diese armen Bambaleute die ersten christlichen Missionare ihren Einzug bei sich halten sehen! U. Beauchamp, Missionar in Virika.

Kleine Mitteilungen.

Missionsbischöfe. — In dieser Nummer bringen wir die Bilder von dreien unserer Missionsbischöfe. Der hochwürdigste Herr Joseph Dupont, jetzt Apost. Vikar der englischen Kolonie Njassaland, war bereits 1885 mit dem † P. Aug. Schynse am Kongo tätig (S. Schynse, Zwei Jahre am Kongo). — Bischof Viktor Roelens, Titularbischof von Djerba, ist als einfacher Missionar seit 1891, als Missionsleiter seit 1893 am obern Kongo tätig. Vor einigen Monaten ist dem völlig erschöpften Missionsbischofe in Msgr. August Huys eine jüngere Kraft zur Seite gegeben worden. — Der hochwürdigste Herr Johannes Joseph Hirth ist allen unsern Lesern bekannt. Mit der 6. Missionskarawane zog er 1887 hinaus ins Gebiet der Großen Seen; am 25. Mai 1890 wurde er in Kamoga zum Bischof der ungeheuren Njansamission geweiht, und als diese Mission infolge ihrer ungeahnten Entwicklung 1894 geteilt wurde, mit der Leitung des südlichen (deutschen) Teiles betraut. Bischof Hirth weilt zurzeit nach 15 Jahren zur Erholung in seiner elsässischen Heimat. Gott gebe dem vielgeprüften Bischofe, der sich um die kulturelle Entwicklung Deutsch-Ostafrikas so viele Verdienste erworben hat, recht bald die Gesundheit wieder!

Ueber **Kala** im Ufipaland gibt ein Brief, den P. Melßen an den Vater des allzufrüh verstorbenen Missionars Paul Sieffert richtet, ein erfreuliches Bild. Die statistischen Angaben, die erbaulichen Züge aus den Leben der Katechumenen und Neuchristen machen es unzweifelhaft, daß wir es hier mit einem vielversprechenden Missionszentrum zu tun haben. „Missionszentrum muß man Kala in der Tat nennen, da im näheren und weiteren Umkreise im Laufe der Zeit Nebenstationen entstanden sind, die alle von Kala aus bedient werden und zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. So ist beispielsweise Mwinza, obschon noch jüngern Datums, in der besten Entwicklung begriffen. Eine Umwandlung zum Bessern, nicht nur in religiöser, sondern auch in wirtschaftlicher Beziehung ist angebahnt und macht sich in der ganzen Gegend bemerkbar. Die Zeit der Ernte scheint mithin für dieses Missionsgebiet anzubrechen; da gedenkt der Missionar, der jetzt in die Arbeit eintritt, dankerfüllten Herzens seiner Vorgänger im apostolischen Amte: vor Jahren haben sie den Weinberg des Herrn unter unsäglichen Mühen urbar gemacht und den Samen des Wortes Gottes ausgestreut.

Der ausgestreute Same ging auf und gedieh. Doch jetzt, wo die Saat heranreift, hat Gott sie bereits zur ewigen Belohnung zu sich genommen. Uns aber sind sie immer noch nahe durch ihr Beispiel stiller, selbstloser Arbeit und apostolischer Tugend, stehen uns helfend zur Seite durch ihre mächtige Fürbitte bei Gott."

Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

Didaktik als Bildungslehre nach ihren Beziehungen zur Sozialforschung und zur Geschichte der Bildung von Otto Willmann. 4. verb. Auflage. Braunschweig 1909. Friedrich Vieweg. Preis geh. M 9.—, geb. M 10.—.

Willmanns berühmtes Werk über die Didaktik liegt uns nun in vierter Auflage vor. Durch vereinfachte Ausstattung konnten trotz der mehrfachen Erweiterungen die zwei Bände in einen zusammengezogen werden, was eine bedeutende Herabsetzung des Preises ermöglichte und somit das herrliche Buch weiteren Kreisen zugänglich macht.

Der Titel läßt auch keinen annähernden Schluß zu auf die Fülle der tiefen Gedanken, gründlichen Ausführungen und lebendigen Anregungen, welche dieses Buch für jeden Gebildeten zur interessanten Lektüre machen müssen. Nicht allein für Fachgelehrte, für Pädagogen ist es geschrieben; es berührt eben die aktuellsten Fragen der Bildung, ist durchsetzt von geistvollen Erörterungen über die wichtigsten Lebensfragen, eröffnet tiefe Gedankenzüge auf großen Wissensgebieten und erschließt uns in weitem Horizonte eine so reiche Welt geistiger Fragen und Aufgaben, daß es ein Genuß ist, immer wieder dem großen Denker

zu lauschen. Allerdings ist die Darstellungskraft Willmanns gerade auf diesem Gebiete eine ungewöhnliche. Nicht in trockener Lehrweise und schleppender, tiefgründiger Untersuchung spricht er zu uns, sondern in lebensvoller, begeisterter Sprache; zuweilen erhebt sich die Darstellung in warmem Schwunge zur künstlerischen Schönheit; die große Klarheit, mit der er auch tiefe Gedanken ausspricht; die vielfache Bezugnahme auf brennende Zeitfragen und die Entschiedenheit, in der ideale Grundgedanken das Werk durchziehen, geben demselben einen gewissen, persönlichen Reiz, so daß der Leser, mag er zur Anschauung des Verfassers stehen, wie er will, mit einer wahren Spannung den Gang der Ausführungen verfolgen muß. Um so mehr muß das Buch überzeugten Katholiken ein lieber Freund werden, denn es spricht uns nicht bloß aus der Seele, sondern stellt uns leuchtende Wahrzeichen auf, die für die Entwicklung katholischer Bildung von höchster Bedeutung sind; in manchen Stellen gibt es uns programmartige Darlegungen. Darum ist dasselbe nicht nur für Pädagogen und Schulmänner, sondern auch für Seelsorger, Theologen, überhaupt für Gebildete, in denen das Interesse für die großen Lebensfragen noch lebendig ist, eine ungemein anregende Lektüre.

Ein kurzer Hinweis auf den Inhalt des Werkes kann all den Reichtum nur andeuten.

Im 1. Abschnitt gibt Willmann einen gedankenreichen Ueberblick über die Geschichte des Bildungswesens. Feinsinnig und maßvoll würdigt er die Bildung der Griechen und Römer; warme Worte widmet er den Zielen mittelalterlicher Bildung, mit philosophischer Tiefe beurteilt er die Bildung der Renaissance, der Aufklärung und der Jetztzeit. Zeitgeschichtliche Streiflichter, Bezugnahme auf philosophische Strömungen geben gerade diesen letzten Teilen intensive geistige Spannung.

Der 2. Abschnitt behandelt die Bildungszwecke. Was Willmann da sagt über die Bildungsinteressen und die Bildungsideale, zeigt am klarsten, unter welchem weiten Horizonte das Werk abgefaßt ist; Willmann steht hier auf der hohen Warte des christlichen Denkers, dem zeitliche Interessen den überweltlichen Interessen der höchsten Seelenbedürfnisse untergeordnet sind. Ewigkeitsgedanken tönen ernst ins Leben hinein; die Bildungsideale erscheinen ihm in specie aeternitatis.

Der 3. Abschnitt erörtert die Bildungseinfalt. Hier finden die großen Gedanken Willmanns Anwendung auf die Einzelelemente der Bildung; mit Sicherheit führt er durch die vielseitigen Fragen der einzelnen Bildungsfächer; die Theologen werden ihm Dank wissen für die königliche Rangstellung der religiösen Wissenschaften.

Der 4. Abschnitt ist derjenige, der den praktischen Bedürfnissen des pädagogischen Unterrichtes gerecht wird; er ist speziell für Pädagogen geschrieben, aber jedermann wird die geistreichen Betrachtungen über die ethischen und philosophischen Gesichtspunkte mit Nutzen lesen.

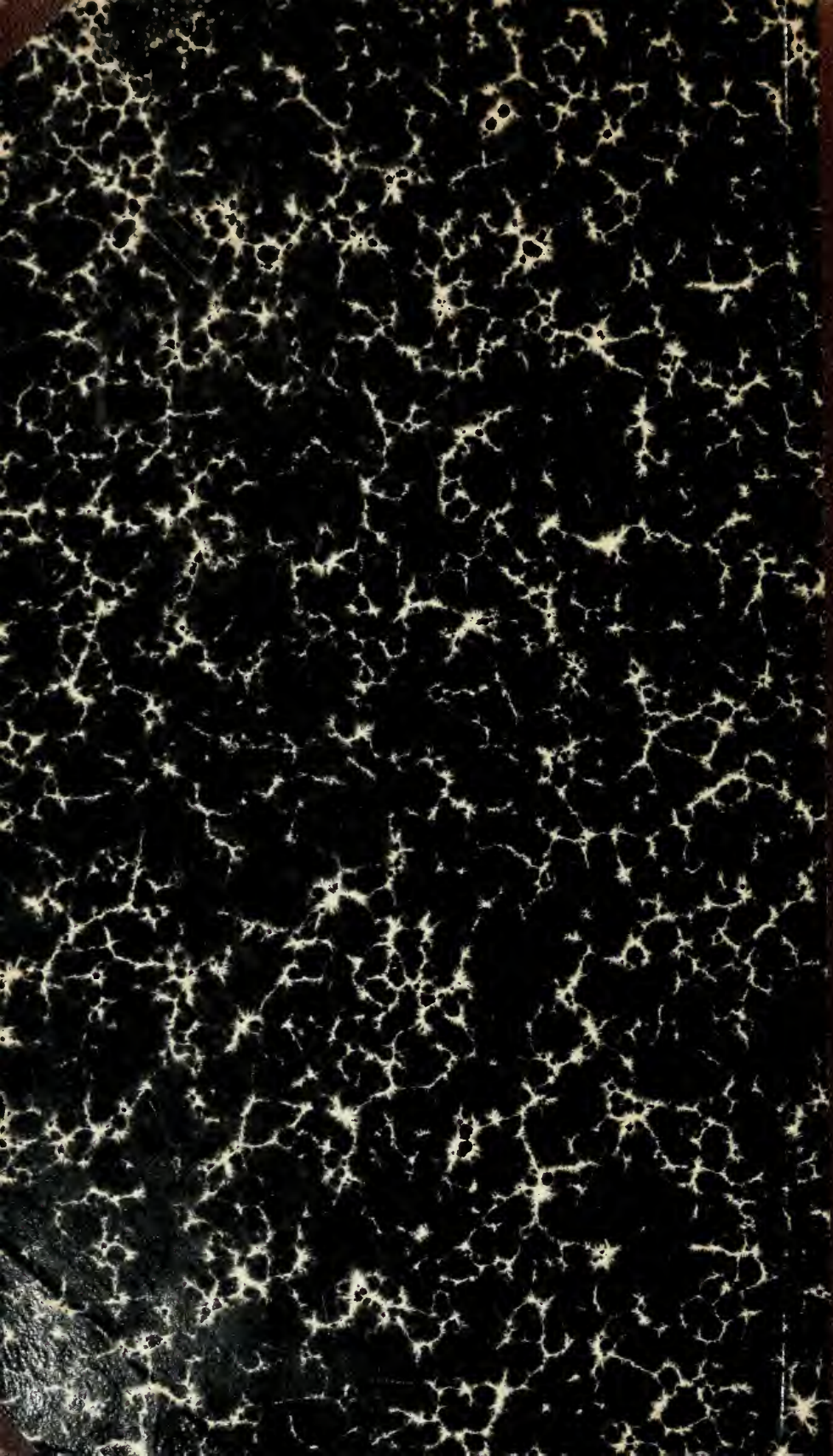
Im 5. Abschnitt, der das Bildungswesen behandelt, finden wir eigenartige Erwägungen über die soziale Stellung des Bildungswesens; über die geistige Güterbewegung, die Stellung der Familie und des Staates zum Bildungswesen, Konfessionalität der Schulen, Bedeutung der Volksschule u. a. m.

Möge Willmanns Didaktik im neuen Gewande eine weitere segensreiche Wanderung durch die deutschen Lande antreten und viele neue Freunde gewinnen, Freunde, die dem edlen Verfasser dankbar sein werden für Klärung ihrer Lebensanschauung, Erweiterung ihrer geistigen Gesichtskreise und Stärkung eines idealen, sittlich gehobenen und religiös begeisterten Bildungsdranges.

Jos. Froberger.

BV
2300
W5A4
Jg.15

Afrika-Bote

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY